Blatchford

In
England wurden
von diesem Buche
annähernd eine Million
Exemplare verkauft!

Soziale Briefe

an Schulze und Genossen

Aus dem Englischen
des Robert Blatchford übersetzt
und für deutsche Verhältnisse bearbeitet

von

Henry Wright.

Preis: 1 Mark.

Leipzig
Verlag von Reinhold Werther
1896.

Verlag von Reinhold Werther in Leipzig.

Der Arbeiterstand
und die
Sozialdemokratie.

Zwei Reden

gehalten in öffentlicher Versammlung des evangelischen Arbeitervereins zu Leipzig am 27. März 1896

von

Geh. Hofrat Professor Dr. Rudolph Sohm

und

Max Lorenz,

Redakteur d. (sozialdemokratischen) Leipziger Volkszeitung.

Dritte Auflage.

Preis 60 Pfg.

Diese Broschüre ist der erste Baustein zu einer Brücke, welche die unheilvolle Kluft zwischen Arbeiterstand und Bürgertum überbrücken soll und muß.

Die sozialen Pflichten der Gebildeten.

Vortrag

von

Geh. Hofrat Professor Dr. R. Sohm.

Preis 20 Pfg.

Soziale Briefe

an Schulze und Genossen.

Aus dem Englischen des Robert Blatchford übersetzt
und für deutsche Verhältnisse bearbeitet

von

Henry Wright.

Leipzig
Verlag von Reinhold Werther
1896.

Vorwort des Verlegers.

Gar manche, die mich und meine Verlagsthätigkeit kennen, werden erstaunt sein, dieses von einem Sozialdemokraten verfaßte Buch in meinem Verlage zu finden. Ich habe mich auch nicht sofort entschließen können, den Verlag des Werkes zu übernehmen. Schließlich waren es aber drei Gründe, die mich bestimmten, den Verlag zu übernehmen:

1. Über Sozialismus und Sozialdemokratie herrscht in weiten Kreisen noch eine ganz unglaubliche Unkenntnis. (Viele stellen sich unter Sozialdemokraten noch immer solche Leute vor, die das ganze Vermögen teilen wollen, oder solche Leute, die für einen utopistischen, in Wirklichkeit unmöglichen Zukunftsstaat schwärmen.) Es ist aber heutzutage unbedingt notwendig, daß sich jeder Einzelne mit dieser Frage beschäftigt und dazu kann dieses Buch, welches ruhig und sachlich, für jedermann verständlich, die Bestrebungen des Sozialismus klar legt, gute Dienste thun. Es ist vieles darin, womit einer, der nicht Sozialdemokrat ist — auch ich bin keiner — nicht einverstanden sein kann. Aber die Vorschläge, die hier gemacht werden, sind der Art, daß man wenigstens ruhig und sachlich darüber diskutieren kann.

2. In der Sozialdemokratie macht sich jetzt eine Bewegung geltend, die nichts mehr von revolutionären Gedanken wissen will. Diese Bewegung will die Sozialdemokratie zu einer sozialreformatorischen Partei umgestalten. Als ich vor kurzem die beiden Reden von Herrn Geh. Hofrat Professor Dr. R. Sohm und dem Sozialdemokraten Herrn Max Lorenz verlegte, mußte ich von vielen Seiten hören, ja der Lorenz, das ist ja gar kein Sozialdemokrat. Und doch sind sowohl Herr Lorenz, wie der Verfasser dieses Buches Sozialdemokraten. Sie gehören beide der Richtung an, welche den, um dieses Wort zu gebrauchen, sozialistischen Zukunftsstaat nicht plötzlich auf revolutionärem Wege, sondern langsam auf reformatorischem Wege durch allmähliches Hineinwachsen

erstreben. Dieser Strömung in der Sozialdemokratie zum Siege zu verhelfen, ist aber Pflicht jedes Einzelnen, sei er, wer er sei, gehöre er einer politischen Partei an, welche es auch sei. Dadurch wird die gefährliche „revolutionäre Sozialdemokratie“ viel wirksamer und kräftiger bekämpft, als wenn man sie durch eine „glatte Machtfrage“ unterdrücken will. Es ist wohl selten ein so unkluges und unüberlegtes Wort ausgesprochen, wie dieses von der glatten Machtfrage. Die Geschichte, die Lehrmeisterin für alle Zeiten, lehrt doch klar und deutlich, daß man den Träger eines Gedankens wohl totschlagen kann, den Gedanken aber niemals.

3. Wie bei Lorenz, so tritt auch hier klar zu Tage, daß diese junge Strömung in der Sozialdemokratie im Begriff ist, die internationalen Gedanken aufzugeben und Reformen auf nationalem Boden anzustreben. Auch der Königsidee bezw. der konstitutionellen Monarchie stehen sie nicht mehr so feindlich gegenüber, wie es die Sozialdemokratie bisher gethan hat. Und endlich, was für mich das Wichtigste ist, erkennen beide an, daß die Religion bezw. das Christentum ihren Bestrebungen durchaus nicht feindlich gegenüber steht, sondern daß es der wertvollste Bundesgenosse ist, den sie im Kampfe gegen die unheilvolle Macht eines verderbenbringenden Großkapitalismus haben können. In Folge dessen ist auch die mit Recht verurteilte Feindschaft der Sozialdemokratie gegen alles, was christlich heißt, in diesem Buche verschwunden.

Das sind die Gründe, die mich bewogen haben, dieses Buch zu verlegen. Dazu kommt noch eins. Mir ist sehr viel daran gelegen, daß sich heute jeder mit der Frage beschäftigt: Was will die Sozialdemokratie? In diesem Buche findet er eine Antwort darauf. Wenn nun dasselbe in einem sozialdemokratischen Verlage erschienen wäre, dann würden es gerade die Kreise, in die es hineindringen soll, kaum sehen, noch viel weniger kaufen und lesen.

Leipzig, Ende Juni 1896.

Reinhold Werther.

Vorrede.

Ein jeglicher sehe nicht auf das Seine, sondern auf das, das des andern ist.
Philipper 2. 4.

Was nützen alle aufgespeicherten Reichtümer und alle Früchte der Civilisation, wenn sie immer nur für einige wenige vorhanden sind, und die große unendliche Menschheit stets der Tantalus bleibt, welcher vergeblich nach diesen Früchten greift? Schlimmer als Tantalus, denn dieser hatte wenigstens die Früchte nicht hervorgebracht, nach denen sein dürstender Gaumen vergeblich zu lechzen verdammt war.
Lassalle.

Im Speisesaal eines Erholungsortes im Hochland war ich unlängst der gezwungene Zuhörer einer geschwätzigen Dame, deren Redefluß kein Ende nehmen wollte. Mit gellender, im ganzen Saale hörbarer Stimme, teilte sie ihre Ansichten über die alltäglichsten Sachen wie Kindererziehung, Ferienaufenthalt, Hotels u. s. w. mit, und keine der der Reihe nach dargebotenen Speisen vermochte diesen dahinfließenden Redestrom zu dämmen. Jene bedauernswerten Gäste mußten alle wohl oder übel diese Qual aushalten. Und da fiel es einem unwillkürlich ein, wie harmlos und geräuschlos der Beruf des Schriftstellers gegen die schreienden Auslassungen des leeren Schwätzers ist. Der Schriftsteller schlägt keinen Lärm, unterbricht niemanden in seinem schönen Gedankengang, seinen süßen Träumen. Er spinnt da in aller Ruhe seine Verrücktheiten für sich, und die Menschen lächeln mitleidig und brauchen sich nicht weiter darum zu kümmern. Es kann ihn das Los des Dramaturgen treffen, der sehen muß, wie ein einziger Abend genügt, um eine Arbeit gänzlich zu vernichten, an welcher er vielleicht jahrelang gearbeitet hatte. Andererseits kann er eine bescheidene Schrift herausgeben, die rasch eine nie geahnte Wirkung hat. Dieses letztere gilt von dem Werk des Schriftstellers Blatchford „Merrie England“, welches sich der Gemüter so rasch bemächtigte, daß in kurzer Zeit fast eine Million Exemplare dort verkauft wurden, abgesehen von dem Umstand, daß in Amerika

und Australien Auflagen erschienen und das Buch in sechs oder sieben Sprachen übersetzt worden ist. Ein Werk, welches eine zutreffende Kritik der bestehenden sozialen Verhältnisse und Einrichtungen ausübt, welches genaue Kenntnis und ausgedehnte Studien verrät und das sehr anregend geschrieben ist, dürfte, bei der eminent großen Wichtigkeit der Frage des Volkswohls, auch für die deutschsprechenden Völker Interesse haben.

Es gab Zeiten, in welchen der bloße unerlaubte Besitz der Bibel ein Verbrechen war, welches mit schweren Strafen belegt war. Seit jener Zeit sind wir um ein Stück vorwärts gekommen und es geht nicht mehr gut, daß man solche Gewaltmittel anwendet. Dafür giebt es aber in unserer Zeit einen Ersatz, nämlich den, daß man den Anhänger von neuen störenden Ideen konsequent anschwärzt, und seinen Bestrebungen unedle, unwürdige Beweggründe unterschiebt. Diese lobenswerte Arbeit besorgt in erster Linie die bezahlte freie Presse, so daß es in allen großen bedeutenden Bewegungen immer lange dauert, bis dieser Nebel vor den Augen verschwindet und man einen klaren Blick bekommt. Man konnte kaum erwarten, daß dem Sozialismus dieses Schicksal erspart bleiben würde; er macht die Sache jetzt durch, und es ist nur in der letzten Zeit, daß man allmählich anfängt, ihn nicht mehr als ein Ungeheuer, als ein Schreckensgespenst zu behandeln. Man fängt an, die Sache vernünftig anzuhören und vielen Anhängern davon einigermaßen die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, daß sie edle, aufopferungsfähige, denkende Männer sind, die das wahre Wohl der großen Volksmassen anstreben; und wenn die unantastbare Respektabilität noch weit davon entfernt ist, sich in die Arme des Sozialismus zu werfen, so hört sie wenigstens immer mehr und mehr auf, bei Lautwerden dieses Wortes, hysterische Anfälle zu bekommen.

Heutzutage giebt es soviel Sozialismus in praktischer, wohlthuender Anwendung — man denke an den Bahn- und Postdienst, die Altersversorgung, die Einrichtungen bezüglich der Krankenpflege, der Kassenärzte, der Schulen u. s. w. — daß es sehr nahe liegt, eine weitere Ausdehnung dieses Systems anzustreben. Wie kam eine Regierung je dazu ein Fabrik-, Wucher-, Nahrungsgesetz zu machen? Es war das eine starke Beschränkung der Macht des Kapitals. Die Regierungen haben sich also hie und da schon auf

die Seite des Schwachen, Wehrlosen, Besitzlosen, gegen die Riesenmacht des Kapitals gestellt. Und wer soll ihnen das genaue Ziel setzen, wie weit sie gehen sollten, um das Interesse und das Wohl des ganzen Volkes zu sichern? Vorläufig hat zwar keine Regierung Grund sich Vorwürfe zu machen, daß sie allzu hitzig Partei für den kleinen Mann, für die Volksmassen genommen hätte, daß sie besonders streng in der Handhabe des Kapitalismus gewesen wäre. Sämtliche Regierungen, seien dieselben der Form nach noch so grundverschieden, sind in dem einen Punkte gleich, daß der Kapitalismus alles dominiert. Man betrachte einige, dem allgemeinen Geschäftsleben entnommenen Beispiele als Belege dafür, wie grundverschieden der Kapitalismus und die Arbeiter überall behandelt werden.

Im Staate New York hat sich vor einiger Zeit ein Bread Trust (Brot-Syndikat) die Aufgabe gestellt, in verschiedenen Städten, der Reihe nach, einen Bäckermeister nach dem andern zu Grunde zu richten, indem dieser Trust das Brot unter dem Kostenpreise hergiebt, so lange natürlich als bis ihm das ganze Feld völlig geräumt wird. Es war keine Rede davon diese Schurken (die in der einen oder andern Form überall auftauchen) zu bestrafen. Eine Handvoll Kapitalisten hat überall volles unbeschränktes Recht den Brotpreis, den Preis irgend eines Artikels von dem das Leben des Volkes abhängt, zu bestimmen, unbekümmert um die Frage, wie viel Leute dadurch zu Grunde gerichtet werden. Wenn andererseits die Arbeiter, zum Zwecke der Erhöhung des Lohnes sich vereinigen, so ist das ein Schritt, der zum mindesten stets mit großem Bedenken und Kopfschütteln von außen gesehen wird, und der unter Umständen strafbar ist, respektive strafbar gemacht werden soll. Eugene Debs und andere in Amerika, welche den Eisenbahnbediensteten nur rieten nicht mehr zum alten Lohne zu arbeiten, erhielten alle längere Gefängnisstrafen. Im republikanischen Frankreich hat die Angst vor der herannahenden Ära der Gerechtigkeit die kapitalistische Klasse veranlaßt, Vorschläge zur Verhinderung von Arbeiterkombinationen zu machen. Nach dieser infamen Vorlage hätte der Arbeiter, welcher sich einem Streike anschließt, Einkerkerung bis zu 6 Monaten erhalten können, während die Regierung die Anführer zu Gefängnisstrafen von 2 bis zu 5 Jahren hätte verurteilen können. In Deutschland hat man die

Periode der Umsturzvorlage gehabt, und nun vernimmt man die Kunde von gewünschten Änderungen des Wahlgesetzes, wodurch der gerechte politische Einfluß der großen Massen wesentlich geschmälert werden würde.

Es ist überall das Gleiche. Was war das für eine Behandlung der Kohlenarbeiter in Deutschland, welche dieselben endlich veranlaßte einen Streik zu machen? Die Haltung der Behörde in der Roubaix-Affaire, im Carmaux Streik, das Benehmen der Meister im jüngsten Belfaster Streik war so erbärmlich, unwürdig, und schofelig wie nur möglich.

Dieses Buch macht manche Enthüllungen über die arg bescheidenen Verhältnisse von buchstäblich fast der ganzen Nation, welche vielen nicht bekannt sein dürften. Wiederum berührt es das stets schlimmer werdende Schicksal einer enormen Helotenklasse, die überall ist, von deren Vorhandensein aber verhältnismäßig wenig bekannt ist, weil die einzelnen Glieder zerstreut sind, und weil diese Klasse, durch den Mangel an Einigkeit, die allein stark macht, völlig machtlos ist. Nur wenn ein Streik ausbricht erfährt die Welt, daß z. B., die Konfektionsschneiderinnen einen Wochenlohn von $4\frac{1}{2}$ bis $6\frac{1}{2}$ Mark haben. Wie zahlreich sind aber die Branchen, in welchen kein Verband, nicht die geringste Einigkeit existiert, in welchen vielmehr die Arbeiter einander fortwährend unterbieten. In solchen geht das Elend nach wie vor fort, ohne daß eine Stimme erhoben wird die Lage der Unglücklichen zu bessern, fast ohne daß ein Mensch das alles weiß, oder sich darum kümmert. Damit Spielsachen, Galanteriewaren, Pinsel, und was nicht alles wohlfeil verkauft werden, müssen ganze Klassen ausgebeutet und zu Grunde gerichtet werden. Um billige Kleider zu bekommen, treibt man junge Schneiderinnen zur Prostitution, und man läuft Gefahr daß Krankheiten aus den Stuben der armen Schneider übertragen werden.

Das alles in einem Zeitalter, in welchem man nicht wenig stolz auf seine Vernunft, seine Humanität ist! Die Zeit wird aber, Gottlob, nicht ausbleiben können in welcher, wie Morris sagt, man es unglaublich finden wird, wie eine Nation solch ein erbärmliches, schäbiges, schmutziges Dasein führen konnte, als das heutige Leben der Nation ist.

Soll das so fortdauern, respektive die Lage der Massen sich

immer verschlechtern? Eine Frage, welche das Wohl von siebenachtel der Bevölkerung betrifft, sollte erörtert werden, ohne daß die Leute, welche die Gerechtigkeit einführen wollen, mißdeutet und verleumdet werden. In seiner Antrittsrede voriges Jahr hat der Rektor der Berliner Universität andere Äußerungen gethan, als man leider zu sehr gewöhnt ist zu thun. In Lassalle, Engels und Marx lernt man, sagte er, Denker ersten Ranges kennen. Der Kreis von denkenden, Gerechtigkeit liebenden, dem Volke wohlwollenden Leuten wird immer größer, und diesem Kreis imponiert es durchaus nicht, daß einzelne, mit mehr oder weniger protzenhafter Ostentation auftreten, während die großen Volksmassen, welche den Wohlstand verdienen, in den kärglichsten Verhältnissen, vielfach in Elend leben.

Solche Leute erblicken ein intelligentes emsiges Volk, und sie wissen, daß mit etwas Organisation das ganze Volk anständige menschenwürdige Lebensverhältnisse, als das Resultat seines Fleißes, ernten könnte und sollte. Sie können nicht umhin eine andere, gerechtere Verteilung der Belohnung der Arbeit zu erstreben. Diesen wirklichen Volkswohlwollenden, zu welchen unbestritten die alleredelsten und allerersten Geister, wie Carlyle, Ruskin, Kingsley und andere zählen, wird der Humbug immer unausstehlicher, daß man einerseits, auf Kosten der großen Volksmassen, sich bereichert, während man dann andererseits das geschehene Unrecht dadurch sühnen will, daß man sich den Schein des Wohlthätigkeitsinnes giebt und den Armenball besucht, Einkäufe im Armen-Bazar macht, oder einen Jahresbeitrag von 2 Mark zur Unterstützung der Wärmstube, und des Volksbildungsvereins bezahlt. Durch gerechte ökonomische Einrichtungen wird es einst für derartige Anstalten keinen Raum mehr geben.

Erfreulich ist es, daß in allen Ländern, und in allen Schichten der Bevölkerung die Anzahl derjenigen, welche eine gerechtere Verteilung der Früchte der Arbeit erstreben, sich rapid vermehrt. Die Überzeugung bei Einzelnen war so gewaltig, daß Reiche und Adelige in England, Rußland, und anderswo auf ihren Wohlstand verzichtet haben und freiwillig arm geworden sind. Unter den Geistlichen in verschiedenen Konfessionen in England, von Bischöfen bis zu Hilfsgeistlichen herunter, giebt es zahlreiche tüchtige Männer,

welche für den Sozialismus warm eintreten, und welchen es sehr daran liegt, die heutige öde, formelle Scheinreligion aus der Welt zu schaffen, und an deren Stelle eine wahre, thatkräftige Religion, im Geiste des sanftmütigen, allgütigen, selbstverleugnenden Gründers zu sehen. Auch unter den deutschen Geistlichen, namentlich unter den jüngeren, giebt es eine Menge, welche die Ungleichheit, die Ungerechtigkeit und das weitverbreitete Elend nicht mehr mitansehen können, und welche christlich-sozial gesinnt sind. Solche werden freilich von den großen Scharen ihrer Amtsbrüder Schwärmer, Fanatiker, Schöngeister genannt. Schwärmer! Wie hätten diese Vertreter der makellosen Respektabilität Jesum Christum betitelt?

Vor allem fast möchte man einen Appell an die Frauen richten. Diese, wenn sie wollen, können so enorm viel ausrichten. Die deutschen Frauen wissen gar nicht wie hart das Los ihrer armen Schwestern ist. Sie können es nicht wissen, sonst könnten sie unmöglich ruhig und heiter nachmittags in ihr Kaffeekränzchen gehen: wenn sie das alles wüßten, würden sie sich ihrer Ruhe und Gleichgültigkeit schämen, und entrüstet sich aufraffen, solchen infamen Zuständen in einem sogenannten christlichen Zeitalter ein rasches Ende zu bereiten. Wie werden die Töchter solcher Damen zärtlich überwacht! Für Anstand, für Schicklichkeit wird bis in das kleinste Détail gesorgt. Und die anderen und ihre Töchter? Auch sie haben den ähnlichen zarten Körperbau, genau dieselben Empfindungen, den nämlichen Organismus, welcher Schonung bedarf.

„... mit derselben Speise genährt, mit denselben Waffen verletzt, denselben Krankheiten unterworfen, mit denselben Mitteln geheilt. ... Wenn ihr uns stecht, bluten wir nicht? Wenn ihr uns kitzelt, lachen wir nicht? Wenn ihr uns vergiftet, sterben wir nicht?"

Die Väter und Brüder der glücklicher situierten Mädchen vermeiden jedes Wort, welches die Wangen der Unschuld erröten machen könnte. Andere, eben so anständige Mädchen, die sich für das Geschäft oder den Laden nett kleiden sollen, verdienen 1 Mark oder weniger pro Tag; und erdreisten sich manche Arbeitgeber ihnen frech ins Gesicht zu sagen, sie sollen sich noch einen Erwerb beilegen, wenn der Lohn nicht ausreicht.

Die folgenden Seiten enthalten etwas, nicht viel, über das harte Los großer Schichten der Bevölkerung. Das ist eine große,

traurige, wenig bekannte Litteratur, denn man soll solche Dinge nicht erfahren. Viele wollen nichts davon hören, denn solches Wissen stört doch nur das Gemüt. Die Hauptsache ist, nur den Schein der Respektabilität unter allen Umständen bewahren. Darum ist fast alles bemüht, insbesondere die Tagespresse. Das große Weltblatt die Münchener Neuesten Nachrichten, welches über jede Differenz mit einem Droschkenkutscher ausführlich berichtet, und nicht versäumt die spannende Kunde zu bringen, wenn ein Gemüsekarren umgeworfen wird, hat in den letzten Wochen eine gutverbürgte Notiz über die Verwendung von Kindern vom fünften Jahre an, in einer Branche der Hausindustrie, nicht aufgenommen, obwohl dasselbe Blatt eine Notiz abdruckte, welche auf die Leser den alleinigen Eindruck machen mußte, diese Kinder fänden keine solche Verwendung. Diese ritterlichen Herren haben einmal durch einfache Bekanntgabe der nackten Wahrheit, die Gelegenheit gehabt, ein Wörtlein für arme geplagte Kinder, die keine Stimme und keinen Verteidiger haben, einzulegen, und sie haben es vorgezogen, die Gelegenheit nicht zu benützen. Das ist nur ein Beispiel unter vielen, wie die Tagespresse vorgeht. In jungen Jahren war Mark Twain an einer Zeitung in Californien angestellt. Es war zu einer Zeit, in welcher die chinesischen Einwanderer von den rohen einheimischen arg mißhandelt wurden. Twain berichtet, daß, wenn die Einheimischen einen Chinesen prügelten, oder gar umbrachten, die Zeitung jedesmal darüber schwieg. Die Besitzer waren weltklug genug es mit den Abonnenten, welche solche Streiche spielten, nicht verderben zu wollen. Unter den Abonnenten sind Leute, in hoher sozialer Stellung, Gesinnungsgenossen, persönliche Freunde, Leute, die Auszeichnungen haben, und da heißt es vorsichtig sein.

Ähnlich ist es mit dem Drama. Ein Drama wie die Weber z. B. darf auf den meisten großen Bühnen nicht gegeben werden. Es ist, daß die Thatsachen nicht im mindesten genieren, so lange sie nur gehörig in Dunkel gehüllt sind. Das, was allein geniert, ist der Umstand, daß man die unangenehmen Thatsachen an das Tageslicht zerrt. Das soll man ja nicht thun.

Eine große Ausstellung illustriert unser heutiges Leben. Dort prangt alles in billigem ephemerischen Prunk, alles ist Flitterwerk, Oberflächlichkeit, wohlfeile Imitation. Die Buden und Schränke sind (mit Imitation) reichvergoldet, die schmucken Herren und Damen,

die dabei stehen, teilen ihre Muster gratis aus und sind vergnügt und artig. Überall ist Zuvorkommenheit und gute Laune, und man soll den Eindruck der allgemeinen Zufriedenheit, Wohlhabenheit und Feiertäglichkeit bekommen. Alles ist sauber, nett und proper, — ein Trugbild — keine Kunde von dem wahren Wesen der Dinge, von dem unbeschreiblichen Elend, der Armut und der Ausbeutung der Arbeiterfamilien, die jene Waren machen, und von den entsetzlichen Verhältnissen, in welchen diese Armen leben!

Der Sozialismus ist empört über die Ungerechtigkeit in der Welt. Alle edlen, hohen Bestrebungen und die Gelegenheit zu einer geistigen und physischen Entwickelung des Menschen sind für fast alle Leute gänzlich ausgeschlossen, weil fast das ganze Volk in einem unwürdigen Kampf um das bloße tägliche Brot sich abmüht, sehr oft sogar ohne diesen geringen Erfolg zu erzielen.

„Was ist der Mensch,
Wenn seiner Zeit Gewinn, sein höchstes Gut
Nur Schlaf und Essen ist? Ein Vieh, nichts weiter.
Gewiß, der uns mit solcher Denkkraft schuf,
Voraus zu schau'n und rückwärts, gab uns nicht
Die Fähigkeit und göttliche Vernunft,
Um ungebraucht in uns zu schimmeln."

Wenn, als eine unausbleibliche Folge der jetzigen ökonomischen Einrichtung, auch ein unwünschenswertes Element mit dem Sozialismus vermengt ist, so trägt der Grundgedanke keine Schuld daran, und wird das Wesen des edlen Bestrebens dadurch nicht beeinträchtigt. Der Sozialismus ist das einzige christliche, humane, rechtschaffene System, die alleinige Einrichtung, welche verspricht, den Fleiß des Volkes mit einem allgemein würdigen, anständigen Dasein zu belohnen. Auf der Bahn des Fortschritts werden die Menschen unfehlbar bei dem Sozialismus anlangen, und keine Macht der Welt vermag dieses zu verhindern. Daher wäre es klug, zeitig sich dem Unvermeidlichen zu fügen und vor allem das Volk für seine neue Stellung heranzubilden, denn die größte Aufgabe unserer Zeit dürfte die sein, das Volk auf das Kommende ordentlich vorzubreiten.

H. W.

Nichts ist wünschenswerter als die Verbreitung des allgemeinen guten Willens, unabhängig von jeder anderen Bedingung. Goethe.

Wenn Du die Sozialisten, jene schrecklichen Apostel der Unzufriedenheit, die eine etwas gerechtere Verteilung der Erde reicher Gaben anstreben, verleumden hörst, dann möge Dein Verstand oder Dein gutes Herz Dir eingeben, daß jene Menschen am Ende doch das Bestreben haben, den Krieg und das Elend aus der Welt zu schaffen, die Würde und die Unabhängigkeit der Frauen zu erzielen, allen Kindern die Gelegenheit zur günstigen Entwicklung zu geben, und dem Alter einen sorgenfreien friedlichen Lebensabend zu sichern: und so könntest Du zu der Ansicht kommen, daß diese Leute schließlich doch ein wenig Achtung und Aufmerksamkeit verdienen. Georges Renard.

Unwürdig die, die nichts machen
Für die Armen und die Schwachen,
Die Beschimpfung, Zorn, und Hassen
Nicht über sich ergehen lassen,
Lieber als verschwiegen halten
Die Greul, die da überall walten;
Die dem Volk sein Recht nicht zollen
Weil es nur Vereinzelte wollen.

Durch alle Generationen hindurch haben selbst die besten und wohlwollendsten Menschen den großen Fehler gemacht, daß sie den Armen mittels Almosen verschiedener Arten, und mittels an sie gerichteter Ratschläge, recht geduldig zu sein, und auf bessere Tage zu hoffen, immer helfen wollten. Jedes andere Trost- und Hilfsmittel hat man angewandt — nur die einzige Abhilfe nicht, die der liebe Gott befohlen hat — die Gerechtigkeit.

Ruskin.

1. Brief.

Das Problem des Lebens.

Wir bewundern das Schöne, wenn auch unsere Gesinnung, unser Geschmack einfach ist, und wir bilden den Geist, ohne daß wir dabei etwas an unserer Männlichkeit einbüßen. Unsere Reichtümer verwenden wir nicht äußerlich und nicht der Ostentation halber, sondern lediglich da, wo Reichtümer thatsächlich gut angewandt werden. Sich als arm bekennen ist bei uns keine Schande, vielmehr wird die wahre Schande nur darin gesehen, daß man nicht thätig ist. Ein athenischer Bürger vernachlässigt nicht dadurch seine Staatspflichten, indem er für sein eignes Heim sorgt. Den Mann, der keinen Sinn für das allgemeine Wohl hat, halten wir nicht für harmlos, sondern für unnütz. Nicht die Besprechung von Gegenständen ist das große Hindernis im Wege der Besserung, sondern dieses Hindernis bildet der Mangel an Kenntnissen, welche die freie Diskussion herbeiführen soll, noch ehe man zu Handlungen schreitet. Wir schaffen uns Freunde an, je nachdem unsere Gesinnung eine freigebige, freimütige ist, und nicht je nachdem unser Besitz sich vermehrt. Die Ehre allein bleibt ewig jung, und nicht Reichtümer, wie viele meinen, sondern lediglich die Ehre ist der Menschen Freude, wenn sie alt und abgenützt sind.

Thukydides.

Es thut mir leid, mein lieber Schulze, daß Du den Sozialismus für ein schnöd und unsinnig Ding hältst, und daß in Deinen Augen die Sozialisten entweder Bösewichte oder Narren sind. Immerhin aber besitzest Du verschiedene gute Grundeigenschaften, und besonders, da die Familie Schulze ziemlich zahlreich ist, habe ich mir vorgenommen, Dir diese Frage etwas auseinanderzusetzen.

Du bist für den Fortschritt und Du bildest Dir nicht wenig darauf ein, ein tüchtiger heller Kopf zu sein. Von Natur bist Du eigentlich recht bescheiden, und Du würdest Dir dies nicht eingebildet haben, wenn es Dir verschiedene politische Redner in Wahlversammlungen nicht so und so oft gesagt hätten. Daher kommt es, daß Du eine gesunde Verachtung für alle bloßen Theorien zu hegen glaubst. Auch hast Du Dir die Gewohnheit angeeignet, immerwährend und in einem gebieterischen Ton „Thatsachen“ zu verlangen, ungefähr so wie ein Heldenbrigand auf der Bühne Wein verlangt.

Nun, mein lieber Schulze, wenn Du wirklich ein vernünftiger verständiger Mann bist, so werden wir sehr gut miteinander auskommen, denn auch ich bin ein einfacher praktischer Mann. Ich glaube das, was ich sicher weiß und was ich sehe, und eine Thatsache imponiert mir mehr als ein erster Bürgermeister. In diesem Buch werden wir es nur mit den unumstößlichsten Thatsachen und

mit der nüchternsten Vernunft zu thun haben, und ich appelliere an Deinen gesunden Verstand und an das Gerechtigkeitsgefühl, welches, wie es mir scheint, Du in größerem Maße besitzest als die Fähigkeit weiter hinauszuschauen als bis zur Spitze Deiner freien unbestechlichen Nase während des Wahlkampfes.

Ich nehme an, daß Du als ein gescheiter praktischer Mensch lieber gut als schlecht daran sein willst, und daß Dir, für alle Deine Mühe und Arbeit, eine ordentliche, gerechte Belohnung lieber ist als eine geringere armselige Entschädigung. Ferner nehme ich an, daß Du als ein humaner Mensch nicht willst, daß andere leiden, wenn man diesem Leiden ein Ende machen kann. Wenn ich dann behaupte, daß Du betrogen wirst, und besonders, daß schwache Frauen und Mädchen und kleine Kinder entsetzlich viel Elend und Unrecht leiden, und wenn ich dann weiter behaupte, daß ich die Mittel weiß, wodurch Du Gerechtigkeit erlangen kannst, und wodurch diese Frauen und Kinder den Frieden erreichen werden, so wirst Du gewiß als ein freundlich gesinnter und vernünftiger Mann mich wenigstens anhören.

Wenn das Dach Deiner Wohnung ein Leck hätte, oder wenn Dein Geschäft recht miserabel ginge, oder wenn eine Epidemie in der Stadt wäre, und alle angewandten Abhülfsmittel nutzlos geblieben wären, so würdest Du doch jedem glaubwürdigen Menschen Gehör schenken, der Anspruch darauf machte die Mittel zur Abhülfe zu wissen. Ich sage nicht, daß Du sein Mittel ohne weiteres und ohne es geprüft zu haben anwenden würdest, denn das hieße unbesonnen und leichtsinnig handeln. Du würdest aber seiner Auseinandersetzung aufmerksam zuhören, und wenn Dir diese vernünftig und annehmbar vorkäme, so würdest Du das vorgeschlagene Mittel probieren.

Eine Idee ablehnen, weil sie neu ist, beweist keinen besonderen Grad von Vernunft. Es ist dies vielmehr ein Beweis von Unwissen. Die Gewerkvereine waren einst neu, und sie wurden von denselben Leuten denunziert welche die Ansichten, die ich vertrete, jetzt verdonnern. Es war seinerzeit kein Mangel an klugen hervorragenden Politikern und Schriftstellern, welche behaupteten, der Eisenbahnzug und der Telegraph seien Unmöglichkeiten. Es gab Leute genug die die Fabrik-Gesetze verdammten — genug, die sich über die Idee eines Ozeankabels lustig machten.

Wenn man sagt, daß eine Idee neu ist, so ist damit der Beweis noch nicht geliefert, daß sie unwahr ist. Die allerältesten Ideen waren einst neu, und manche unter meinen Ideen, z. B. die, daß Gerechtigkeit und Gesundheit kostbare Dinge sind, sind wesentlich älter als das ganze Parlamentswesen, oder als Adam Smiths berühmtes Werk über die Natur und Ursachen des Volkswohlstands.

Mein lieber Schulze, wenn Du Dir einen Begriff von dem Wert neuer Ideen machen willst, so kaufe Dir ein gutes Werk über das Leben von Charles Darwin, und wieder eines über Georg Stephenson.

Ich bitte Dich also als einen verständigen Mann, mich in der Sache ganz beiseite zu lassen, und die dargebrachten Beweise nur nach ihrem Verdienste zu beurteilen. Ich muß aber auch bitten, daß Du Dich selbst vergißt. Einer der alten Klassiker — ich meine es war Pythagoras — sagte, daß man, um denken zu können, aus dem Körper herausgehen müsse, daß da, wo es sich um die Lösung eines Problems handelt, Du Dich von keinem persönlichen Vorurteil, keiner Rücksicht auf Rangesunterschied oder dergleichen leiten lassen darfst, sondern Du mußt stets rein objektiv beurteilen und nur die Beweise wägen, wie das die Pflicht der Geschworenen bei Gerichtsverhandlungen ist.

Lasse also ein für allemal den Umstand ganz außer dem Spiel, daß Du ein Zimmermann, ein Fabrikarbeiter, ein Freisinniger; ein Katholik oder sonst irgend etwas bist, und denke über das Problem lediglich als Mensch nach. Wenn Du ein Rechenproblem zu lösen hättest, oder wenn Du in einem kleinen Kahn den Wogen des Meeres preisgegeben würdest, so würdest Du doch nicht als Ultramontaner, oder als Schutzzöllner ans Zeug gehen, sondern Du würdest einfach bei der Rechenaufgabe Rechenregeln anwenden, und im zweiten Falle würdest Du nach besten Manneskräften rudern und Dich emsig nach einem daherfahrenden Schiffe umsehen, gleichviel, unter welcher Fahne es segelte. Ich bitte Dich also, lieber Schulze, mich ruhig anzuhören und dann nachher zu entscheiden, ob ich Recht oder Unrecht habe.

Was ist denn dieses Problem? Ich nenne es das Problem des Lebens. Wir sehen hier ein Land und ein Volk, und das Problem bei einem vorhandenen Land und Volk ist: wie soll das

Volk das Land am besten ausnützen, und sich am vorteilhaftesten entwickeln?

Werfen wir einen raschen Blick auf die Eigenschaften des Landes und des Volkes. Das Land ist fruchtbar und man findet allenthalben große Vorräte von fast allen Dingen, welche das Volk nötig hat. Das Volk ist arbeitsam und kräftig, und berühmt wegen seiner Ausdauer, Erfindungsgabe und Denkkraft.

Daraus könnte man eigentlich den Schluß ziehen, daß es einem solchen Volke in einem solchen Lande unfehlbar gelingen müßte, Allen Gesundheit und Glück und Überfluß zu sichern. Leider wissen wir aber nur zu gut, daß ein sehr großer Teil unserer Bevölkerung weder gesund, noch glücklich, noch vermöglich ist. Das sind doch Thatsachen, nicht wahr? Bis hierher gehen wir also einig.

Nun behaupte ich, daß, wenn der Fleiß unserer Bevölkerung richtig organisiert und klug verwendet wäre, unser Land, gegen sehr geringe Mühe, einen reichlichen Überfluß für Alle abwerfen würde. Ich behaupte, daß die Arbeit der Bevölkerung nicht vernünftig organisiert und verwendet wird, und ich möchte beweisen, wie man das anders einrichten könnte, und was die segensreichen Resultate wären, wenn solche Vorschläge zur Ausführung gelangten.

Das Ideal des heutigen Lebens ist der Individualismus, die Konkurrenz, also jeder für sich. Jeder Mensch hat die Aufgabe, so viel Geld als möglich für sich zu erhaschen, es zu seinem eignen Vergnügen zu verwenden und es seinen Kindern zu vermachen. Das ist das heutige persönliche Ideal. Das gegenwärtige nationale Bestreben ist, so viel wie möglich aus dem Staat die Werkstätte für die ganze Welt zu machen; d. h. das Volk soll, so viel es kann, allerhand Waren für fremde Staaten fabrizieren und durch den Verkauf solcher Waren mehr Geld verdienen, als es sonst durch die Entwickelung des eignen Landes zum eignen Gebrauch verdienen könnte.

Mein Ideal ist es dagegen, daß jeder Mensch seinen Vorteil in Verbindung mit dem Vorteil seiner Mitmenschen suche, und daß das Volk sein Heimatsland zu entwickeln und auszunützen anstrebe, bevor es sich bemühe so viele Geschäfte mit anderen Ländern zu machen.

Du bist ein verständiger praktischer Mensch, Schulze, und ich möchte Dir vor allem den Rat geben, Dir ein klares Bild darüber zu verschaffen, welche Dinge für unsere Gesundheit, unser Gemüt, und für das Gedeihen unseres Körpers und unseres Geistes wirklich wünschenswert sind. Und dann, wenn wir darüber vollständig im klaren sind, sollten wir das Volk dementsprechend organisieren, damit es diese wünschenswerten Sachen bald erreiche. Denn wir wollen nämlich die denkbar besten Resultate mit dem kleinsten Aufwand von Mühe erzielen.

---

2. Brief.

Die praktische Schule.

Ihr Land ist voll Silber und Gold, und ihrer Schätze ist kein Ende; ihr Land ist voll Rosse, und ihrer Wagen ist kein Ende.

Auch ist ihr Land voll Götzen, und beten an ihrer Hände Werk, welches ihre Finger gemacht haben. Jesaia II, V. 7 u. 8.

Wir haben bereits gesehen, daß das zu lösende Problem Folgendes ist: Bei einem vorhandenen Land und Volk herauszufinden, wie das Volk sich und sein Land am vorteilhaftesten entwickeln kann.

Es ist zunächst notwendig, daß wir das Land und das Volk durch und durch kennen lernen; wir müssen uns mit den Eigenschaften, dem Vermögen von Land und Volk bekannt machen, das richtig kennen lernen, was das Land hervorbringen, und was das Volk leisten, was aus ihm gemacht werden kann.

In diesen Beziehungen stimme ich durchaus nicht überein mit den sogenannten praktischen Leuten der Manchester-Schule, denn ich bin fest überzeugt, daß unser Land alle diejenigen Dinge, welche dem Leben Annehmlichkeiten und Reiz verleihen, in noch größeren Mengen hervorbringen könnte, als das Volk nötig hätte; und daß die großen Massen viel glücklicher, gesünder, reicher und gemütvoller sein könnten, als das heute der Fall ist.

Die Manchester-Schule will uns glauben machen, daß unser Boden viel zu unfruchtbar ist, als daß er die Bevölkerung genügend unterhalten könnte, und daß das Volk zu versumpft und unvernünftig ist, als daß es an einem reinen nüchternen, verständigen und ehrbaren Leben Freude fände.

Wir haben es hier mit einer Verschiedenheit der Thatsachen zu thun, und ich werde nachher versuchen, den Beweis zu bringen, daß die Thatsachen eher mir, als der Manchester-Schule hold sind.

Du, Schulze, bist ein praktischer Mann, nicht wahr, im Besitze von Vernunft und Urteilsfähigkeit? Als solcher würdest Du lieber eine angenehme als eine unangenehme Arbeit verrichten, lieber eine gesunde, Dir zuträgliche Beschäftigung wählen als umgekehrt. Du würdest es vorziehen in einer hübschen, gesunden, als in einer abscheulichen und ungesunden Gegend zu wohnen. Du würdest lieber vier Stunden als 12 Stunden im Tage arbeiten. Es ist Dir stets lieber solche Arbeiten zu verrichten, die Du gerne thust, und die Sachen zu besitzen, an welchen Dein Herz hängt, als diese Sachen entbehren und eine unangenehme Arbeit verrichten zu müssen.

Du lebst in Oberhausen, oder in Ruhrort, oder in Mülhausen und arbeitest in der Fabrik. Wenn ich Dich frage, warum Du gerade dort wohnst und in die Fabrik gehst, so wirst Du mir zur Antwort geben, daß Du dies thust, um Dich zu ernähren. Ich glaube, unsere Ansichten werden in drei Punkten übereinstimmen nämlich, 1. daß solche Fabrikstädte keine angenehme Wohnorte sind, 2. daß der Aufenthalt in der Fabrik kein wünschenswerter ist, und 3. daß Du Dich nicht so gut ernährst als Du Dich ernähren möchtest.

Du mußt manche Sachen thun, die Du lieber unterlassen würdest, und wieder andere Sachen giebt es, nach welchen Du Verlangen hast, die Du aber nicht erreichen kannst.

Nun wollen wir einmal den Versuch machen, festzustellen, welche Dinge unserem wahren Gedeihen nützlich, und wie sie am besten zu erlangen sind. Bis dahin waren doch hoffentlich meine Ausführungen deutlich und praktisch und wahr.

Du hast natürlich Robinson Crusoe gelesen und wirst Dich erinnern, daß er nach erlittenem Schiffbruch sich auf eine Insel rettete, wo er für seinen Unterhalt sorgen mußte, so gut es eben

ging. Er baute Weizen, zog Ziegen, dörrte Obst, errichtete sich ein Haus, formte Gefäße aus Thon, machte sich Kleider aus Tierfellen, baute ein Boot, und fertigte allerhand nützliche Sachen an. Wenn er anstatt dessen sich daran gemacht hätte, Perlhalsbänder und Fächer aus hübschen Federn zu fabrizieren, ehe er für Speise und Obdach gesorgt hätte, so würdest Du sagen, daß er ein vollkommener Narr gewesen sei und versäumt hätte, seine Zeit und seine Insel ordentlich auszunützen. Was würdest Du aber erst dann sagen, wenn er sich eingeschränkt, ja sogar Hunger gelitten hätte, um Perlhalsbänder und Fächer für andere fabrizieren zu können die zu bequem waren selber zu arbeiten?

Das, was Du ihn genannt hättest, kannst Du Dich selber ruhig nennen, denn Du machst es genau so, indem Du Deine Zeit vergeudest in dem Bestreben müßige Leute und eitle Dinge zu unterhalten.

Und nun zu unserem Problem. Was sollen wir anfangen um aus unserem Lande und aus unserem eignen Leben etwas zu machen? Welche Dinge sind wirklich dazu nötig, uns ein glückliches, gesundes, und würdiges Dasein zu sichern? Diese Dinge können wir in zwei Kategorien teilen — physische und geistige. Schon hier weicht meine Meinung sehr wesentlich ab von der, der sogenannten praktischen Manchester-Schule. Mein Ideal ist Mäßigkeit für den Körper, und für den Geist Opulenz. Ich möchte jedem bei allen körperlichen Genüssen die größte Mäßigkeit und Einfachheit anempfehlen, damit ihm möglichst viel Zeit frei bleibe, um Freuden höherer und köstlicherer Art genießen zu können.

Die Manchester-Schule behandelt alle sozialen und industriellen Problme nur vom Standpunkt der bloßen körperlichen Existenz. Die guten Leute scheinen gar nicht zu ahnen, daß Du auch einen Geist hast. In ihren Augen ist es ausschließlich eine Brot- und Bierfrage und, wenn Du von diesen genug bekommst, dann hast Du alle Ursache zufrieden zu sein. Sie sind der Ansicht des Herrn in einem der Romane von Dickens, der alle Bedürfnisse einer Fährmannstochter in Rindfleisch und Bier abschätzte. Er sagte nämlich, daß es sich bei ihr nur um so und so viel Rindfleisch und Bier handele; diese Gegenstände seien das Futter, jene Maschine zu speisen, und naturgemäß dürfte man ihr nicht

mehr zuführen, als genüge, um ein regelrechtes Arbeiten der Maschine unter vollem Drucke zu sichern. Ich behaupte aber, daß ein solches Abschätzen jedem Gaul eine Beleidigung wäre.

Diese Manchester-Schule macht den Anspruch, aus praktischen Leuten zu bestehen, denen Thatsachen etwas Heiliges sind. Wie schon erwähnt, nehme auch ich den Hut vor Thatsachen ab, allein ich verlange, daß man mir den ganzen Thatbestand bloßlege, und nicht nur Bruchteile davon. Wenn ich ein Urteil abgeben soll, so muß ich das ganze Zeugnis vorher hören.

Wenn ein Gärtner sich einbildete, daß eine Pflanze nur Erdreich und Dünger und weiter nichts brauchte, und wenn er dementsprechend seine Farnkräuter auf die Sonnenseite und seine Pfirsiche auf die Nordseite seines Anwesens pflanzte, würdest Du ihn dann einen praktischen Mann nennen? Du siehst, wo hinaus ich will? Das Erdreich ist eine Thatsache und der Dünger ist eine Thatsache. Aber einer Pflanze Bedürfnis ist auch eine Thatsache, und ebenfalls der Regen und der Sonnenschein.

Wenden wir also unsern Blick von Pflanzen auf die Menschheit hin. Willst Du mir da sagen, daß der Appetit die einzige Thatsache bei der menschlichen Natur ist? Hat der Mensch weiter nichts nötig als Speise und Obdach und Kleidung? Wahr ist es, daß Brot und Fleisch und Lohn und Schlaf Thatsachen sind, allein es giebt noch mehr Thatsachen im Leben. Der Mensch hat auch Einbildungskraft und Leidenschaft, so gut wie er Appetit hat.

Ich bitte Dich wiederholt, darauf zu beharren, daß man Dir den ganzen Thatbestand vorlege und nicht nur Bruchstücke davon. Ich ersuche Dich, Gebrauch von Deinen Augen und Ohren zu machen, Dein Gedächtnis zu prüfen, Dir Rat aus Deiner eignen Erfahrung zu holen und aus der Erfahrung der besten Männer, die je gelebt haben: und wenn Du dies alles gethan hast, sollst Du dann bekennen, ob Korn, und Baumwolle, und Webstühle, und Pflüge, und Würste, und Hunger, und Durst, und was nicht alles, die einzigen und die bedeutungsvollsten Thatsachen im Leben sind.

Denn die Liebe, die Hoffnung, das Lachen, die Ruhe, die Musik, die Wissenschaft sind auch alles Thatsachen, die man mit in Rechnung ziehen muß bei der Lösung des Problems, wie das Volk sich selbst und sein Land am besten zu entwickeln habe.

Ein Leben, welches bloß aus Essen und Trinken, und Schlafen und Arbeiten besteht, ist doch kein menschenwürdiges Dasein, sondern nur das Leben eines Tiers. Solch' ein Leben ist nicht der Mühe wert. Wenn wir dazu verurteilt sind, alle unsere Tage und Nächte in einer bitteren Knechtschaft zuzubringen, in welcher wir fortwährend leiden und mühsam arbeiten müssen, um überhaupt am Leben bleiben zu können, wäre es da nicht besser, auf einmal uns von den Fesseln, die uns in dieser Knechtschaft festhalten, loszureißen und zu sterben?

Welche Dinge hat der Mensch zum Unterhalt seines Körpers und seines Geistes nötig? Der Körper bedarf zweierlei, nämlich Nahrung und gesunde Verhältnisse. Für den Geist wollen wir die drei Sachen aufzeichnen: Kenntnisse, Zerstreuung, Austausch der Gedanken.

Wir wollen zuerst die körperlichen Bedürfnisse kurz besprechen und unsere Betrachtung den Dingen zuwenden, die dazu geschaffen sind, uns gute Gesundheit zu sichern. Um letzteres zu erzielen, ist es vor allem notwendig, daß wir ein natürliches Leben führen. Je mehr wir davon abweichen, je mehr unsere Lebensweise eine gekünstelte wird, desto schlimmer wird es mit unserer Gesundheit aussehen. Die unentbehrlichen Faktoren bei körperlicher Gesundheit sind gute Luft, reines Wasser, nahrhafte und genügende Speisen, Reinlichkeit, Bewegung, Ausruhen, Wärme und Gemütsruhe. Die Haupthindernisse sind schlechte Luft, unreines Wasser, ungenügende und schlechte Nahrung, Trunksucht, Unmäßigkeit, Laster, Schmutz, Überanstrengung, Sorgen.

Kraft und Schönheit sind die unfehlbaren Merkmale guter Gesundheit. Man betrachte die Statue eines antiken griechischen Athleten und als Gegenstück dazu die Gestalt des Sklaven eines modernen Sweaters, dann wird man sehen, wie wahr dies ist. Das sind Thatsachen. Jeder Arzt, jeder wissenschaftlich gebildete Mann, jeder Künstler und Athlet würde diese Beobachtung bestätigen.

Ich werde nachher beweisen, daß das Volk im großen und ganzen kein natürliches und gesundes Leben führt, daß die Menschen im Durchschnitt viel gesünder, kräftiger und schöner sein könnten, als sie sind, und daß die durchschnittliche Lebensdauer leicht verdoppelt werden könnte.

Bezüglich der Nahrung können wir vier Hauptgegenstände aufzählen, die der Mensch im zivilisierten Leben gebraucht, nämlich Speisen, Kleidung, Obdach und Heizung. Diese Dinge sollte man alle mäßig anwenden. Einfach satt sein ist viel besser als Übersättigung. Ein Leben voll Luxus ist nicht wünschenswert, sondern nur schädlich. Wenn jemand sich zu einer Kraft- oder Dauer-Probe trainiert, genießt er nur einfache und nahrhafte Speisen, macht viele körperliche Übungen und schläft viel. Es würde keinem Wettruderer, keinem Dauerläufer, Radfahrer oder sonstigen Athleten in den Sinn kommen, sich durch den Genuß von Schildkrötensuppe, Wildpasteten und Champagner zu trainieren. Auch würde dies jeder Arzt oder sonstige Kenner bestätigen.

Ich werde hernach den Beweis bringen, daß unser Volk schlecht gekleidet, schlecht genährt und schlecht untergebracht ist, daß der kleinere Teil davon mehr bekommt, als ihm von Nutzen ist, während der größere Teil nicht genug hat; ferner, daß mit dem vierten Teil der jetzt angewandten Mühe, durch welche man dem Volke einen mangelhaften, mageren Unterhalt verschafft, es ein Leichtes wäre, für das ganze Volk einen ordentlichen Unterhalt im reichen Maße hervorzubringen.

Unterdessen wollen wir einen Blick auf die geistigen Bedürfnisse des Lebens werfen. Diese sind Kenntnisse, Zerstreuung, geselliger Verkehr. Alle diese Sachen kann man, wenn man will, unter die eine Rubrik Unterhaltung oder Kurzweil bringen. Von Kenntnissen giebt es zahlreiche Zweige, deren jeder einen unendlichen Reiz besitzt. Die moderne Wissenschaft allein enthält eine unerschöpfliche Fülle von Unterhaltung und Anregung. Die Worte Astronomie, Physiologie, Botanik, Chemie und mehr solche klingen demjenigen trocken und abstoßend, der gar nichts davon versteht; aber dem Forscher sind diese Wissenschaften anziehender, packender und bewundernswürdiger als irgend ein spannender Roman.

Die Wissenschaft ist aber nur ein Zweig der Kenntnisse. Es giebt außerdem Geschichte, Litteratur, fremde Länder und Völker, Philosophie, Sprachen und eine Menge andere Dinge, die uns anlocken und das regste Interesse hervorrufen könnten. Salomo hatte wohl recht, als er sagte, daß Weisheit besser sei als Perlen. Nur vom Standpunkte der Unterhaltung aus betrachtet, ist die Aneignung von Kenntnissen von unschätzbarem Wert. Aber das Wissen

hat einen höheren Wert, denn es setzt uns in den Stand, unseren Mitmenschen nützlich zu sein.

Was Zerstreuung anbelangt, so ist ihr Name Legion. Nennen wir kurzweg das Spazierengehen, Rudern, Schwimmen, Schlittschuhlaufen, Kegeln und andere Spiele. Ferner haben wir die Kunst, das Theater, die Schönheiten und Freuden der Natur, das Reisen u. s. w. Die Sprache vermag nicht die Intensivität dieser Freuden im entferntesten zu schildern. Die Musik allein ist entzückender und kostbarer denn alle die leeren eitlen Vergnügungen, die der Reichtum kaufen, und alle die sinnlichen Überschwenglichkeiten, welche die Zügellosigkeit bieten kann. Die Verschiedenartigkeit und Reichhaltigkeit lauterer gesunder Freuden ist unzählig.

Denken wir auch einen Augenblick an den Verkehr mit Freunden, worunter ich die Freuden und die Glückseligkeit der Freundschaft, der Liebe, der Kameradschaft und des Familienlebens verstehe. Unter den vielen schönen Dingen die uns das Leben giebt, nehmen solche den allerersten Rang ein.

Nun, lieber Schulze, Du bist ein vernünftiger praktischer Mann; ich bitte Dich, schaue Dich ein wenig um, und dann sage mir, welchen Anteil an allen diesen guten Sachen der durchschnittliche Mensch unserer Bevölkerung hat, — besonders welchen Anteil daran die großen Mengen der arbeitenden Klassen haben. Wieviel Kenntnisse, Bildung, Kunst, Wissenschaft, Musik, Poesie, Sport, Reisen und Luftwechsel giebt es im täglichen Leben der Arbeiter?

Du weißt nur zu gut, daß unsere Arbeiter nur wenig von allen diesen Sachen bekommen, und daß das, was sie bekommen, nur geringerer Art ist. Es wird wohl nicht in Abrede zu stellen sein, daß unser Volk diejenigen Sachen, welche zum Gedeihen des Körpers und des Geistes erforderlich sind, nicht in genügender Menge bekommt, auch daß die Qualität zu wünschen übrig läßt, ferner daß es sie deswegen nicht bekommt, weil es weder die Mittel hat sie zu kaufen, noch die Zeit sie zu genießen.

Nun behaupte ich, daß das Volk diese Dinge haben sollte, und sie in Fülle haben könnte, und ich will den Beweis bringen, wie dies zu erzielen wäre.

Wir hören fortwährend vom „Kampf ums Dasein" reden. Es braucht gar keinen Kampf ums Dasein. Ich habe die wesent-

lichen Sachen genannt, die der Mensch braucht, um ein glückliches, zufriedenes, würdiges Leben zu führen; und diese nötigen Sachen können mit Leichtigkeit in großer Fülle hervorgebracht werden.

Richtig organisiert und geleitet, würde das Volk das alles, was ihm thatsächlich wünschenswert ist, mit sehr geringer Mühe bekommen können. Wir haben bereits gesehen, daß die Arbeit die dazu nötig ist, die eigentlichen Bedürfnisse des Körpers und des Geistes zu decken, nicht groß ist. Die besten und schönsten Sachen des Lebens — Kenntnisse, Kunst, Erholung, Freundschaft und Liebe — sind alle wohlfeil, und können ohne Aufwand von großer Mühe und Plage erlangt werden.

Warum also dieser Kampf ums Dasein?

Bis dahin habe ich mein Thema praktisch und verständlich behandelt. Ich habe mir keine Phrasen erlaubt, habe auch keine schwer verständlichen Ausdrücke angewandt, sondern bin streng bei der Sache geblieben, ohne im mindesten sentimental zu werden. In der weiteren Entwickelung der Sache werde ich noch praktischer vorgehen.

---

3. Brief.

Das Leben in Fabrikorten und in Gottes freier Natur.

Ich will nicht, daß der Arbeiter das Opfer seiner Thätigkeit werde. Ich wünsche nicht, daß der Arbeiter, meiner Behaglichkeit und Eitelkeit halber, oder der Bequemlichkeit einer großen Klasse halber geopfert werde. Nein, da wollen wir lieber geringere Baumwolle, und vorzüglichere Menschen haben. Den Weber wollen wir nicht des Vorrangs über seiner Arbeit berauben.

Emerson.

Der wesentlichste Reichtum des Menschen besteht in der Erde, welche er kultiviert, nebst ihren teils angenehmen, teils dienstbaren Tieren und Pflanzen; ferner in der auf verständige und gerechte Art hervorgebrachten Arbeit seiner Hände. Der materielle Reichtum eines Landes ist jener Teil seiner Besitztümer, welcher die darin enthaltenen guten Menschen nährt und bildet. Man wird vielleicht doch schließlich zu der Ansicht gelangen, daß die wahren Adern

des Reichtums purpurn sind, daß sie nicht in Felsen, sondern im Fleisch sich befinden, und daß das alleinige richtige Endziel aller Reichtümer das ist, so viele vollblütige, helläugige, glückliche Menschen als nur möglich heranzubilden. Ruskin.

Beim Eingang in dieses Kapitel wollen wir nicht vergessen, daß die thatsächlichen Lebensbedürfnisse nur wenige sind. Wir dürfen wohl zugeben, daß ein kräftiger erwachsener Mann genügende Nahrung bei dem täglichen Genuß von je 500 Gramm Fleisch, Brot und Gemüse hätte. Fügen wir noch einiges hinzu in der Form von Kolonialwaren, Obst, Bier, Wein und Tabak, dann ferner ein Obdach, ein Bett, Kleidung, etwas Möbel und Werkzeug und man hat dann alle die materiellen Sachen, die man nötig hat. Merke Dir wohl, daß, wenn Du im Besitze dieser Dinge bist, Du alle die materiellen Sachen hast, die der Mensch überhaupt gebrauchen kann. Ein König oder ein Millionär könnte nicht wesentlich mehr gebrauchen; und wenn er es dennoch thut, so geschieht das zu seinem Schaden, und nicht zu seinem Vorteil.

Du lebst, sagen wir, in Essen, oder in Oberhausen, in Chemnitz, oder in Mülhausen, und gehst in die Fabrik, um Deinen Unterhalt zu verdienen. Dieser Unterhalt besteht aus den soeben genannten Dingen: und da frage ich Dich als verständigen, vernünftigen Mann, ob es denn nicht möglich, nicht wenigstens denkbar wäre, daß man diese wenigen einfachen Sachen bekommen könnte, ohne den fortwährenden Aufwand von so vieler Mühe und Plage, und ob es nicht möglich wäre, zu gleicher Zeit bessere Gesundheitsverhältnisse zu erlangen, und auch die Ruhe und Zeit zu gewinnen um das Leben genießen, und das Gemüt und den Geist entwickeln zu können.

Die Manchester-Schule, die überall stark vertreten ist, sagt Dir freilich, Du solltest Dich glücklich schätzen, das zu bekommen, was Du hast, und daß derjenige, der Dich glauben machen will, es wäre noch mehr zu erreichen, entweder ein Träumer oder ein Schuft sei. Die Manchester-Schule lehrt, daß man sein Glück nicht machen kann, d. h. die Gelegenheit nicht hat, sich zu ernähren, ohne die Unterstützung der Kapitalisten, ohne die freie Konkurrenz, und ohne einen großen überseeischen Export. Die Anhänger jener Schule lehren, daß es Unsinn wäre, alle die Nahrungs- und Genußmittel im eignen Lande zu bauen, so lange man diese Sachen von der

Fremde wohlfeiler beziehen kann, und sie wollen Dir den Glauben beibringen, daß das Volkswohl ganz und gar davon abhängt daß ein riesiger Geschäftsverkehr stattfinde, und der Handel sich immer mehr und mehr ausbreite.

Ich werde nun versuchen den Beweis zu bringen, daß alle diese Ansichten falsch und verderblich sind. Ich hoffe Dich zu überzeugen, daß

1. der Kapitalist kein Segen, sondern ein Fluch,
2. die Konkurrenz ein verschwenderisches, grausames und rücksichtsloses System ist,
3. kein fremder Staat uns Nährstoffe wohlfeiler liefern kann als wir solche bauen könnten,
4. unser Boden mit Leichtigkeit mehr als die dreifache Bevölkerung unterhalten könnte.

Man hört immer viel reden über den Wert und Ausdehnung unseres überseeischen Handels, und man wird nie müde uns daran zu erinnern, was wir nicht alles unserem herrlichen Geschäfts- und Fabrikationswesen schuldig sind, und wie stolz wir darauf sein sollten.

Ich für meinen Teil verabscheue und verachte dieses öde Handelswesen, und brandmarke es als ein häßliches, falsches, zweck- und zielloses Wesen. Dies ist einer der Gründe, warum die Manchester-Schule mich für einen Träumer und einen gefährlichen Agitator hält. Ich will Dir meine Ansichten ohne Umschweif unterbreiten, und nachher kannst Du Dein Urteil abgeben.

Die Gründe, warum ich das heutige Fabrikations- und Geschäftswesen angreife sind folgende:

1. weil es häßlich, unangenehm, und mechanisch ist,
2. weil es gesundheitsschädlich ist,
3. weil es völlig überflüssig ist.

Die Nationalökonomie der Manchester-Schule hat das stetige Bestreben das Vaterland mehr und mehr in die Werkstatt der Welt umzuwandeln. Sie meint, dies sei unsere Bestimmung, unser Ziel, danach sollen wir mit allen unseren Kräften streben. Das ist eine traurige, öde und unwahre Anschauung, die, wenn sie wirklich wahr wäre, unendlich bedauernswert wäre.

Wollen wir die Thatsachen vernünftig und nüchtern betrachten, und zwar zunächst, im Bezuge auf die Schönheit und Lieblichkeit

der Natur. Solche Fabrikorte und Stätten der Hausindustrie wie Oberhausen, Elberfeld, Gladbach, Mülhausen, Fürth, Schwabach, eine große Menge uninteressanter Städte und Städtchen in Sachsen, dann die Ortschaften in Kohlengebieten sind Dir bekannt. Sind sie nicht alle häßlich, und schmutzig, und rauchig, und unangenehm? Man vergleiche solche Orte mit den sauberen, netten, reizenden Städten und Gegenden, wo keine Fabrikindustrie existiert. In Gegenden, wo keine Fabriken sind, hat man reine Luft, einen blauen Himmel, saubere Flüsse und Bäche, nette Straßen und schöne Auen, Wälder, und Gärten: man sieht da das Vieh auf der Weide, hell dahineilende Ströme und Bächlein, und man freut sich an Vögeln und Blumen. Das sind lauter Dinge, über die jedes Menschenherz sich freut; aber Du weißt, daß man sie in Vereinbarung mit dem Fabrikationswesen gar nicht haben kann. Die Anhänger der Manchester-Schule werden Dir freilich sagen dies sei nur Sentimentalität. Die Handlungen dieser Leute wollen wir aber mit ihrer Sprache vergleichen. Hast Du, Schulze, die Beobachtung gemacht, daß sie für sich auffallend gleichgültig sind gegen Natur, und Schönheit, und Kunst, und Gesundheit, und daß sie sich gar nichts daraus machen — außer in den an Dich und Deine Genossen gerichteten Reden und Schriften?

Nein. Du findest, daß diese Leute die Wohnstätte so weit wie möglich vom Zentrum des Fabrikortes wegrücken, und Du siehst, wie sie die Ferien im Gebirge, an der See, in Bädern, oder in der Schweiz zubringen.

Die Genüsse und Vorteile, welche diese Leute haben, mußt Du entbehren. Sie haben gut reden über den hohen Wert des Geschäftswesens, denn sie ernten die Wohlthaten davon, während Du alle die Unannehmlichkeiten zu ertragen hast. Um Reichtümer für sich anzuhäufen, vernichten sie die Schönheit und Gesundheit Deines Aufenthaltsortes. Und hernach, von ihren netten Villen vor der Stadt, oder von den Anhöhen und Terrassen der anmutigen südlichen Länder aus, lächeln sie verächtlich über die „Sentimentalität" der verrückten Leute, die Dich die Schönheiten der Natur, und den Segen der Gesundheit hochschätzen heißen. Oder sie lenken Deine Aufmerksamkeit auf den hohen Wert der Löhne hin, welche das Fabrikationswesen mit sich bringt, und sie erinnern Dich daran, daß Du eigentlich keinen Mangel an Vergnügen und Zerstreuung

hast. Du hast doch verschiedene Feiertage und Feste im Jahre — Sedanfest, Fahnenweihe, Veteranenfest, Volksfest, Kirchweihe u. s. w. Du hast die Kegelbahn, die Bierkneipe, die Unterhaltung in Deinem Verein an Sonntagen: an den schönen Abenden im Sommer darfst Du Dich außen hinstellen, und die einzelnen Musiktöne, die der Wind gerade daherweht, gratis hören, wofür die vornehme Welt, die darin sitzt Eintritt hat bezahlen müssen. Kann der Mensch da mehr wollen?

Und doch, wenn man es ruhig überlegt, könnte man Dich eigentlich fragen, wieviel Vergnügen und Unterhaltung Du Dir durch alle diese Dinge verschaffst? Die Kirchweihmusik, die Du hörst, der Gesang und die Produktion im Wirtshause, — klingen diese Sachen halb so lieblich als die Musik rieselnder Bäche und jauchzender Vögel? Und wenn Du, alle solche Tage zusammengezählt, acht oder vierzehn Tage im Jahre hast, die Du in der schönen Natur, im Walde zugebracht hast, ist das etwa ein Ersatz dafür, daß Du die übrigen fünfzig Wochen in einer häßlichen, schmutzigen, öden und ungesunden Umgebung zubringst?

Würdest Du als ein vernünftiger und verständiger Mann eine schöne Gegend wie Thüringen, Berchtesgaden oder den Niederwald in eine scheußliche, traurige, rußige Gegend wie Oberhausen, oder Gladbach-Rheydt umwandeln und Dir dabei sagen, Du habest Ersatz genug, denn Du könntest ein paarmal in der Woche an Vereinsabenden Musik und Gesang im Wirtshaus hören?

Nein, mein lieber praktischer Schulze, ich sage Dir, Du solltest und kannst auch gute Musik, ein nettes anständiges Heim, eine hübsche und gesunde Umgebung, und mehr derartige Dinge haben, die das Leben angenehm machen. Ferner sage ich Dir, daß es wesentlich weniger Mühe und Arbeit kosten würde, Dich in den Besitz dieser schönen Dinge zu versetzen, als es Dir jetzt Mühe und Plage kostet, Dir das Weiterleben überhaupt in Deinen jetzigen beschränkten, knappen, hungrigen Verhältnissen zu ermöglichen. Auch wirst Du niemals in den Besitz dieser Dinge gelangen, wenn wir fortfahren uns zu bestreben für alle Welt zu fabrizieren.

Über die Vorzüge, die eine schöne gesunde Gegend vor einer häßlichen rußigen Fabrikgegend besitzt, läßt sich gar nicht streiten. Die Häßlichkeit von Fabrikorten und die Schönheit solcher Plätze

wie Wiesbaden, Reinhardsbrunn, Innsbruck sind nicht etwa sentimentale Einbildung, sondern sie sind Thatsachen. Die Schönheit ist nicht eine bloße Sache der Gesinnung oder der Empfindung, sondern sie ist eine Thatsache. Der Anblick eines Eichhörnchens, eines Waldvogels ist jedem Menschen lieber als der Anblick einer Kanalratte. Jeder Mensch würde lieber im Main oder in der Donau baden, als in einem Flusse, der unterwegs allerhand Unrat und Abgang von zahlreichen Fabriken erhalten hat. Man zieht den Wohlgeruch eines Rosengartens dem Gestank einer Knochenmehlfabrik vor. Das Engadin und der Schwarzwald als Aufenthaltsorte sind angenehmer als die schmutzigen garstigen Gassen und Höfe einer Fabrikstadt.

Die Äußerungen derjenigen, welche Dir gegenüber die Nase rümpfen über Kunst und Schönheit, sind völlig wertlos und unbeachtenswert, denn sie selber geben große Summen aus, um stattliche Häuser, kostbare Einrichtungen und Kunstwerke zu bekommen, und um schöne Reisen zu machen.

Doch dem sei, wie ihm wolle: Die Schönheit ist immerhin der Häßlichkeit, und die Gesundheit den ungesunden unsanitären Verhältnissen vorzuziehen. Und bei der jetzigen Handhabung unseres Fabrikationswesens unterliegt es gar keinem Zweifel, daß man beides, die Schönheit sowie die Gesundheit opfert.

Treten wir dem zweiten Einwand, gegen das Fabrikationswesen etwas näher, dem Einwand, daß dieses Wesen gesundheitsschädlich wirkt. Wenn wir uns fragen, welche Vorbedingungen die hauptsächlichsten zu guter Gesundheit sind, so werden wir wohl ungefähr die folgenden aufzeichnen: gute reine Luft, gesunde und genügende Nahrung, Reinlichkeit, Bewegung und Übung des Körpers, gehöriges Ausruhen, Wärme und Gemütsruhe. Und wenn wir da weiter nach den Dingen und Verhältnissen fragen, welche das Fabrikationswesen überall begleiten, so bekommen wir zur Antwort: Schlechte verdorbene Luft, verfälschte Nahrungsmittel, Schmutz, lange Arbeitsstunden (häufig bei sitzender Arbeit), fortwährende Ungewißheit in Bezug auf den Lohn und die Arbeit in der Gegenwart, und große Gemütsaufregung in Bezug auf Beschäftigung in der Zukunft.

Wenn wir irgend eine Gegend eines bedeutenden Industriezweiges betrachten — eine Gegend der Kohlen-, Eisen-, Baumwollen-,

Spielwaren- oder Glasindustrie — so finden wir überall anstrengende Arbeit, gesundheitsschädliche Arbeit, entsetzliche Luft, ein Zusammendrängen der Bevölkerung, Krankheit, mangelhafte Nahrung, Entbehrungen, Elend, und hohe Sterblichkeitsverhältnisse. Das sind Thatsachen, die sich absolut nicht wegblasen und wegleugnen lassen. Die Individualisten mögen die Thatsachen verdrehen, und Ausflüchte suchen wie sie wollen, sie mögen sich noch so winden und schlängeln, so viel steht nach wie vor fest, daß die verheirateten Arbeiter und Familienväter in Fabriken mit 10 oder 12 Mark Wochenlohn, die Kleinmeister*) in Thüringen, und Bayern, und Sachsen, und Schlesien und anderswo mit ihrem Hungerverdienst, die Frauen im schlesischen Kohlengebiet mit ihren 5 Mark Lohn, kein menschenwürdiges Dasein unter solchen Verhältnissen führen können.

Die Sterblichkeitsstatistik wird uns zeigen, ob das Fabrikwesen ein langes Leben fördert. Zu diesem Behufe wollen wir eine Reihe von Fabrikorten nehmen und die Mortalität dort prüfen. Nehmen wir die folgenden Städte. Die Mortalität ist für das Jahr 1894:

Augsburg . . .	25.7
Breslau . . .	25.5
Chemnitz . . .	26.—
Duisburg . . .	24.5
Fürth	25.—
Gera	24.4
Mülhausen . .	23.6
Magdeburg . .	23.—
Plauen	23.5
Zwickau . . .	22.5

Das giebt eine Durchschnittssterblichkeit von 24.4. Es ist dies keineswegs die höchste Mortalität, denn in Gegenden wo größtenteils die Hausindustrie gepflegt wird, bewegen sich die

*) Es giebt solche Kleinmeister, die glücklich sind, wenn ihnen 5 bis 6 Mark pro Woche bleiben. Mir sind zahlreiche Fälle bekannt, wo sie, trotz anstrengender Arbeit von täglich 14—15 Stunden, einen Wochenverdienst von nur **vier Mark** hatten. Anmerkung des Herausgebers.

Zahlen zwischen 25 und 35. Wir wollen aber bei diesen Zahlen bleiben, und als Gegenbild dazu die Sterblichkeitsverhältnisse in zehn anderen Städten betrachten, in welchen man vom Fabrikwesen nicht viel weiß.

Charlottenburg .	15.8
Darmstadt . .	18.5
Frankfurt . . .	16.3
Kassel	15.—
Karlsruhe . . .	17.1
Mainz	18.7
Metz	14.9
Potsdam . . .	20.7
Stuttgart . . .	18.6
Wiesbaden . .	17.3

Das giebt in der gleichen Anzahl von Städten eine Durchschnittsmortalität von 17.3. 17.3 stehen hier der Zahl 24.4 in den obengenannten Fabrikstädten gegenüber — eine Differenz von 7.1 pro Mille. Die erstgenannten Städte haben zusammen 1 160 000 Einwohner, so daß die Mehrsterblichkeit in diesen zehn Städten allein die Höhe von 8200 jedes Jahr erreicht.

Die Statistik weist nach, daß die Sterblichkeit unter den Kindern im ersten Lebensjahre in Fabrikstädten annähernd das Doppelte von dem ist, was sie unter normalen Verhältnissen ist. Diese ist z. B. in Augsburg 38 % aller Todesfälle, in Plauen 44 %, in Magdeburg 40 %, in Chemnitz über 50 %. — Dagegen in Frankfurt 23 %, in Darmstadt 25 %, in Kassel 26 %.

Die Landleute sind bekanntlich überall im Durchschnitt größer, kräftiger und leistungsfähiger als die Leute, die in Fabriken und in der Hausindustrie arbeiten; dieser Abstand würde viel deutlicher zum Vorschein treten, wenn die Stadtbevölkerung nicht fortwährend von der Landbevölkerung rekrutiert würde. Beobachtungen, die im kleinen Maßstab gemacht wurden, haben gezeigt, daß bei Aushebungen ein geringerer Prozentsatz von Arbeitern, die sitzende Beschäftigung in geschlossenem Raum haben, diensttauglich befunden wurden als die durchschnittliche Tauglichkeit ist. Leider scheint diese Arbeit im Großen seitens der betreffenden Behörden noch nicht gemacht worden zu sein, aber zweifelsohne wäre eine

derartige Statistik über den Einfluß des Berufs auf die Tauglichkeit zum Heeresdienste, interessant und lehrreich.

Unter allen Umständen liefern die bereits angeführten Thatsachen den Beweis für die Richtigkeit der Behauptung, daß das Fabrikationswesen stark gegen die Volksgesundheit wirkt.

---

4. Brief.

Die Landwirtschaft.

Unser Boden produziert heute in reicher Fülle alles, was zu unserer Existenz nötig ist. Er produziert nicht nur das, was zu knapper Not genügt, sondern er bringt in reichem Überfluß hervor, und überschüttet uns mit Wohlthaten. Ja, noch mehr, die Erde bringt in solchem reichen Maß hervor, daß wir eigentlich genug hätten, um unsere Scheunen und Speicher auf Jahre hinaus bis zur Dachspitze voll zu pfropfen. Ich glaube wahrhaftig, daß unsere Erde in einem Jahre genug liefert, um für dreißig Jahre auszureichen. Wie kommt es denn, daß wir Mangel haben? Wie kommt es, daß die Leute eines Hungertodes sterben, und daß das Volk massenhaft ein trauriges Dasein unmittelbar am Rande des Verhungerns führt? Wie kommt es, daß Millionen und aber Millionen von früh morgens bis spät abends sich plagen und anstrengen müssen, nur um ein Stückchen Brot zu erringen? Diese Sachen sind die Folgen des absoluten Mangels an Organisation durch welche die Arbeit ein entsprechend allgemein befriedigendes Resultat zur Folge haben sollte: sie entstehen durch mangelhafte Verteilung, durch Versäumung die Idee zu fassen, daß eine gerechte Verteilung denkbar und möglich ist. Du lieber Himmel! das bloße Berühren solcher Fragen, das Erwähnen, daß eine richtige, gerechte Verteilung denkbar wäre gilt bei vielen schon als verbrecherisch. Die Tollheit selbst könnte kaum weiter gehen. Richard Jefferies.

Nehmen wir einmal an, daß England heute vom Meer verschluckt würde. Welches England würde in hundert Jahren die Bewunderung, die Sympathieen und das Interesse der Menschheit am meisten in Anspruch nehmen — würde also am besten den Beweis liefern in dem Besitz von wahrer Größe gewesen zu sein — das heutige England, oder das England zur Zeit der Königin Elisabeth, einer Zeit des höchsten geistigen Bestrebens, in welcher aber die Kohlenproduktion und die damit in Zusammenhang stehenden großen Industrieen noch nicht viel entwickelt waren? Matthew Arnold.

Die Erfolglosigkeit aller bisherigen Versuche das Ernährungsvermögen der Erde zu messen, und besonders demselben enge Grenzen zu ziehen, läßt sich auf verschiedene, einfache, dem Statistiker sofort einleuchtenden Arten beweisen. In erster Linie ist noch kein Mensch imstande das Produktionsvermögen eines einzigen Ackers festzustellen; zweitens könnten sämtliche Einwohner der ganzen Welt — also beiläufig 1,400,000,000 Personen — sich in einem siebzehn Quadratkilometer großen Felde bequem aufstellen. Der Boden auf welchem man Weizen bauen könnte, wird nicht um ein zwanzigstel ausgenützt. Auf einem ganz kleinen Teile der Vereinigten Staaten könnte man genügend Weizen bauen um die ganze Welt damit zu versehen. Ed. Atkinson.

Wir kommen nun zur Betrachtung des dritten Einwands gegen das Fabrikationswesen, nämlich, daß es überflüssig ist.

Deutschland bezieht von auswärts für eintausend Millionen Mark Nahrungs- und Genußmittel im Jahre, und die Manchester-Schule lehrt, daß es billiger und vorteilhafter ist, diese Dinge auswärts zu kaufen, als sie zu bauen, und die Einheimischen mit der Herstellung von Kindergeigen, Puppen, Peitschen, Zinnsoldaten, Pinseln, Schiefertafeln, Nadeln mit und ohne Öhr u. s. w., u. s. w. zu beschäftigen, um die passenden Tauschmittel zu verschaffen.

Nun wollen wir auf die Landwirtschaft und auf die Frage, ob man nicht mit Erfolg für die doppelte oder dreifache Bevölkerung alles selber bauen könnte, etwas näher eingehen. Auf sonst jedem Industriegebiet hat man überraschende Fortschritte gemacht und fortwährend Verbesserungen eingeführt; nur bei einer so eminent wichtigen Sache wie die Landwirtschaft hat man so gut wie gar keinen Fortschritt gemacht. Dieses geschieht auch angesichts der Thatsache, daß anderswo wesentlich bessere Resultate erzielt werden. Während man z. B. als Durchschnittsertrag für Weizen in Deutschland 1,60 Tonnen per Hektar erzielt, hat man einen Durchschnittsertrag von $2^1/_2$ Tonnen in England. Ähnliche Resultate werden nur in einzelnen Provinzen in Deutschland erzielt. Im Jahre 1892 war dies in Braunschweig, Anhalt, Lübeck der Fall; sonst steht der Ertrag gewöhnlich weit unter 2 Tonnen. Als Beweis dafür, daß der Ertrag lediglich von der Kulturart und nicht von der Bodenbeschaffenheit abhängt, werden die Thatsachen dienen, daß man heute im rauhen Klima Schottlands, bei ungünstigen Bodenverhältnissen, den Weizen wohlfeiler baut als im schönen, sonnigen Frankreich; und daß die Ökonomien in Schottland im Durchschnitt

mehr als den dreifachen Ertrag per Hektar haben als in Frankreich.

In Deutschland stehen die Schätzungen, dem Bodenertrag gemäß, selbstverständlich weit hinter den Schätzungen zurück, die man in England annimmt. Lord Lauderdale berechnet, daß der Ertrag von 500 Acres 2000 Leute unterhält. Das wären zehn Menschen per Hektar. Es sind beiläufig acht Millionen Hektar im deutschen Reich der Roggen- und Weizenkultur zugeteilt, so daß die jetzige Fläche allein den Brotbedarf für eine Bevölkerung von 80,000,000 decken könnte.

Cobden zitierte eine hervorragende Autorität, die behauptete, daß die Grafschaft Cheshire (eine der bestkultivierten Grafschaften Englands) fähig wäre, bei einem verbesserten Betrieb mindestens das Dreifache von dem hervorzubringen, was jetzt produziert wird. Eine andere Autorität, Mechi, äußerte sich wie folgt: „Ich habe diese Sache einer genauen Prüfung unterzogen und bin zu dem Resultat gekommen, daß, wenn der ganze, meinem Terrain ähnliche landwirtschaftliche Boden im Lande einen ähnlichen Ertrag hätte, als mein Boden aufzuweisen hat, so würde unser landwirtschaftlicher Gesamtertrag um die enorme Summe von jährlich £ 400,000,000 Sterling sich vermehren.“

So viel im Bezug auf die gewöhnliche Art der Kultur. Nun kommen wir zu den überraschenden Resultaten, die durch intensive Kultur sich erzielen lassen. Die Experimente des General Sir A. Cotton in England sind von außerordentlich großem Erfolg begleitet worden. Das waren zwar mehr Proben im kleinen, aber die Resultate, per Hektar ausgerechnet, kommen wie folgend heraus. Während der durchschnittliche Ertrag in England $2^1/_2$ Tonnen Weizen und 4 Tonnen Stroh per Hektar ist, hat General Cotton 8 Tonnen Weizen und 16 Tonnen Stroh als Ausbeute erzielt. Man vergleiche dies mit dem durchschnittlichen Ertrag von 1,6 Tonnen Weizen im deutschen Reich.

Die günstigsten Resultate in Deutschland in Bezug auf die Kartoffelernte sind 18 Tonnen (Braunschweig, auch Schaumburg-Lippe). Es sind aber in anderen Gegenden so viele geringere Resultate, daß der durchschnittliche Ertrag für das ganze Reich nur $9^1/_2$ Tonnen per Hektar ist (1892). General Cotton dagegen hat ein Ausbeuteverhältnis von 80 Tonnen per Hektar erzielt, und er

zitiert einen Fall, wo ein Ökonom einen Ertrag von über 100 Tonnen per Hektar hatte.*)

In einem im Forum in 1890 erschienenen Artikel des Fürsten Krapotkin steht es, daß, so bald man die Ertragsfähigkeit des Bodens ordentlich kennen gelernt hat, man dann mit Leichtigkeit die zehnfache Bevölkerung wird ernähren können. Er schreibt: „Durch Anwendung einer Reihe verschiedener Verfahren, als z. B. durch sorgfältige Auswahl der Samen, durch Säen in Reihen und durch Zugabe genügender Düngemittel kann die Ernte um wenigstens 75 Prozent gegen die jetzige durchschnittliche Ernte vermehrt werden. Zu gleicher Zeit kann man die Herstellungskosten um 50 Prozent vermindern, wenn man einige einfache, maschinelle, nicht teuere Einrichtungen anwendet, ganz abgesehen von den teueren Landwirtschaftsmaschinen, wie den Dampfschaufeln und den Pulverisierern, welche den Boden zu jeder besonderen Spezialkultur richten."

Der Fürst hat recht. Die Landwirtschaft hat man vernachlässigt und auf die Seite geschoben, weil man alle seine mechanischen und chemischen Kenntnisse, seine Kapitalien und seine ganze Energie daraufhin gerichtet hat, in erster Linie Nutzen aus Handel und Geschäft zu ziehen und möglichst viel auf dem Gebiet der Fabrikation zu leisten.

Wir brauchen heutzutage wieder eine Reihe von Faradays, Watts, Stephensons und Cobdens, welche die Aufgabe hätten, ihre Erfindungsgabe und ihre Intelligenz den großen Fragen der Volksernährung und des Volkswohls zu widmen. Gelingt es einmal, das öffentliche Interesse und die allgemeine Geschicklichkeit auf die bessere Bestellung und Pflege der Felder zu konzentrieren, so ist es dann bald aus mit den Schwarzsehern, die verhältnismäßig wenig Wert auf die Landwirtschaft legen.

Weiter schreibt Fürst Krapotkin: „Durch eine geschickte Auswahl der Samen hat Herr Hallett nach einigen Jahren einen Weizen hergezogen, welcher über 10,000 Weizenkörner auf jedem Halm trägt, (Cotton hat 8000 erhalten). Es folgt hieraus, daß sieben- bis achthundert solche Halme genügen würden, um den jährlichen Brotbedarf eines erwachsenen Menschen zu decken: und dieses

---

*) Sir A. Cotton, Lecture on Agriculture.

Quantum könnte man auf einer zwanzig Quadratmeter großen Fläche bauen.“

Zwanzig Quadratmeter also à Person; demnach würde ein Hektar genügen, um den Brotbedarf von etlichen 600 Leuten zu decken, und der Ertrag von hunderttausend Hektaren würde die ganze Bevölkerung von Deutschland mit Brot versehen. Hessen allein bebaut diese Fläche mit Roggen und Weizen; Elsaß-Lothringen bebaut über 200,000 Hektar, während große Provinzen, wie Brandenburg, Schlesien, Posen, je sechs- bis siebenhunderttausend Hektar bebauen. Das sind keine Theorien, sondern Thatsachen, und wenn man an die Möglichkeit denkt, solche Resultate zu erzielen, so sieht man ein, daß Deutschland nicht nötig hat, jährlich für vierhundert Millionen Mark Weizen, Roggen, Gerste und Hafer vom Ausland zu kaufen. Was wäre das für ein Segen, wenn man die Leute zur Landwirtschaft zurückbrächte, und von welchem enormen Volksnutzen wäre eine derartige Entlastung der Städte!

In einer Rezension über den genannten wertvollen Artikel vom Fürsten Krapotkin äußert sich die Review of Reviews wie folgt:

„Die Beispiele davon, was durch Anwendung der sogenannten intensiven Kultur zu erzielen ist, welche Fürst Krapotkin aufführt, sind größtenteils den Kanalinseln, und zwar in erster Linie der Insel Guernesey, entnommen. Diese Insel hat einen weniger ertragsfähigen Boden als die Insel Jersey. Was aber die Landwirtschaft anbelangt, nimmt Guernesey unter allen Ländern der Erde den ersten Rang ein, denn die ganze Insel ist sozusagen ein enormes Treibhaus. Alle die Gemüsegärten sind unter Glasdächern. Einmal fand der Fürst dreiviertel Morgen mit Glas zugedeckt. Anderswo, in Jersey, fand er Weinstöcke in einer Ausdehnung von 16 Morgen alle unter Glas, und dieses kleine Besitztum war mehr rentabel als eine gewöhnliche, normale Farm von 1600 Morgen. Zur Bedienung dieser Treibhäuser genügen drei Mann per Morgen, und die Herstellungskosten belaufen sich auf 10 Mk. per Quadratmeter. Dazu tritt noch die Wärmeleitung und das Heizen. Um den eben genannten sechszehn Morgen genügende Wärme zuzuführen, braucht man eintausend Fuhren Kohlen und Coaks. Man prophezeit, daß im Laufe der Zeit die Traubenkultur eine große Ausdehnung in der Nähe von Kohlengruben bekommen wird, wo die Kohlen fast nichts kosten.“

Man verlasse sich also mit aller Bestimmtheit darauf, daß das vorher Gesagte wahr ist, und daß unser Boden mit Leichtigkeit die Bevölkerung ernähren könnte, gerade so, wie er sie in früheren Zeiten unterhalten hat, ohne daß die Fabrikschlöte die Luft verpesteten oder eine Menge habgieriger Geldjäger das Recht gehabt hätten, die schönen Gegenden durch Ruß und Schwefel und Rauch welk und öde und häßlich zu machen.

Wenn wir zugeben, daß das Fabrikationswesen ein Übel ist, so stellen wir uns weiter die Frage, ob es denn ein unbedingt notwendiges Übel ist? Aus welchen Gründen fabrizieren wir allerhand Stoffe und Waren? Das hat zwei Ursachen, nämlich:

I. für unseren eigenen Gebrauch,

II. um die Mittel zum Austausch mit dem Auslande zu bekommen.

Um unsern eigenen Gebrauch zu decken, müssen wir diverse Kleidungsstoffe fabrizieren. Das ist richtig, allein wir sind nicht gezwungen, sie mittels Dampfbetrieb zu fabrizieren; wir könnten diese Fabrikate gerade so gut mittels Wasserkraft machen, und dann wären wir der Schädlichkeit des vielen Rauches enthoben. Welche unschätzbare Kraft liegt in der Ebbe und Flut des Meeres, in der Strömung mächtiger Flüsse verborgen — Kraft, die nutzbar gemacht werden könnte. Um nur ein Beispiel davon zu nehmen, betrachten wir die vor einigen Jahren vom Herrn Professor Thompson aufgestellten Berechnungen.

„Die Differenz zwischen Ebbe und Flut bei der Stadt Bristol — also ca. 8 Kilometer von der Einmündung — beträgt durchschnittlich 23 Fuß. Nach den aufgestellten Berechnungen über die verschobenen Wassermengen bei Ebbe und Flut gehen jährlich nicht weniger als zweiunddreiviertel Billionen Meterkilo Kraft verloren, also ein Quantum, welches ausreichen würde, um 10 Millionen Faure Zellen zu laden. Demnach wird die Kraft, welche bei der Flußeinmündung gänzlich verloren geht, sich kaum auf weniger als 7 Billionen mkg. belaufen, während bei der starken Strömung der Severn und den außerordentlich hohen Fluten dieses Flusses die vorhandene Kraft fast unermeßlich sein muß."

Ein Zehntel von der verlorenen Kraft solcher Ströme, wie der Rhein z. B., würde genügen, um jede Stadt in Deutschland elektrisch

zu beleuchten, während wieder ein Zehntel ausreichen würde, um jede Spindel und Achse und Maschine im Lande zu treiben.

Die Kraft des Wassers ist enorm und dessen Schönheit ist ebenso erhaben. Im Laufe der Zeit und nachdem unsere praktischen Männer etwas Vernunft gelernt haben werden, bringen wir es vielleicht doch fertig, eine Axt zu schleifen oder ein Weberschifflein zu werfen, ohne daß man den schönen, blauen Himmel mit Ruß und Rauch anschwärzt, und ohne unseren unglücklichen, ärmeren Mitmenschen die Luft so zu verpesten, daß sie darin ersticken. Je weniger Kohlen wir brauchen, desto kleiner ist die Anzahl Bergleute, welche Verwendung findet, — ein mit Freude zu begrüßender Umstand, wenn wir uns erinnern, daß jährlich in den Bergwerken neunzigtausend Leute getötet und verwundet werden.

Nun, mein lieber Schulze, warum sollen wir Sammet- und Seiden- und Eisen-Waren, und Mäntel und Spielwaren und was nicht alles für fremde Staaten fabrizieren? Die Manchester-Schule sagt uns, wir müssen das so machen um für unseren Unterhalt sorgen zu können. Deutschland bezieht jährlich von anderen Staaten für ca. eintausend Millionen Mark Nahrungs- und Genußmittel — Weizen, Mehl, Fleisch, Kartoffeln, Eier, Käse, Obst u. s. w., und als Tauschmittel exportieren wir Textil-, Filz-, Holz- und allerhand Waren. Wozu dies alles? Die Manchester-Schule will uns glauben machen, daß wir unsere Nahrungsmittel nicht so günstig bauen können, allein diese Behauptung entspricht nicht der Wahrheit. Diese Schule lehrt, daß fremde Staaten die verschiedenen Nahrungsmittel wohlfeiler bauen können als wir, während umgekehrt wir in der Lage sind, eine Menge Waren billiger zu fabrizieren als jene Staaten, und daß es angesichts dessen im Interesse beider Teile liegt, einen Tausch zu machen.

Ich für meinen Teil kann nicht glauben, daß irgend ein Staat diese Nahrungsmittel billiger verkaufen kann als wir sie bauen *könnten*; und darüber bin ich vollständig im Klaren, daß selbst wenn es uns um eine Kleinigkeit teuerer käme dieselben zu bauen, es dennoch in unserem Interesse liegen würde, sie lieber zu bauen als zu kaufen. Werfen wir zunächst einen Blick auf die Herstellungskosten. Im Bezuge auf die Frage warum der Landwirt mit dem Auslande häufig nicht mehr konkurrieren kann, finden wir in erster Linie, daß ihm sein Grund und Boden viel zu

teuer kommen. Sein bißchen Kapital steckt fast in allen Fällen fest im Grund und Boden, so daß er über wenig oder gar kein Kapital verfügt um damit seine Felder auf eine intelligente und rationelle Art auszubeuten. Wenn dagegen der ganze Boden Staatseigentum wäre, und wenn man ihn nach erprobten Methoden vernünftig bewirtschaften würde, dann würde es sich wahrscheinlich herausstellen, daß wir unsere Nahrungsmittel wohlfeiler bauen als sie von auswärts beziehen könnten. Und selbst wenn wir den Fall setzen, daß dem nicht so wäre, und daß wir den einen oder den anderen Nährgegenstand vorteilhafter von auswärts beziehen, daß wir an dem einen Gegenstand einen Bruchteil eines Pfennigs ersparen können: was büßen wir nicht alles dagegen ein? Wieviel Schönheit und Gesundheit verlieren wir durch die häßlichen Fabrikorte; wieviel kindlicher und jugendlicher Frohsinn, wieviel Lebensfreude und Unschuld gehen durch die greuliche deutsche Hausindustrie verloren! In den vorhin genannten zehn Fabrikstädten allein sterben jährlich achttausend mehr Leute als in gesünderen Städten: fortwährend sind wir den Gefahren großer Arbeiterausstände ausgesetzt: ab und zu schreiten wir zu den verächtlichsten Mitteln, und wenden allerhand List und Kunstgriffe an, und führen Krieg, um uns neue Absatzgebiete zu verschaffen: und unser Volk büßt an seiner Urkraft ein.

Und wie lange wird es überhaupt dauern bis die Völker in Europa, was die Industrie anbelangt, völlig aus dem Felde geschlagen werden? Oder meint ihr vielleicht den Kampf mit den großen Volksmassen von Indien, und China, und Japan, mit Erfolg aufnehmen zu können? Diese nüchternen, lenksamen, und gelehrigen Völker arbeiten um 20—30 Pfennige per Tag und machen jetzt schon Waren, die den europäischen Waren in nichts nachstehen. Die englischen, amerikanischen, und deutschen Kapitalisten haben es schon mit großem Eifer in die Hand genommen diese billigen Arbeitskräfte ordentlich auszunützen, was in erster Linie eine Herabdrückung der Löhne in Europa unbedingt zur Folge haben muß.*)

---

*) Als Beweis für die beispiellose Entwickelung Japans als Industriestaat sei es erwähnt, daß in dem letzten Jahrzehnt die Anwendung von Dampf- und Wasserkraft sich um über 2200 Prozent vermehrt hat. Im Jahre 1884

Ach, seid ihr aber einfältige Leute! Habt ihr denn gar keine Augen? Mir scheint es, daß der vermeintliche Nutzen, den wir von der Einfuhr von tausend Millionen Mark Nahrungsmittel haben sollen, schließlich teuer gekauft wird.

Das sind also einige der Gründe, warum ich kein Freund des Fabrikwesens bin: denket darüber nach, und leset in der Geschichte dieses Wesens wie die ersten Erfolge durch die Folter von hülflosen kleinen Kindern, die die ganze Nacht durcharbeiten mußten, errungen wurden, und durch die Verunehrung der Fabrikmädchen, und die Verrohung und das tierische Leben der Leute.

Dieses Wesen ist vom Übel; es ist verderblich in seinem Ursprung, in seiner Fortentwickelung, seinen Methoden, seinen Beweggründen, und in seinen Wirkungen. Keine Nation kann kerngesund sein, deren Haupttriebfeder die Habgier ist. Keine Nation kann sicher sein ohne unabhängig zu sein, und keine Nation kann unabhängig sein, wenn sie die Landwirtschaft als Basis und Rückhalt entbehrt.

Denke über folgenden Satz aus einem schönen und beachtenswerten Buch nach. Die Stelle ist Richard Jefferies „Field and Hedgerow“ (Aus Auen und Hecken) entnommen.

„Zollen wir unsere Betrachtung abermals der ausgedehnten wogenden Fläche des goldenen Weizens und all' seiner Herrlichkeit, denn dieses mit Blumen umkränzte Gebiet, diese schönen Felder friedlichen Weizens sind in der That die Schlachtfelder des Lebens. Die Kornfelder sind die Kampfplätze der Welt. Wenn die Angriffe heutzutage nicht mehr so offen und mit Aufwand physischer Kraft zu Tage treten als in vergangenen Zeiten so ist nichtsdestoweniger der Kampf unter den Nationen ein Streben um die Herrschaft über den Weizen. Als aus Italien ein Weingarten wurde, und wie das Land die Armeen nicht mehr ernähren konnte, da fing die große Herrschaft an nachzulassen, und in kurzer Zeit zersplitterte sich das mächtige römische Reich. Es ist schon lange ein offenes Geheimnis, daß wenn England je einen großen Krieg führen wird,

---

hatte die Ausfuhr von Seidenstoffen einen Wert von 54,000 Dollars; zehn Jahre später betrug diese Ausfuhr 8½ Millionen Dollars. Ähnliches gilt von Artikeln auf den verschiedensten Gebieten.

Anmerk. des Herausgebers.

die Frage des Brotbedarfs eine sehr wesentliche Rolle spielen wird. In dem Kampfe, den wir alle freiwillig oder unfreiwillig um das Geld führen, sind das eigentliche Endziel nur jene zierlichen Weizenkörner, welche so leicht in der Hand liegen. Weizen ist Geld und Geld ist Weizen, und es kommt auf eins heraus ob es sich um den Taglöhner handelt, der, so bald er seinen Lohn erhalten, denselben sofort in Brot umwandelt, oder um den reichen Finanzmann, der Millionen hinaus leiht, — das Endziel ist immer dasselbe, nämlich Weizen. Kohlengruben, Eisengruben, Fabriken, Hochöfen, der Ladentisch, die Schreibstube; — es geht alles auf eins hinaus. Es kann sich niemand von Eisen, oder Kohlen, oder Baumwolle ernähren; der Endzweck bleibt immer — Weizen."

Klingt das vernünftig oder unvernünftig, und geht es Dich gar nichts an, daß die Landwirtschaft zurückgeht und die Lage der Landleute immer mehr und mehr eine notdürftige wird? Und Du, Du willst so sehr praktisch sein, und weißt nicht einmal, daß der Mensch sich vom Brot ernähren muß, und Du hältst mich für einen Narren, wenn ich Dir das sage!

---

5. Brief.

Das Leben der Arbeiter.

Das Volk lebt in erbärmlichen Hütten, wo Gesundheit und Hoffnung unmöglich blühen können, sondern wo vielmehr mürrische Unzufriedenheit mit dem eigenen Lose, und zweckloser Neid auf die Reichtümer anderer herrschen.

Thorold Rogers.

Daß sehr viele von Euch ein entsetzlich kleinliches jämmerliches Dasein führen, weiß ich leider nur zu gut, denn ich spreche aus großer Erfahrung; — immer an des Abgrundes Rande wankend, immer mit dem Wunsch ein kleines eignes Geschäft zu haben, die Schulden los zu werden; — ein alter Kummer, den die Lateiner **aes alienum** nannten, d. h. das Messing eines anderen, denn sie hatten Münzen aus Messing. Ob lebend, ob sterbend, ob schließlich in die Erde gebettet, immer wieder bei allen Gelegenheiten muß der andere

mit seinem Messing hergenommen werden. Das ewige Versprechen zu bezahlen, das Versprechen morgen zu bezahlen, während man dann heute bankrott stirbt: das erbärmliche Bestreben sich einzuschmeicheln, Kundschaft zu kriegen. Ach, was wird der Kundschaft halber nicht alles getrieben — alles bis auf Verbrechen gegen die Landesgesetze —, Lügen, Schmeichelei, Stimmabgabe bei Wahlen, Katzenbuckelmachen, Geld hergeben, und was nicht alles, nur damit man den anderen soweit bringt, daß er seine Stiefel, seinen Hut, seine Kleider, seine Equipage, seine Spezereien bei einem bestellt! Man macht sich heute schon krank bei der Jagd etwas für die künftigen Tage der Krankheit und Gebrechlichkeit zurückzulegen, etwas, ob viel oder wenig, welches man dann in einen alten Koffer oder einen Strumpf oder noch besser in eine steinerne Bank hinein stopft. Thoreau.

Zweifelsohne wird die Zeit einmal kommen, in der man es unbegreiflich finden wird, wie eine wohlhabende Gesellschaft wie die unserige, eine Gesellschaft, welcher so große Naturmittel zu Gebote stehen, sich nicht geniert und geschämt hat solch' ein kleinliches, schäbiges, schmutziges Leben geführt zu haben.
W. Morris.

Bevor wir die Frage weiter erörtern, wie ein Volk an das Werk gehen soll, sich und sein Vaterland am vorteilhaftesten zu entwickeln, wollen wir einen Blick darauf werfen, inwiefern es uns bisher gelungen ist, dieses Problem zu lösen. Das Folgende sind Thatsachen, welche niemand in Abrede stellen wird:

1. Ehrbare und fleißige Leute in großer Anzahl werden fortwährend schlecht genährt, schlecht gekleidet, und schlecht untergebracht.

2. Es sterben jährlich viele Tausende an Krankheiten denen man leicht vorbeugen könnte.

3. Die Durchschnittsdauer des Lebens bei dem Volke ist eine abnormal kurze.

4. Sehr viele Menschen, nachdem sie ihr ganzes Leben bei der Arbeit zugebracht haben, werden in ihren alten Tagen gezwungen, ihre Zuflucht zur Armenpflegeschaft, zum Armenhause zu nehmen, wo sie vernachlässigt, verachtet und gebrandmarkt mit dem Stempel der Armut und der Abhängigkeit, sterben.

5. Es ist eine fast stets zutreffende Regel, daß gerade diejenigen, welche die meiste Arbeit verrichten, am schlechtesten bezahlt, und am wenigsten geachtet werden.

6. Die reichsten Leute im Staate sind gerade diejenigen, welche nicht einmal in ihrem Leben eine ordentliche nützliche Tagesarbeit verrichtet haben.

7. Reichtum und Stellung werden höher geschätzt und mehr in Ehre gehalten als Weisheit, oder Fleiß, oder Tugend.

8. Männer und Frauen, die nach hunderten von tausenden zu zählen sind, finden oft, trotz ihres Wunsches zu arbeiten, keine Beschäftigung.

9. Während einerseits die Überproduktion von Kohlen, von Textilwaren, von Weizen ꝛc. derart stattfindet, daß die Löhne herabsinken, leiden andererseits sehr viele unter den arbeitenden Klassen unter dem Mangel an Brot, an Kohlen und an Kleidern.

10. Ein beträchtlicher Teil des Grund und Bodens befindet sich in dem Besitze von Müßiggängern, und die Gesetze werden vielfach im Interesse dieser wenigen reichen Leute ausgearbeitet.

11. Die Landwirtschaft ist auf dem besten Wege zu Grunde zu gehen, ein Umstand, der eine große Gefahr für den Staat in sich birgt.

12. Millionen von Menschen werden durch die Konkurrenz zu nutzlosen und unwürdigen Arbeiten verwendet, und die ganze Staatsökonomie wird über den Haufen geworfen damit der eine habgierige Spitzbube den anderen überlisten kann.

Und man sagt uns, daß diese Sachen ewig genau so bleiben müssen — damit das Volk sich ernähre.

Wie ernährst Du Dich zum Beispiel? Dein Leben kann man in vier Teile teilen, Arbeiten, Essen, Schlafen und Unterhaltung. Du arbeitest in einer Fabrik oder Werkstatt oder sonstwo 60 bis 70 Stunden in der Woche. Manche unter Deinen Kameraden haben längere Arbeitsstunden, verrichten schwerere Arbeit, und bringen ihren Tag unter noch weniger gesunden Verhältnissen zu. Doch dem sei wie es will, im allgemeinen unterliegt es keinem Zweifel, daß bei den arbeitenden Klassen die Arbeitsstunden zu lang, die Beschäftigung monoton, mechanisch und streng, und die Umgebung häufig ungesund, fast immer sehr unangenehm, und in vielen Fällen gefährlich ist.

Weißt Du den Unterschied zwischen Arbeit und Plage? Es ist der Unterschied zwischen der Arbeit des Gärtners und der Plage

des Bahnarbeiters; zwischen der Arbeit des Holzschnitzers und der Plage des Holzhauers.

Man hört viel reden über die Faulheit der arbeitenden Klassen und den Fleiß der höheren Stände. Es ist aber ein großer Unterschied in der Art der Arbeit, und es ist wohl begreiflich, daß der Arzt, der Bildhauer, der nach seiner Wahl, seinem Geschmack arbeitet, einen größeren Fleiß an den Tag legt als der Bergmann, der sich um einen knappen Tageslohn plagt.

Der Künstler liebt seinen Beruf und erblickt darin die Möglichkeit, Ruhm und Vermögen zu erreichen. Der Arbeiter dagegen sieht in seiner Arbeit eine eintönige mechanische Aufgabe, welche er des Brotes halber erledigen muß, die ihm aber selten oder nie Freude oder Lob oder Nutzen bringt.

Durchgehends ist Deine Arbeit eine schwere und unangenehme. Und was ist Dein Entgelt dafür? Ich will damit nicht fragen wieviel Mark Du in der Woche bekommst, sondern was Dir das Leben bietet als Entschädigung für alle Deine Arbeit. Es kann sein Du bekommst wöchentlich 10 Mark, oder 20 Mark, oder 25 Mark; dies ist nebensächlich; die Frage ist: Wie lebst Du? Was kannst Du Dir mit dem Gelde kaufen? Wie wir bereits gesehen haben, bekommst Du weder genug Muße, noch genug gute frische Luft, noch Bildung, noch Gesundheit; außerdem ist Deine Fabrikstadt häßlich und schmutzig und zum Sterben langweilig. Wollen wir einmal dieser Sache etwas näher treten.

Beim Anblick eines Zigeuners habe ich Dich oft die Nase verächtlich rümpfen sehen. Und doch ist der Zigeuner ein viel gesünderer, kräftigerer, tapferer, und klügerer Mensch als Du, und sein Leben ist viel angenehmer, freier, und natürlicher als Dein Leben. Ich will nicht den Zigeuner als Musterbürger darstellen, aber es ist sicherlich wahr, daß Du von ihm viel lernen kannst, während es sehr zweifelhaft ist ob er von Dir irgend etwas lernen könnte.

Im Bezuge auf die Diätfrage: Deine Kost ist keine gute, denn sie ist nicht wechselreich genug, und fast alles, was Du zu essen und zu trinken bekommst, ist verfälscht. Ich für meinen Teil neige sehr zu der Ansicht, daß eine vegetarische Kost die beste ist, und es steht außer allem Zweifel, daß alkoholische Getränke völlig überflüssig sind. Dies aber gehört nicht hierher.

Es giebt aber etwas in Zusammenhang mit der Kostfrage, welches noch ärger ist als die Qualität der genossenen Speisen, nämlich die angewendete Kochkunst. Die Frau Schulze ist eine ganz ausgezeichnete Frau und ich mache ihr mein Kompliment, aber unter uns gesagt hat sie von der Kunst des Kochens keine blasse Ahnung. Es ist eine ernste und schreckliche Wahrheit, eine Wahrheit, deren Äußerung zu thun mich ordentlich traurig stimmt, aber sagen will ich es dennoch, daß Du, Schulze, in Deinem ganzen Leben noch nie gutes richtig gekochtes Rindfleisch gegessen, noch nie eine musterhaft gekochte Kartoffel gesehen hast. Der Himmel kräftige Deine Verdauung, Schulze, denn es werden große Anforderungen an sie gestellt. Ach, diese verkochten Gemüse, das strohige langhaarige Rindfleisch, die ledernen saftlosen Braten! Alle diese Sachen kenne ich nur zu gut. Das Kochen ist bei uns eine verloren gegangene Kunst oder vielleicht richtiger gesagt eine noch nicht erfundene.

Die armen Mädchen, völlig ohne Erfahrung, verheiraten sich und dann stellen sie sich dem Haus- und Küchenwesen gegenüber mit dem Mut der Verzweiflung und der Hoffnung des Unwissens. Sie erinnern mich an den jungen Mann, der das Geigenspielen nicht gelernt hatte, der aber meinte, er könne wahrscheinlich spielen wenn er einen Versuch mache. Manchesmal macht er diesen Versuch, und Frau Schulze macht einen ähnlichen Versuch zu kochen.

Vom Kochen wenden wir uns der Kleidung zu. Ach, die ist jammervoll. Kennst Du die Bedeutung von solchen Worten wie Gestalt und Farbe? Schaue nur der Leute Kleidung an, merke nur den Schnitt, die allgemeine Saucefarbe, Gräulichkeit und Düsterheit, die Sackkleider, die schauerlichen Hüte, und man sagt sogar, daß die Krinoline — Ach, Himmel! sind denn diese zarten Geschöpfe unser Eigentum oder nicht vielmehr das Eigentum ihrer Modeblätter? Es ist sicher, daß die Kleidung und besonders die Sonntagskleidung der Volksmassen unaussprechlich traurig ist Die Gewänder sollten einfach, bequem, gesund und hübsch sein, während unsere Kleider keine von diesen Eigenschaften besitzen. Dieses kommt hauptsächlich daher, weil die Façons Gecken und Schneidern überlassen, anstatt daß sie von Künstlern entworfen werden.

Dann abgesehen von der Häßlichkeit eurer Kleider, sind dieselben auch falsch, denn es soll alles eher imponieren, als in der That etwas sein. Das Zeug ist verfälscht, verpfuscht, und knapp. In fast allen euren Häusern giebt es, trotz des viel gepriesenen Fabrikwesens und der großen Billigkeit aller Waren, nur ein beschränktes Vorhandensein von Hemden, Strümpfen, Überzügen, Handtüchern und Tischwäsche.

Kommen wir jetzt zu den Wohnungen. Diese sind auch nicht wie sie sein sollten. Die Wohnungen von ganz armen Leuten sind unter aller Kritik, aber, wenn wir von hunderten von tausenden Gebäuden absehen die nicht würdig sind Menschen zu beherbergen, und nur die Wohnungen von besser situierten Arbeitern in Betracht ziehen, so kommen wir zu dem Schlusse, daß dieselben schlecht gebaut und eingerichtet sind. In sanitärer Beziehung lassen sie viel zu wünschen übrig, die Zimmer sind klein und nieder, die Fenster nicht groß genug, für Reinlichkeit ist nicht genügend gesorgt, man empfindet den Mangel an Licht und Luft, die Kocheinrichtungen sind äußerst primitiv. Ferner sind die Häuser häßlich und schäbig, die Straßen eng, und Gärtchen und Bäume fehlen. Unter den Arbeitern giebt es sehr wenig Familien die eine genügende Anzahl Schlafzimmer haben, während das Badezimmer eine noch nie vorgekommene Wohlthat bleibt.

In wenigen Worten gesagt sind eure Häuser häßlich, ungesund, unbequem und unpraktisch, finster, schlecht gebaut und eingerichtet, und teuer.

Dies kommt hauptsächlich von dem Umstande her, daß der Boden so furchtbar teuer ist. Warum der Boden so teuer ist werde ich Dir nachher erklären.

Der knapp gemessene Raum wird dadurch noch mehr geschmälert, daß Du die Gewohnheit hast, Deine Zimmer so viel wie möglich mit häßlichen und überflüssigen Möbeln voll zu pfropfen. Die Möbel gelten bei Dir als Heiligtum, Du bist deren Opfer, und Deine Frau deren Sklavin. Ist es Dir noch nicht einmal in Deinem Leben eingefallen, daß ein großer Teil Deiner Möbeln nur dem einzigen Zwecke dient, daß man sie sauber hält? Dies ist so, und trotzdem fährst Du fort Dir immer mehr und mehr Sachen anzuschaffen, die Deine Frau dann zu bedienen hat.

Man lese folgende kurze Beschreibung der japanischen Häuser und

dann sage man, ob so etwas uns nicht zu denken giebt. Vor allem aber lese man Thoreaus Walden, und dann wird man einsehen wie thöricht es ist viele Möbel zu kaufen, und die Frau zur Sklavin der guten Stube zu machen.

„Es giebt nichts, was das Leben in Japan mehr charakterisiert als die Einfachheit und Unverdorbenheit des Geschmacks. Die Häuser sind geräumig aber ohne Fundament gebaut. Leichte, auf Steinplatten ruhende hölzerne Stützen unterhalten das Dach, während die äußeren sowie die inneren Wände aus leichten vergitterten Feldern bestehen, welche man hin und her schieben, oder nach Wunsch ganz entfernen kann. Diese Felder sind mit halbdurchsichtigem Papier zugedeckt und verschönert. Der Zimmerfußboden, der ungefähr einen Fuß höher als die Straße ist, erhält eine gefütterte, tadellos rein gehaltene weiche Decke. In der Mitte des Wohnzimmers befindet sich eine seichte, viereckige, mit Metall beschlagene Vertiefung welche die Koch- und Heizstelle bildet. Von Möbeln ist absolut gar nichts vorhanden, — keine Stühle, Tische, Betten, Kommoden, Bilder oder Nippsachen. Die dickgefütterte Fußbodendecke ersetzt Stühle, Tische, und Betten, und damit dieselbe möglichst geschont bleibt, werden die Schuhe und Stiefel vor der Thür abgelegt. Die Abwesenheit von Möbeln bedeutet die Abwesenheit sehr vieler Sorgen, und da einige hölzerne Bestecke und etliche kleine Schüsseln genügendes Tischgerät bilden, so fallen solche Sachen wie Teller, Gläser, Eßservice und Tischwäsche weg und sind überflüssig. Dadurch wird das Leben ungemein vereinfacht, ohne daß die wesentlichen Feinheiten der Lebensbildung im geringsten beeinträchtigt werden, denn es giebt gar kein Volk, welches so wählerisch und genau in den Speisen, so viel Geschmack in der Bekleidung entwickelt, und so viel Selbstbeherrschung und Zuvorkommenheit besitzt als gerade die Japaner. Die verschiedenen Arbeiten des Haushaltungswesens werden größtenteils in einer knieenden Stellung verrichtet, und bei Herannahen der Nacht werden die warmen Bettdecken hergenommen und auf die Fußdecke ausgebreitet. Mit einer solchen Bettdecke als Unterlage und einer zweiten als Zudecke schläft man gerade so gut als in irgend einem bequemen luxiösen Bette. Vor Einnahme des Abendbrots ist es die allgemeine Sitte, daß jedes Familienglied ein warmes Bad nimmt."

Mit einem solchen vernünftigen anspruchslosen Leben vergleiche

man das Leben der armen Frau Schulze. Kochen, Putzen, Waschen, Bügeln, Ausbessern, Gatten- und Kinder-Bedienen, — sie wird nie fertig. Dazu kommen noch alle die Schmerzen und Sorgen des Gebärens und des Säugens. Es giebt gar keine Dienstmädchen auf der Welt und überhaupt nur ganz wenig Arbeiter, die sich so plagen und die so wenig davon haben als die Frauen der unteren Volksschichten. Ja, mein lieber Freund vom Arbeiterverband, was hat sie für „Arbeitsstunden“? Was hat sie für Vergnügen, für Ausruhen, für Aussichten?

Man kann nichts dafür, meinst Du? Unsinn. Glaubst Du, daß die Frauen in Japan so arbeiten wie Deine Frau? Gar keine Idee. Mein lieber Schulze, in Deinen häuslichen, wie in Deinen geschäftlichen und politischen Angelegenheiten, brauchst Du weiter gar nichts als etwas Vernunft und Verstand. Unser gegenwärtiges Leben ist ein Zustand der Anarchie und der Barbarei, und es ist Deine Schuld, und nicht die Schuld der Priester und Politiker, die Dich ausbeuten und zum Narren halten.

Und nun kommen wir zur Betrachtung des letzten Bestandteiles Deines Lebens, also zu Deiner Unterhaltung. In dieser Beziehung bist Du nur schlecht bestellt, denn Du hast so gut wie gar nichts, was Dich unterhalten könnte. Die Musik, die Kunst, die Wissenschaft, Bibliotheken und Lesesäle, das Theater, die Natur, — diese Sachen sind Dir fast gänzlich versagt. Einige unerquickliche Museen, wo Streitkeulen der Wilden, getrocknete Käfer, und zerlumpte Stückchen Teppich ausgestellt sind; einige mittelmäßige Bilder: hie und da ein Theater, ein Tingel-Tangel, eine Komiker-Gesellschaft; dann wieder das Kartenspielen und die Kegelbahn; — das sind ungefähr die Dinge, welche die Unterhaltungen Deines Lebens ausfüllen. Es fehlt allerdings nicht an Wirtshäusern und Schnapsbuden, auch hast Du die Kirchweihe und das Sedanfest.

Einer der unangenehmsten und empfindlichsten Mängel der Gewerbe- und Fabrik-Städte ist der, daß es zu sehr an großen schönen freien Plätzen fehlt, die Ursache davon ist weil der Grund und Boden so teuer ist. Wie dies so gekommen, werde ich nachher erklären.

Die Hauptursachen der verschiedenen Übelstände, die wir gerügt haben sind in der Konkurrenz, im Monopol, und im schlechten Wirtschaften zu suchen. In einem Flugblatt „Milk and Postage

Stamps" (Milch und Briefmarken) genannt, wird die Kraftverschwendung, welche durch die Konkurrenz entsteht, mit großer Deutlichkeit erwiesen. Ein einziger Briefträger geht in jedes Haus eines ganz großen Distriktes hinein und liefert sämtliche Briefe in kurzer Zeit ab. Wie ist es nun mit der Milchversorgung in demselben Distrikt? Zu einer ganz ähnlichen Arbeit sehen wir hier eine ganze Menge Leute beschäftigt, häufig noch dazu mit dem mehr oder weniger kostspieligen Apparat eines Pferdes und Wagens. Ein einziger Briefträger genügt zu einem großen Distrikte, und gerade so würde auch ein einziger Milchlieferant genügen, wenn die Konkurrenz nicht wäre.

Wieder Ähnliches. In jeder Wohnung ist eine Frau damit beschäftigt das Kochen, das Waschen für eine Familie zu besorgen. Diese Frau wird überanstrengt, das Kochen schlecht besorgt, und das ganze Haus wird durch Dampf und Waschgeruch, und durch den Gestank von übergelaufener Milch und geschmörgeltem Fette verpestet. Genau dasselbe gilt von allen Dingen: Nebeneinander haben wir zwei große Läden derselben Branche, wovon jeder Laden seine kostspielige Einrichtung, seine Anzahl von Angestellten hat. Durch einen einzigen größeren Laden würde man ungeheuer viel an Betriebskosten ersparen. Man stelle sich eine Privatpost in jeder Straße vor! Wieviel würde es dann kosten, um einen Brief von Rosenheim nach Berlin zu befördern?

Das alles könnte und sollte man anders machen.

Den Anfang zur Besserung der Verhältnisse im Sinne des Gemeinwohles sollte man dadurch machen, daß man daran ginge im großen Maßstabe Weizen und andere Nahrungsmittel zu bauen. Ferner sollte man, zum eignen Gebrauch, für Vieh-, Geflügel- und Fischzucht entsprechend Sorge tragen. Dann würde ich die Produkte unserer Gruben, Hochöfen, Fabriken und diversen großen Werke so regulieren und einschränken, daß sie den wirklichen Bedürfnissen unseres eignen Volkes angepaßt wären. Die Rauch- und Ruß-Mißstände sollte man durch ausgedehntere Entwickelung von Wasser und elektrischer Kraft beseitigen.

Um diese Zwecke erreichen zu können, würde ich den Grund und Boden, sowie sämtliche Gruben, Fabriken, Eisenbahnen, Schiffe, — überhaupt alles zum Staatseigentum machen.

Ich würde die garstigen Fabrikstädte einreißen und nach ver-

nünftigen Entwürfen frisch anlegen lassen, mit schönen breiten Straßen, alleinstehenden Häusern, Gärten, Fontänen und schönen Alleen. Die Beförderung von Briefen, Personen und Gütern würde ich eben so frei machen, wie die Benützung der Straßen und Brücken frei ist. Die Wohnungen würde ich geräumiger machen lassen und gleichzeitig alle unnützen Möbeln in den Bann thun. Ich wäre für die Errichtung von großen öffentlichen Speise-sälen, Bade- und Wasch-Anstalten nach den bestbewährten Methoden, um damit jene Sklavinnen, unsere Frauen zu befreien. Auch die Errichtung von großen Parkanlagen, Theatern, Konzert-hallen, Turn- und Lehrsälen, Spiel- und Unterhaltungsplätzen u. s. w. würde ich empfehlen. Alle Kinder würde ich auf Staats-kosten unterhalten, bekleiden, und erziehen lassen, und sie sollten Alle Gelegenheit haben Musik und Gesang zu lernen, sowie auch wissenschaftliche Vorträge zu hören. Das Volk selbst müßte seine eignen Künstler, Musiker, Schauspieler, Soldaten und Schutzleute stellen. Nach und nach würde ich alle diese Vorteile absolut frei machen, so daß Wohnung, Kleidung, Speise, Heizung, Erziehung, Unterhaltung und alle die Bedürfnisse und Bestandteile eines voll-kommenen Lebens hervorgebracht und vom Volke geteilt und ge-nossen würden, ohne irgend eine Geldausgabe.

Nun, lieber Schulze, verständiger und praktischer Mann, schaue diese zwei Bilder an. Es mag wohl sein, Du denkst, mein Bild stellt einen Zustand der Dinge vor, der nie zu erreichen ist, aber so viel wirst Du wenigstens zugeben, daß es ein hübscheres Bild ist, als das Bild des wirklichen heutigen Lebens. Im Bezug auf die Erreichbarkeit des von mir geschilderten Zustandes werden wir der Sache in einem späteren Kapitel näher treten. Unter-dessen kannst Du Dir diese zwei Fragen stellen:

I. Ist unser Vaterland so glücklich wie es sein könnte?

II. Wäre das von mir geschilderte Vaterland ein glücklicheres als unser heutiges?

6. Brief.

Die empfindlichen Kosten eines schlechten Systems.

Die meisten Menschen, sogar in unserem verhältnismäßig freien Lande, befinden sich bloß durch Unwissen und Verirrung so versunken in künstlichen Sorgen und in den keineswegs nötigen, vielen groben Arbeiten des Lebens, daß sie nicht mehr fähig sind, die herrlichsten Früchte des Lebens zu pflücken. Durch übermäßige Anstrengung sind ihre Finger plump und zitterig geworden, und haben jene beneidenswerte Feinheit des Gefühles verloren. Der Arbeiter hat thatsächlich nicht die nötige Muße und Gelegenheit, um einen Proportionssinn, bezüglich der diversen Lebenspflichten, an den Tag zu legen; er darf einfach nicht in ein männliches und würdiges Verhältnis eintreten, denn seine Arbeit, sein Wert als Arbeiter würde dementsprechend sinken. Er hat gar keine Zeit, irgend etwas anderes als eine Maschine zu sein. Wie soll derjenige, an sein Unwissen im allgemeinen lebhaft denken, der in einer Tour seine beschränkteren spezialen Kenntnisse anzuwenden hat? Wir sollten ihn von Zeit zu Zeit gratis unterhalten und bekleiden und ihn von unseren Genüssen kosten lassen, ehe wir ihn richten. Die schönsten Eigenschaften unseres Wesens vertragen, ebensowenig wie die zarte Obstblüte, ein plumpes Anfassen. Leider aber behandeln wir weder uns selbst noch andere mit diesem Feingefühl.

Thoreau.

Jeder Mensch ha' das Recht Anspruch auf das zu machen, was zur Gesundheit seines Körpers unentbehrlich ist, denn die Tragweite der Gesundheit ist unabsehbar. Wer weiß, wo der Keim der Krankheiten, unter welchen viele reiche Leute leiden, zuerst gelegt wurde? Vielleicht hat die Krankheit ihren Ursprung in dem wüsten Leben eines Vorgängers, vielleicht aber auch in seinen ärmlichen Verhältnissen.

W. Morris.

Man wollte einen Beitrag von mir zum Ankauf eines Terrains, nahe an der Stadt, welches zum Volkspark dienen sollte, aber dazu werde ich wohl keinen Beitrag hergeben. Es ist mein innigster Wunsch, daß jeder Arbeiter, ein nettes und geschmackvolles Heim habe. Aber gegen die schnöde, moderne Anschauung, daß die Arbeiter und ihre Familien in Hütten fast bis zum Ersticken eingepfercht und zusammengedrängt werden müssen, damit andere Leute diese Arbeiter ausbeuten, und sie und ihre Familien dann hie und da an schönen Sonntagen mit der Trambahn in den Park zu ihrer Erholung hinausbefördern, — gegen eine solche Anschauung werde ich mit all' meiner Kraft kämpfen. Die allererste Pflicht ist die das Heim eines jeden, gesund und reizend und anziehend zu machen; Deine Frau und Kinder sollen dort bleiben, und Deine Rückkehr zu ihnen soll Dir täglich die größte Freude sein.

Ruskin.

Der große Kampf Deines Lebens ist, Dich redlich durchzuschlagen, Dich zu ernähren. Dieses Buch verfolgt den Zweck Dir diese drei Thatsachen beizubringen:

I. Daß Du trotz aller Mühen und Sorgen Dich doch nicht gut ernährst.

II. Daß mit dem dritten Teil der Arbeit und Mühe, die Dein knappes Leben jetzt erfordert, Du Dich anständig und reichlich ernähren könntest.

III. Daß, wenn Du täglich zwanzig Stunden rastlos arbeiten, und Reichtum auf Reichtum zusammenraffen würdest, Du dennoch von allem Deinem Reichtum nicht mehr materiellen Genuß hättest als zuvor.

Die Natur hat es einmal festgesetzt, daß der Mensch mäßig leben soll, oder im anderen Falle die Strafe für seine Unmäßigkeit bezahlen muß. Die Natur hat auch bestimmt, daß der Mensch nicht lange zu leben hat. Es folgt also daraus, daß man, selbst in den allerwohlhabendsten Verhältnissen, nicht über ein gewißes Maß hinaus genießen, und daß man diese Genüsse nicht lange haben kann.

Kurzum, die materiellen Bedürfnisse des Lebens sind wenige und leicht erreichbare. Dagegen ist das Gebiet, über welches die intellektuellen Genüsse sich ausdehnen können, ohne Grenzen.

Die wahrhaft große Nation ist nicht die, welche das meiste Geld besitzt, sondern die, welche die vollkommensten Männer und Frauen hervorbringt.

Der beste und edelste Teil des Menschen ist sein Geist, sein Gemüt; folglich sind die vollkommensten Menschen diejenigen, welche diesen edelsten Teil am sorgfältigsten ausbilden. Aber bei uns wird von weitaus dem größten Teil des Volkes der Geist nicht gebildet. In dieser geistigen Unbildung einer großen und edlen Nation haben wir also ein unermeßliches Gebiet geistiger Möglichkeit, welches vollständig brach liegt, wie ein unkultiviertes Feld. Dies, meine ich, ist ein viel schlimmerer Nationalverlust als wenn man die Erzeugnisse unserer Gruben und Fabriken nie auf den Weltmarkt gebracht hätte.

Mein Ideal, betone ich hier wieder, wäre Mäßigkeit und Enthaltsamkeit für den Körper, und Opulenz für den Geist. Ich würde das materielle Leben so einfach wie möglich gestalten, möglichst wenig Zeit auf die Anschaffung an Speisen, Kleider,

Wohnung und dergleichen verwenden, um dadurch viel freie Zeit zu gewinnen, um das Leben in einem höheren Sinne genießen zu können und sich Kenntnisse anzueignen.

Es ist als wenn ich sagte: „Du hast 24 Stunden im Tage; davon widmest Du dem Schlaf 8 Stunden, der Berufsarbeit 10 bis 12, und die übrigen Stunden vergeudest Du. Mache das ganz anders, und von den 16 Stunden Deines Wachseins verwende nur 4 auf die Berufsarbeit und die anderen 12 auf die Acquisition von Kenntnissen und auf Zerstreuung."

Noch ehe ich in Detail zur Sprache bringe, wie nach meiner Meinung Du Deine Muße nützlich zubringen könntest, möchte ich Dir zeigen wie bei uns gegenwärtig Zeit und Arbeit verschwendet werden. Fangen wir damit an, daß wir die Zeit- und Kraft- und Geldverschwendung erörtern und betrachten, die täglich in jeder Wohnung stattfindet. Ich nahm vorhin Anlaß zu zeigen, daß die arme Frau Schulze nie fertig wird. Für jede Familie wird das Essen jeden Tag extra gekocht; jede Hausfrau hat ihren bestimmten eignen Waschtag und Bügeltag; sie hat ihren Kochofen und umständlichen Apparat; alle Augenblicke geht sie oder schickt sie zum Krämer, um ihren Bedarf im kleinen Maßstab einzukaufen. Nehmen wir einmal eine Straße mit hundert kleinen Wohnungen und betrachten wir die Verschwendung, die da stattfindet. Um einigermaßen eine Bequemlichkeit für hundert Familien herzustellen, braucht man einhundert Kochöfen, hundert kleine unbequeme Waschküchen*) hundert Wäschtrockenplätze. Täglich einhundert Mittagessen apart kochen; jede Woche einhundert Waschtage mit ihrem unvermeidlichen Elend und ihrer Gemütsaufregung; der Gang von hundert Frauen zum Krämer um ein Viertelpfund Kaffee oder Zucker oder sonstige Kleinigkeit zu kaufen.

Man erwäge nur die Kostspieligkeit so vieler Einrichtungen, den Konsum von so vielem Heizmaterial, und die von einer solchen Anzahl von Frauen verwendete Mühe und Arbeit.

Folgende Auszüge, welche den teueren Einkauf kleiner Leute beleuchten sind dem Buch „Problems of Poverty" (Probleme der Armut) von J. Hobson entnommen.

„Die Armen, teils aus Not und teils aus Gewohnheit, pflegen

---

*) Hier hat man allerdings kleine Einzelfamilienhäuser im Auge.

ihre Einkäufe in sehr kleinem Maßstab zu machen. Nachgewiesenermaßen hat eine einzige Familie nicht weniger als zweiundsiebzig Theeeinkäufe innerhalb sieben Wochen gemacht, während bei einer größeren Anzahl armer Familien die durchschnittlichen Einkäufe von Thee für dieselbe Periode siebenundzwanzig betrugen. Diese Leute kaufen solche Gegenstände lotweise, sie kaufen um fünf Pfennige Fleisch, die Kohlen kaufen sie pfundweis." „Es ist haarsträubend zu erfahren, welche hohen Preise die Armen für die allergewöhnlichsten Lebensbedürfnisse wie Gemüse, Spezereiwaren, Kohlen u. s. w. zu bezahlen genötigt sind. In armen Stadtteilen werden die Gemüse häufig zehnmal teuerer verkauft als man sie im großen von den Bauern kauft."

In seinem Buch „The Co-operative Movement Today" (das heutige Konsumvereinswesen) äußert sich der Verfasser, Holyoake, wie folgt:

„Nehmen wir an, daß einhundert Besitzer von kleinen Läden durchschnittlich 40 Mark per Mann in der Woche verdienen. Das macht zusammen jährlich die Summe von 200,000 Mark. Die Kundenzahl bei derartigen kleinen Geschäften setzen wir als vierzig Familien per Laden an; es folgt dann daraus, daß 4000 arme Familien in einer Stadt thatsächlich 200,000 Mark jährlich dafür bezahlen, daß sie ihre geringen Einkäufe über den Ladentisch ausgehändigt bekommen."

Und Herr Holyoake bringt dann den Beweis, wie durch Errichtung von großen Magazinen dieser Verlust zum größten Teile vermieden werden könnte.

Ich habe am Anfang gesagt, daß ich ein praktischer Mensch bin und aus eigener Erfahrung spreche. Alle jene Geschichten vom Kleineinkaufen und von hohen Preisen kenne ich zur Genüge, denn ich habe diese Thatsachen in des Lebens ernster Schule selbst kennen gelernt. Oft als Kind habe ich weggeworfene leere Flaschen und ähnliche Kleinigkeiten wieder gesammelt und sie um einen Groschen verkauft, um mit dem Gelde Kohlen kaufen zu können. Oft genug bin ich fortgeschickt worden, um ein halbes Lot Thee, oder um einen Heller Milch zu kaufen.

Als Gegenstück hierzu will ich ein anderes, ebenfalls meinem Leben entnommenes Bild entfalten. In England, hat eine Kompagnie Soldaten 80 bis 100 Mann, und die Tagesration beträgt drei-

viertel Pfund Fleisch und ein Pfund Brot. Ferner bezahlt jeder Soldat täglich circa 30 Pfennige zur Anschaffung diverser Naturalien, als Kaffee, Thee, Gemüse, Milch u. s. w. Wenn nun jeder Soldat seine eigne Küche hätte und sein Essen selber zubereiten müßte, würde das eine große Verschwendung von Raum und Geld und Zeit bedeuten, und die Kost würde auch bei weitem nicht so gut sein. Bei der bestehenden Einrichtung kocht ein Mann für seine ganze Kompagnie, und zwar vollzieht er diese Arbeit in einer großen Küche, wo die Köche der übrigen Kompagnien beschäftigt sind, um also das Essen eines ganzen Bataillons gleichzeitig herzustellen. Das Resultat ist ein besseres und billigeres Essen, mit viel weniger Mühe und Schmutz.

Ähnlich ist es bei der Menage der Feldwebel. Diese haben dieselbe Ration wie oben, bezahlen aber täglich 50 Pfg. für extra Dinge. Einer davon wird zum Tischmeister ernannt und hat für die Dauer seiner Thätigkeit die Rolle eines Wirts zu spielen und für seine Kameraden zu sorgen. Ich habe oft dieses Amt gehabt und habe oft erfahren, daß, als wir durch die Lage der Verhältnisse nur fünf oder sechs Feldwebel waren, es überaus schwierig war, die Leute mit dem Gelde gut zu menagieren. Dagegen als wir vollzählig waren, konnten wir mit demselben Gelde ausgezeichnet auskommen und uns sogar hin und wieder einen kleinen Luxus erlauben.

Mit diesen Thatsachen frisch im Gedächtnis wollen wir einmal auf unsere Straße mit den hundert kleinen Wohnungen zurückkommen. Man mache sich mit dem Gedanken vertraut, das vorhin erwiesene umständliche und verschwenderische System nicht länger beizubehalten, sondern alle diese erbärmlichen Waschküchen, Trockenplätze, Kochöfen u. s. w. zu beseitigen, und eine neue und vernünftige Anlage zu machen. An dessen Stelle errichte man eine, nach bewährter Methode große Waschanstalt mit entsprechender Trockeneinrichtung; eine große Kochanstalt, einen gemeinschaftlichen Speisesaal, Restaurationsgarten u. s. w. zur allgemeinen Benützung. Alle Bedürfnisse zum Lebensunterhalt würde man stets in großem Maßstab anschaffen, und die Frauen würden die verschiedenen Pflichten dieser großen Anstalten abwechselnd unter sich verteilen. Leuchtet es einem da nicht ein, wieviel besser und billiger alles käme, wieviel leichter und angenehmer das Leben der armen Frauen

sein würde, wie viel mehr Comfort jeder zu Hause hätte, und wie sehr die Gemütlichkeit und Zuvorkommenheit des Volkes zunehmen würde?*)

Ähnlich ginge es mit allen häuslichen Arbeiten, wenn wir einfachere Wohnungen, einfachere Hauseinrichtungen hätten. Man stelle sich einerseits eine große, mit Kraft getriebene Messerputzmaschine vor, und andererseits alle die Mühe und Arbeit von hundert Frauen die hundert plumpe Messerputzbretter nach Leibeskräften abreiben.

Es ist aber überflüssig den Plan detaillierter zu entwerfen, diesen kann jeder für sich ausarbeiten. Wir haben genug gesagt über die Verschwendung in der Häuslichkeit, und wollen jetzt unsern Blick auf die Verschwendung in der Geschäftswelt werfen.

Auf diesem Gebiet ist die Kraftvergeudung etwas ganz Schreckliches, und wird größtenteils durch die Konkurrenz hervorgerufen. Diese Verschwendung findet ihren Ausdruck hauptsächlich in der Buchführung, im Warenumtausch und im Reklamemachen. Wenn wir unserem Fabrikations- und Geschäftswesen die einfache gesunde Idee zu Grunde legen würden, Waren nur für den Gebrauch, und nicht für den Verkauf herzustellen, dann würde all' diese Verschwendung wegfallen. Man denke an die unzähligen Buchhalter, Commis, Kassierer, Verkäufer, Ausgeher, Reisende, Agenten, Massenverwalter, Annoncen-Acquisiteure u. s. w., welche unser Handel beschäftigt.

Treten wir z. B. der Sache der Reklamemacherei etwas näher. Hier finden wir eine große Anzahl Architekten, Maurer, Zimmerleute, Künstler, Zeichner, Papierfabrikanten, Buchdrucker, Dekorateure, Dienstmänner und zahlreiche kleinere Geschäftsleute, die alle da emsig beschäftigt sind, Bierpaläste, Reklamebilder, Annoncengestelle

---

*) Es wird manchem Leser und noch mehr mancher Leserin bei diesen Aussichten unheimlich zu Mute werden. Es dürfte daher von Interesse sein, daran zu erinnern, daß es heute an Leuten nicht fehlt, die teils freiwillig, teils unfreiwillig in einem gewissen Zustand des Sozialismus leben. Die Freiwilligen sind die Wohlhabenden, welche — nicht nur ledige Leute, sondern ganze Familien — in Amerika und England jahraus, jahrein in Pensionen wohnen. Die Unfreiwilligen sind die Armen, die gezwungen sind, die einzige Stube mit einer zweiten Familie zu teilen, auch solche die mit vier anderen Familien eine und dieselbe Küche teilen. Anm. des Herausgebers.

und andere Greuel herzustellen. Und wozu denn dies alles? Einfach, damit der eine Bierbrauer, der eine Fabrikant von Zweirädern, von Pillen, von Zahntinktur in den Stand gesetzt wird, mehr von seinem Kram zu verkaufen, als sein Konkurrent! Es ist eine bekannte Thatsache, daß es Firmen giebt, welche jährlich hunderte von tausenden, ja sogar Millionen für Reklame ausgeben. Ist es Dir je eingefallen die Frage aufzuwerfen, wer dies alles bezahlt? Du bezahlst es, praktischer, verständiger, heller Schulze, einfältiger Mensch, Du bezahlst das alles.

Dann giebt es auch eine zweite Art von Verschwendung, welche darin besteht, daß man unnütze Artikel fabriziert. Dies werden wir später betrachten. Auch werden wir später Gelegenheit zu beobachten haben, wie die Konkurrenz auf den Fortschritt hemmend einwirkt. Mittlerweile kannst Du Dir die Antwort auf die Frage ersinnen, warum z. B. Gas-Gesellschaften immer dagegen sind, daß die Städte die elektrische Beleuchtung erhalten? Sind diese Gas-Gesellschaften von der Vorzüglichkeit des Gaslichtes so ganz völlig überzeugt? Meinst Du, Schulze?

In einem vernünftig organisierten Staate würde das Volk viele Muße haben. Wollen wir eine Berechnung aufstellen, um zu sehen, wieviel Muße herauskäme, und dann auch dieser Muße Anwendung etwas erörtern.

Bei der jetzigen Einrichtung ist weniger als ein Drittel der Bevölkerung damit beschäftigt, Lebensbedürfnisse zu produzieren. Dieses Drittel produziert also genug für alle, folglich würden drei Drittel dreimal soviel hervorbringen als wir brauchen. Oder, anders gesagt, wenn ein Drittel bei neunstündiger Arbeit genug für die ganze Bevölkerung produziert, so würden drei Drittel gerade soviel bei dreistündiger Arbeit produzieren. Auf diese Weise hätten wir sehr viel freie Zeit zur Verfügung. Was sollten wir mit dieser freien Zeit anfangen? Eine der besten Anwendungen wäre die Aneignung von Kenntnissen. Ich deute hier in aller Kürze zwei Gebiete an, auf welchen ausgedehntere Kenntnisse sehr wünschenswert wären. Nehmen wir zunächst die Bazillentheorie der Krankheiten. Ich bin ein vollständiger Laie und kann nur hier und da eine plumpe Andeutung machen. Man lese aber Folgendes:

„Wenn der Bazillus, welcher irgend eine ansteckende Krankheit verursacht, uns genau bekannt wäre, wenn wir uns darauf gut

verständen, was seine Vermehrung, seine Thätigkeit begünstigt und was dieselben hemmt, so dürfen wir wohl mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß seine Fortpflanzung verhindert und die Krankheit ausgerottet werden könnte."

Die Schwindsucht, der Typhus, die Cholera und eine Menge Krankheiten werden durch diese Mikroben unterhalten und ausgedehnt. Vorläufig wissen wir zu wenig davon, um ihnen ordentlich auf den Leib rücken zu können. Das wäre also eine Sache, welche kennen zu lernen es wohl der Mühe wert wäre.

Eine zweite Sache betrifft die landwirtschaftliche Chemie: „Im Bezuge auf die Wirkung und die Anwendung der verschiedenen vegetabilischen Substanzen bei der Viehzucht sind wir in unserem Wissen noch sehr weit zurück. Man hat zwar einige erfreuliche Resultate erzielt, aber die landwirtschaftliche Chemie hat in dieser Hinsicht noch viel zu leisten."

Wir haben vorhin gesehen, was die Erde durch eine intelligente Kultur hervorbringen kann. Je mehr die Landleute von der Chemie verstehen, desto günstiger, bei verhältnismäßig wenig Arbeit, werden die Resultate ausfallen. Das ist wieder etwas, das es der Mühe wert zu lernen ist.

Ich kenne aber Deine abgeschmackte Bescheidenheit, Schulze, und wie Du stets geneigt bist, über Deine eignen Bestrebungen zu spötteln, und ich höre fast wie Du da fragst. „Was sollen ungebildete Menschen, wie ich, mit diesen schweren Wissenschaften machen?"

Ich bin weit davon entfernt, Dir zu schmeicheln, wie Du gewiß weißt, aber einen Kopf hast Du doch, einen Kopf, der nicht gerade schlecht zu nennen wäre, wenn Du nur ordentlich Gelegenheit hättest, ihn zu gebrauchen. Hin und wieder kommt es vor, daß der eine oder der andere von der Arbeiterklasse diese Gelegenheit doch bekommt. Wir nennen W. Smith, den größten Geologen Englands, den Sohn eines Bauern, der sich größtenteils selbst unterrichtete. Der große Astronom Sir W. Herschel war vorher Mitglied einer Kurkapelle. Wir nennen Faraday, den Buchbinder; Sir Humphrey Davy, den Handlungslehrling; James Watt, den Reißzeugmacher; George Stephenson, den Bergmann; Arkwright, den Barbier; Jacquard, den Weber; und Hunter, den armen, schottischen Zimmermann, der später so ein bedeutender Anatom

wurde. Diese Leute haben in der Wissenschaft etwas geleistet; warum sollen es nicht andere auch?

Ja, warum nicht andere auch? Das ist eben die Frage. Das gewöhnliche Volk ist gerade wie ein verwilderter, ungepflegter Garten, wo man alles Unkraut ruhig weiter wuchern läßt. Es hat noch niemand das verborgene, geistige Vermögen des Volkes, die unentwickelten Volksfähigkeiten eingehend studiert, niemand hat eine Schätzung davon gemacht. Wir wissen alle, daß von Zeit zu Zeit einer von dem Herschel- oder Hunter-Typus sich ganz gut herausmacht, und es giebt Leute, die der Meinung sind, daß, wenn jemand begabt ist, so muß unbedingt etwas aus ihm werden, allein dies ist eine falsche Ansicht. Die Fälle sind nur vereinzelt, in welchen, vom Glücke begünstigt, ein begabter Mann der Arbeiterbevölkerung wirklich durchdringt, in welchen es ihm gelingt, sich in der That nützlich zu machen, und die in ihm versteckte Kraft, oder vielmehr einen Teil davon, an den Tag zu legen. Ich spreche hier aus eigner Erfahrung. Ich kenne mehrere arme, völlig unbekannte Männer, die ganz bedeutende Fähigkeiten besitzen. Dies gilt besonders von einem jungen Manne, der einen großen Ruf als Schriftsteller verdient hätte, der aber arm und ohne alle Vorkenntnisse ist. Derselbe weiß kaum zu schreiben, Grammatik und Stil sind ihm ein ganz fremdes Gebiet, und wenn er von solchen Dingen Kenntnisse hätte, würde er dort schwerlich Arbeit bekommen, wo er jetzt beschäftigt ist. Ich kannte einst einen Schmied, einen Mann von vielem Charakter, von stark ausgeprägter Rechtschaffenheit, der ein gewaltiger Redner, ein entschieden großer Geist war. Als er auf das glühende Eisen schlug, habe ich, voll Bewunderung, oft gelauscht, wie er gleichzeitig in kerniger, markiger Sprache die schönsten, beherzigenswertesten Gedanken herausschlug. Dieser Mann konnte weder lesen, noch schreiben. Er stand im mittleren Lebensalter, hatte eine starke Familie, ahnte nicht im geringsten, daß er vorzüglich begabt war.

Wie war es bei mir? Durch Zufall wurde ich Schriftsteller, aber erst im vierunddreißigsten Lebensjahre. Ich habe keine Ursache zu klagen, denn im ganzen war mir das Glück hold, aber ich habe das Gefühl, daß ich auf einem ganz anderen Gebiet noch viel mehr hätte leisten können. Und wenn meine Mutter mir das Lesen nicht beigebracht und die Liebe zur Litteratur in mir nicht

wachgerufen und gepflegt hätte, so wäre ich nie ein Schriftsteller geworden. Wenn aber meine Mutter damals auch gestorben wäre, wie der Vater starb? Oder wenn sie eine gänzlich ungebildete, gleichgültige, leichtsinnige Frau gewesen wäre, was wäre dann aus mir geworden? Leicht, daß ich dann jetzt in einem Gefängnisse säße oder im Grabe läge. Im letzten Falle hätte ich aber dasselbe Ich ins Grab oder ins Gefängnis mitgenommen, welches mit der gegenwärtigen Aufgabe ringt, mit der schweren Aufgabe nämlich, Dich, Schulze, so weit zu bringen, daß Du Deine volle Pflicht als Gatte, als Vater, als Bürger und als Mann thust.

Denke darüber nach: welche Gelegenheiten, welche Aussichten hat die Arbeiterbevölkerung heutzutage? Die Ausbildung ist kostspielig. Die Bahnen der Wissenschaft und der Kunst sind gesperrt, und die privilegierten Klassen halten den Schlüssel fest; und in den armseligen Löchern und erbärmlichen Schlupfwinkeln der Bösen und Armen ziehen die unglücklichen, nichtswissenden Mütter die jungen Schillers und Liebigs und Wagners mit Bier auf, und senden sie nachher ungebildet und wehrlos in die Welt hinaus, dem Laster und den Gefahren der großen Städte zum Opfer.

Es kocht in mir, wenn ich daran denke; allein ich muß mich doch beruhigen, denn Du, Schulze, bist ein gar so heller, vernünftiger Mensch, Gott helfe Dir.

Abermals bitte ich Dich, daran zu denken, wie viele edle, würdige Männer und Frauen dem gewöhnlichen Volke entsprossen sind!

Gegenwärtig leben die Arbeiterklassen in Verhältnissen, die erbärmlich und unwürdig sind. Ihre Arbeit ist viel zu angestrengt, ihre Zerstreuungen sind viel zu wenig, und in ihren engen Gassen und vollgepropften Wohnungen ist es häufig unmöglich, den richtigen Grad von Anstand zu bewahren und Gesundheit und hinlängliche Reinlichkeit zu erreichen. Es ist nicht nur das Ungerechte daran, das mich beleidigt und empört, sondern auch die Vergeudung. Man betrachte die armseligen, heruntergekommenen Viertel großer Städte und Fabrikorte, und beobachte, was dort aus Kindheit, Mädchenhaftigkeit, Weiblichkeit und Männlichkeit geworden. Welche Vergeudung der Schönheit, der Tugendhaftigkeit, der Kraft, des Könnens und der verschiedenen guten Eigenschaften, deren Vorhandensein ein Volk groß und bedeutend macht, wird da durch Unwissen und Ver-

irrung und Ungerechtigkeit vollzogen! Denn es ist ganz sicher, daß durch den Untergang von jedem einzelnen unserer Mitmenschen, der durch Armut oder Laster verloren geht, der Nation ein direkter Schaden von so viel Leistungsfähigkeit, so viel Mut und Geschicklichkeit, so viel Freude und Vergnügen erwächst.

Mein guter, so sehr für das Praktische eingenommener Freund, richte nun Deinen Blick auf den amtlichen Bericht über die Sterblichkeit bei der Arbeiterbevölkerung und bemühe Dich, Dir eine Vorstellung davon zu machen, wie viele zarte Mütter, gute Krankenpflegerinnen, tapfere Soldaten, tüchtige Künstler, Denker und Erfinder von jenem Sumpf von Elend und Verzweiflung, von Trübseligkeit und Kummer und Verbrechen jährlich verschlungen werden, den das Beamtentum kurzweg „die hohe Sterblichkeit bei der Arbeiterklasse“ nennt.

Wie unaussprechlich traurig! Ich für meinen Teil möchte mit aller Kraft daraufhin arbeiten, daß diese Vergeudung einmal ein Ende nehme. Ich möchte jenen vergifteten, verwelkten Blumen Luft und Sonnenschein zuführen und das Unkraut und Ungeziefer von ihren Wurzeln entfernen.

In dem Vaterland, wie ich es mir denke und vorstelle, wird es später große, wissenschaftliche Hochschulen für das ganze Volk geben, so daß bei der Lösung der wichtigsten und wesentlichsten Probleme dem Talent der ganzen Nation Gelegenheit gegeben wird, zum Ausdruck zu kommen. Es wird uns dann nicht, wie heute, manches dadurch entgehen, daß es weniger die Befähigten, als lediglich die Reichen sind, welche wichtige Fragen der Medizin, der Wissenschaft, der Fabrikation u. s. w. erörtern, — Leute, die nicht selten geheim und eigennützig arbeiten, gegen das allgemeine Wohl und nicht zu Gunsten desselben.

7. Brief.

Wer macht den Wohlstand und wer hat ihn?

Der Urkapitalist, der schon vor längst vergangener Zeit sich in die Ewigkeit zurückgezogen hat, die Folgen von dessen Wirksamkeit aber noch deutlich vorhanden sind — diese Figur des Urkapitalisten als Beispiel von Schöpfungskraft, Sparsamkeit und Fleiß steigt in der dunklen Ferne immer von neuem wieder auf. Es ist ein wunderbar schöner Traum, dieses Vorbild vom Urkapitalisten, und er beweist, daß die Poesie, wie die Hoffnung, ewig jung im Menschenherzen blüht, sogar im national-ökonomischen Herzen. Dem ewigen Juden ähnlich, besitzt diese Erscheinung etwas Bezauberndes, Anziehendes für uns, so daß wir sie beinahe lieben könnten. Aber das geht nicht ganz, denn über unserer Verehrung für eine hübsche Mär, dürfen wir historische Thatsachen nicht außer acht lassen, — die Thatsache z. B. daß die wahre Ursache des modernen Kapitals darin zu suchen ist, daß man den Grund und Boden dem Volke oft gewaltsam entriß, daß man durch schlechte, einseitige Gesetze die Steigerung der Löhne hemmte und den Truckunfug gestattete, und daß man die Kinder unbarmherzig ausbeutete. Belfort Bax.

Sobald der Grund und Boden Privateigentum geworden, verlangt der Grundbesitzer seinen Anteil an allem, was der Pächter baut. Das Pachtgeld ist der erste Abzug, welcher von dem Ertrag der angewandten Arbeit gemacht wird. Sowie in irgend einem Lande der ganze Boden in Privatbesitz übergeht, so pflegen die Grundbesitzer, wie die Menschen überhaupt, zu ernten, wo sie nicht gesäet haben, und einen Pacht sogar für den natürlichen Ertrag des Bodens zu verlangen. Adam Smith.

Wir haben schon gesehen, daß die größte Rücksichtslosigkeit gegen die Ansprüche und Rechte anderer Menschen den Hauptbestandteil bei dem Aufbau der großen Geldvermögen bildet, deren Vermehrung in unseren Tagen immer mehr und mehr auffällt. Und es ist völlig klar, daß die Armut auf genau dieselbe Ursache zurückzuführen ist. Der Strolch ist die Komplementärerscheinung zum Millionär. Henry George.

In einem Zustand der Rohheit und Gewalt kommt es nicht selten vor, daß derjenige, welcher viel besitzt, nicht derjenige ist, der seine Besitztümer mühsam zusammengetragen hat, sondern dieser hat vielmehr seine stärkere Gewalt dazu verwendet, durch Ausplünderung anderer sich Güter anzueignen. Und sogar bei einem bedeutend weiter fortgeschrittenen Zustand der Gesellschaft, muß leider zugegeben werden, daß die Vermehrung des Kapitals vielfach von den bitteren Entbehrungen herstammt, welche man anderen gewaltsam auferlegt hat. Die wirklichen wahren Schöpfer dieses Kapitals sind Sklaven, die

dazu verurteilt sind, soviel zu produzieren, als der angewandte Druck aus ihnen herauspressen kann, und so wenig zu verzehren, als das Eigeninteresse oder das meistens sehr schwach ausgeprägte Humanitätsgefühl der Arbeitgeber gestattet. John Stuart Mill.

Nun, Schulze, was sind eigentlich die Übelstände, über welche wir uns beklagen? Diese sind, schlechte Belohnung, lange Arbeitsstunden, Ungewißheit im Bezuge auf die Beschäftigungsdauer, Besorgnis und totale Unsicherheit bezüglich der Arbeit in der Zukunft, ein niederer Grad von öffentlicher Gesundheit und Sittlichkeit, das Vorhandensein von Armut, Abhängigkeit und Verbrechen, und zum Schlusse die Thatsache, daß wir uns ganz falsche Lebensideale vorstellen.

Nehmen wir einige Beispiele, die das vorhin Gesagte illustrieren. Es sind im deutschen Reiche weitaus über zwei Millionen Personen, welche dem Pauperismus anheim gefallen sind. Die Beschäftigungslosen sind stets nach hunderten von tausenden zu zählen. Die Zahl solcher war bis in der letzten Zeit nur Schätzungen überlassen; bei der jüngsten Volkszählung aber wurde auch die Zahl der Arbeitslosen aufgenommen und dürfte das Resultat in der nächsten Zeit bekannt gegeben werden, so daß man wenigstens ein Momentbild davon bekommen wird, wieviele hunderttausende dies gewesen sind. Von jedem tausend Leute, die sterben, sind über neunhundert nicht in der Lage irgend ein Vermögen zu hinterlassen. Fünfunddreißig Millionen sind arm, und von diesen fristen fast zwanzig Millionen ihr Leben täglich weiter unmittelbar am Rande der Entblößung. Im großen Staate Preußen, laut Steuerveranlagung, hat fünf Sechstel der Bevölkerung ein Einkommen von 420 Mark bis zu 1200 Mark, und nur ein Sechstel, ein solches von über 1200 Mark. Im Industriestaat Sachsen hat 65 Prozent der Bevölkerung eine Einnahme bis nur zu 800 Mark und wieder 31 Prozent eine solche von 800 Mark bis zu 3300 Mark, während nur 3,63 Prozent ein Einkommen von mehr als 3300 Mark besitzt. Von der ganzen Bevölkerung von fünfzig Millionen im deutschen Reich giebt es bedeutend unter zwei Millionen, welche eine Jahreseinnahme von über 3300 Mark beziehen. Professor Pierstorff (Handwörterbuch der Staatswissenschaften) berechnet, daß in Preußen 70 Prozent der Leute ein Einkommen bis nur zu 900 Mark haben. Diese 70 Prozent haben ein Gesamteinkommen von 2920 Millionen Mark, während die

übrigen 30 Prozent ein Gesamteinkommen von 5784 Millionen Mark besitzen. Die Durchschnittseinnahme pro Kopf bei den unbemittelten und mittleren Klassen ist nur 218 Mark pro Jahr. Es giebt Millionen von Menschen, welche unter Verhältnissen arbeiten, und in Wohnungen leben, daß es eine wahre Schmach und Schande ist. Die Summe von Elend, Jammer, Krankheit, Tod, Laster, Verbrechen, Selbstmord,*) Trunksucht, Faulenzen, Rohheit und sittlichem Verderb ist ganz schauderhaft.

Das sind Thatsachen. Es sind Thatsachen, auf welche wir überall, auf dem Lande und in jeder Stadt, zu jeder Stunde des Tages und der Nacht stoßen, Thatsachen, die so allgemein bekannt sind, daß es überflüssig erscheint, eine Menge Beweise aus statistischen Berichten anzuführen. Es ist nicht notwendig dies Buch mit Zahlen zu überbürden. Auch will ich versuchen mich zu mäßigen, und mich zu heftigen Ausdrücken nicht hinreißen lassen. Daher, lieber Schulze, begnüge ich mich damit Dir diese Übelstände anzudeuten, und die Frage an Dich als praktischen, Gerechtigkeit liebenden Mann zu richten, ob Du nicht der Ansicht bist, daß Abhülfe da sehr am Platze wäre?

Worauf sind solche Übelstände zurückzuführen? Die Ursache liegt in der ungleichen Verteilung des Wohlstands, und im Nichtvorhandensein von Ordnung und Gerechtigkeit in der menschlichen Gesellschaft.

Soetbeer berechnete das Gesamteinkommen in Preußen vor etlichen Jahren auf 8884 Millionen Mark. Sachsens Jahreseinkommen (Zeitschrift des k. s. statist. Bureaus) wird auf 1806 Millionen Mark berechnet. Wenn man die detailliertere Art der Steuerstatistik in Sachsen als Maßstab für die übrigen deutschen Staaten anlegt, dann ist daraus ersichtlich, daß 96 Prozent der Bevölkerung nur zwei Drittel vom Gesamteinkommen erhält, während 4 Prozent das andere Drittel unter sich teilt. Nimmt man die obengenannten Summen als Grundlage einer Berechnung für das deutsche Reich, so kommt man zu folgendem Resultate:

Gesamteinkommen im deutschen Reich 15,700 Millionen Mark.

---

*) Professor v. Mayr, Straßburg, hat von 1881 bis 1893 nicht weniger als 128,818 Selbstmordfälle in Deutschland notiert, also beiläufig zehntausend jährlich! Anmerkung des Herausgebers.

Die unbemittelten und mittleren Klassen bilden 96 Prozent der Bevölkerung, also 48 Millionen, und erhalten diese zwei Drittel des Gesamteinkommens. In anderen Worten teilen sich 48 Millionen in 10,467 Millionen Mark, während die übrigen 2 Millionen sich in 5233 Millionen Mark teilen.

Auf den Kopf berechnet kommen folgende Resultate heraus:

Jahreseinkommen pro Kopf der 48 Millionen 218 Mark.

Jahreseinkommen pro Kopf der Wohlhabenden und Reichen 2616 Mark.

Das ist aber noch nicht das Schlimmste. Außer dem Umstand, daß die höheren und mittleren Klassen weitaus den größten Teil des von dem Arbeiterstand verdienten Geldes für sich beanspruchen, besteht noch die Thatsache, daß die erstgenannten Klassen (und wahrscheinlich nur ein zehnter Teil davon) im Besitz von den sämtlichen Einrichtungen sind, wodurch Wohlstand erlangt werden kann.

Politische Redner und Zeitungsschreiber gefallen sich darin, daß sie Dir fortwährend von Deinem Vaterland vorpredigen. Mein lieber Schulze, es ist eine traurige unverkennbare Thatsache, daß Du von Deinem Vaterland gar nichts hast. Das Vaterland gehört nicht dem Volke, es gehört alles einer Handvoll von etlichen tausenden reichen Leuten.

Diese wenigen Leute haben alles inne, was die Mittel zu einem zu erlangenden Wohlstand bildet: sie sind im Besitze der Häuser, Werke, Fabriken, Maschinen, Läden, Schiffe, Gruben, der Mineralien unter der Erdrinde — kurzum von allem bis auf den Leib und die Seele der Arbeiter, und sogar über diese üben sie fast unbeschränkte Gewalt aus. Nicht genug, daß diese wenigen Leute im Besitze von allen Gebäuden, Materialien und Einrichtungen sind, mußten sie noch ferner, und gerade deswegen, die Arbeiter zu einem Zustand der völligen Abhängigkeit herabwürdigen.

Denn es gilt unverleugbar von fast allen Arbeitern, daß sie nicht immer sofort Arbeit finden, wenn sie Arbeit suchen, sondern es muß ihnen zuerst gelingen einen Kapitalisten zu finden, der gesonnen ist, sie zu beschäftigen. Die Ursache davon ist, weil die Kapitalisten alles besitzen. Was soll der Ackermann machen ohne den Pflug; der Bergmann ohne die Grube und Einrichtung; der Weber ohne Webstuhl und Fabrik?

In diesen Tagen der großen maschinellen Einrichtungen giebt es nur ganz wenig Handwerker, welche das Werkzeug ihres eignen Gewerbes besitzen. Und wenn sie im Besitze dieses Werkzeuges wären, so wären sie trotzdem völlig hülflos, denn sie hätten immer den großen Kapitalisten zum Konkurrenten, und dieser würde stets billiger als sie verkaufen, selbst wenn er eine Zeit lang Schaden hätte, nur um sie kaput zu machen.

Pacht, Zinsen, Privatbesitz, maschinelle Einrichtungen und Konkurrenz; das sind lauter Sachen, die das Werkzeug der Kapitalisten bilden, und mit diesem Werkzeug zwingen sie die Arbeiter fast den ganzen Verdienst wieder herzugeben als Entschädigung dafür, daß sie ihnen das Arbeiten überhaupt gestattet haben.

Du bist Weber, ich bin Fabrikbesitzer, und Du willst bei mir arbeiten. Ich stelle Dich bei 9 Mark Wochenlohn bei mir ein, und alles, was Du produzierst gehört mir. Du bist ein Sklave, denn wenn Du von mir weggehst, so mußt Du verhungern, denn obwohl Du keine sichtlichen Fesseln trägst, und keine Peitschenhiebe von mir zu befürchten hast, so verfüge ich nichtsdestoweniger über eine Gewalt, die nicht weniger dazu dient, Dich zur Arbeit zu zwingen, d. h. ich kann Dich jederzeit entlassen. Dasselbe gilt von jedem Handwerk. Du bist Spinner, Eisengießer, Schneidergeselle, Bergarbeiter, und ich bin Meister. Du hast zu mir zu kommen und Arbeit zu verlangen; wenn ich nichts von Dir wissen will, mußt Du verhungern, oder wenn ich Dich beschäftigen will, so mußt Du zu dem von mir bestimmten Lohne arbeiten. Du kannst allerdings einem Arbeiterverband beitreten und einen Streik in Scene setzen bis ich einen besseren Preis bezahle. In diesem Falle werde ich mich vielleicht herbeilassen, etwas mehr anzulegen, denn wenn es mir nicht gelingt alles an mich zu reißen, so lohnt es sich immerhin besser für mich Dir die Hälfte Deines Verdienstes zu lassen und mich mit der anderen Hälfte zu begnügen als Dich völlig müßig zu wissen, so daß ich gar nichts durch Deine Arbeit verdiene. Aber Du weißt, daß ich am Ende stets den Sieg davon trage, denn ich habe genug um leben zu können, während Du gar nichts besitzt.

Es ist nunmehr thatsächlich wahr, daß alle die Fabriken Gruben, Häuser, Einrichtungen, — also das ganze Kapital -- in den Händen von verhältnismäßig wenigen reichen Leuten sich be=

finden. Um diese Lage der Dinge zu rechtfertigen wird behauptet, erstens, daß die Reichen ein Recht auf ihren Besitz haben, und zweitens, daß sie ihren Besitz zum allgemeinen Volkswohl bewirtschaften und verwenden.

Diese beiden Behauptungen treffen nicht zu.

Besprechen wir zunächst das Recht, welches der Reiche auf seinen Besitz hat. Als verständige und rechtschaffene Leute werden wir wohl unsere Zustimmung zu dem Grundsatze geben, daß der Mensch ein Recht auf das besitzt, was er allein und ohne irgend welche Hülfe von außen sich angeeignet hat; daß er aber kein Recht auf das hat, was nicht durch seine Kraft allein ohne äußerliche Hülfe hervorgebracht wurde; schließlich daß er kein Recht auf das Ganze von dem geltend machen kann, was teilweise seiner Kraft entstammt, und teilweise der Mithülfe anderer zuzuschreiben ist.

Wenn man diesem billigen Grundsatz beistimmt, so glaube ich in der Lage zu sein den Beweis dafür zu bringen, daß kein Mensch das Recht hat nur einen Quadratfuß Land zu besitzen, und daß niemand, kraft seines alleinigen eignen Arbeitvermögens, ohne jede Mithülfe anderer, in den Besitz von mehr Sachen kommen könnte, als ein Affe oder ein Bär besitzt.

Wenn wir mit dem Grund und Boden anfangen, so findet man, daß bei dem heutigen Privateigentum das Urrecht sehr häufig das Recht der Eroberung oder des Diebstahls ist.

Die Art und Weise wie das Land in Privatbesitz überging, war verschiedenartig. Das geschah durch Gewalt, durch Raub und List, durch Schenkung vom Landesherrn für geleistete Dienste, durch einfache Beschlagnahme von Gütern die lange verwüstende Kriege herrenlos gemacht hatten,*) oder durch Kauf.

War einmal der Grundstein zu einem solchen Besitz gelegt, so waren Mittel genug vorhanden, den Besitz durch Aufsaugung benachbarter kleiner Anwesen zu erweitern, sowie den Wohlstand, durch die Frohndienste zu erhöhen, die die Bauern dem Gutsbesitzer leisten mußten — Dienste, die in den ärgsten Fällen die

*) „Es ist gar nicht zu sagen, wie viele Bauernhöfe durch Brand, Verwüstung der Äcker, Wegtreiben des Viehs, Erhebung von Kontributionen, so weit herunterkamen, daß der Besitzer sie einfach im Stiche ließ, und lieber selbst der Werbetrommel folgte, statt sich weiter von den Soldaten mißhandeln zu lassen.“ Knapp, Die Landarbeiter in Knechtschaft und Freiheit.

vollen sechs Tage in der Woche in Anspruch nahmen, so daß den Bauern zur Bearbeitung ihrer eignen Felder keine andere Zeit übrig blieb, als die Sonntage, oder mondhelle Nächte. Ist dies den geduldigen Bauern schließlich doch zuwider geworden und sind sie davongelaufen, so konnten sie wie Deserteure wieder geholt werden, denn sie waren hörig, auf dem Gute geboren, und daher an die Scholle gekettet.

Diese erst im Jahre 1807 in Preußen abgeschaffte Erbunterthänigkeit war von der Leibeigenschaft in verschiedenen Ost-Provinzen noch übertroffen, wonach noch anfangs des neunzehnten Jahrhunderts deutsche Männer regelrecht und offen verkauft, verhandelt und verspielt wurden.

Wenden wir uns nun von den Leuten ab, die auf solche Weisen ihren Besitz erhalten und vermehrt haben, und erwägen wir das Recht derjenigen, welche Grund und Boden gekauft haben. Es giebt eine Menge Leute, die denselben gekauft und bezahlt haben: Haben diese ein Recht dazu?

Nein, sie haben kein Recht dazu, aus den zwei Gründen, erstens weil sie von Leuten kauften, die kein Verkaufsrecht hatten, und zweitens, weil sie mit Gelde bezahlten, welches sie nie verdient hatten.

Der Boden ist eine Gabe der Natur und kein Produkt des Menschen. Wenn der Mensch also nur auf das ein Eigentumsrecht beanspruchen kann, was er eigens produziert hat, so kann niemand ein Recht auf Bodenbesitz haben, denn niemand hat ihn hervorgebracht.

Es wäre ungefähr so verständlich und logisch, wenn eine kleine Anzahl Familien oder irgend ein Syndikat, Ansprüche auf den Besitz des Meeres und der Luft erheben, und sich von ihren Mitmenschen für das Baden und Atmen bezahlen lassen würden, als es jetzt verständlich ist, daß diese wenigen Leute die Hand auf den Boden legen und ihn ihr Eigentum nennen. Thatsache ist's, daß eigentlich jetzt das Atmen nicht ganz kostenfrei ist, denn ohne hinreichende Raumverhältnisse bekommt man nicht gute frische Luft genug.

Wenn jemand das Meer, oder die Luft, oder das Licht als sein Eigentum beanspruchte, so würde man über eine solche Anmaßung sich lustig machen. Nun möchte ich irgend eine Be-

gründung des Privateigentums des Bodens erfahren, welche nicht ebensogut für den Privatbesitz des Meeres und der Luft sich anwenden ließe.

Wir dürfen also zugeben, daß niemand ein Recht auf den Besitz von Grund und Boden haben kann. Folglich hat niemand das Recht, diesen Boden zu verkaufen; und wenn ich ein Stück Land von jemandem kaufe, der kein Verkaufsrecht besitzt, wie kann ich da das Land mein Eigentum nennen?

Nehmen wir einmal ein Beispiel. Ein Raubritter machte einen Überfall und bemächtigte sich einer benachbarten Burg nebst Zubehör: oder die Kirche, der Graf, oder der Junker wandte entweder Chikane oder Gewalt an, um durch die Auffaugung von Nachbargut das eigene Besitztum zu vergrößern.*) Kriegszeiten und verschiedene Unruhen brachten es später mit sich, daß das Besitztum konfiszziert wurde, und mehrmals in andere Hände überging. Die Nachkommenschaft hat sich dem Spiel ergeben und das Gut an einen Juden verloren, der es später an einen reichen Fabrikanten oder Bierbrauer verkaufte. Der Landsitz ist aber gestohlenes Gut, und der Fabrikant oder Bierbrauer daher ein Hehler.

Ein Landstreicher überfällt einen Fußgänger, stiehlt ihm die Uhr und schenkt dieselbe seinem Schatz. Das Mädchen braucht Geld und verkauft die Uhr an einen Juden, der einen Liebhaber dafür in der Gestalt eines Matrosen findet. Nun erscheint aber der Beraubte und will seine Uhr wieder haben. Giebt das Gesetz zu, daß der Matrose die Uhr behalten darf? Keinesfalls. Wenn aber der Landstreicher wegen seiner That in den Adelstand gehoben worden wäre, dann hätte sich die Sache allerdings ganz anders gestaltet.

---

*) „Es konnte bald so weit kommen, daß nur derjenige sich sicher fühlte vor Gewalt und Bedrückung, der sich dem Grafen und dem Centenar, dem Immunitätsherrn oder seinem Advokaten kommendiert und sein Besitztum ihnen aufgetragen hatte. Was wir über diese Vorgänge durch die Kapitularien und Urkunden hören, läßt keinen Zweifel darüber aufkommen, daß die mißbräuchliche Anwendung der öffentlichen Gewalt durch die verschiedensten Träger derselben ganz erheblich zu der raschen Ausbildung großer Grundherrschaften, und zur Umbildung der sozialen Verhältnisse beigetragen hat.“ Karl Theodor v. Inama-Sternegg, Die Ausbildung der großen Grundherrschaften in Deutschland, während der Karolingerzeit.

Freilich wird gesagt, daß die Landesgesetze den Besitz der gestohlenen Güter bestätigen. Das ist wahr, allein es ist nicht weniger wahr, daß diese Gesetze von Grundeigentümern und von Interessenten gemacht wurden.

Und wenn man mit dem gerechten Verlangen kommt, daß das Land wieder an die Nation zurückgegeben werden soll, von der es ursprünglich gestohlen wurde, dann haben diese Interessenten die Frechheit, uns den Ausruf „Plünderer" ins Gesicht zu schleudern.

Eine Zeitung schreibt z. B.: „Die unverfrorenen Agitatoren, die die Aufhebung des Grundeigentums verlangen, schweigen wohlweislich bezüglich der Rechte und Leistungen des Großgrundbesitzers. Diese wollen nicht zugeben, daß der Boden sein eigner Besitz ist, und daß der Wert seines Besitzes lediglich seiner klugen Verwaltung zuzuschreiben ist."

Der Boden gehört ihm aber nicht. Der Mensch kann Eigentumsanspruch nur auf das machen, was seine eigene Kraft hervorbringt. Der Boden wird von niemandem „gemacht". Es kommt vor, daß der Großgrundbesitzer seine Güter nicht bewirtschaftet, vielmehr wird dies von Pächtern besorgt, die ihm einen hohen Pacht dafür bezahlen, daß sie die Erlaubnis erhalten, seine Arbeit zu verrichten. In solchen Fällen ist der Großgrundbesitzer keineswegs der Schöpfer des dermaligen Wertes, den sein Besitz hat, sondern dieser Wert entstammt der Mühe und Arbeit derjenigen, welche dort beschäftigt sind. Wenn man sagt, daß der Baron von Protz Besitzungen hat, die ihm jährlich so und soviele tausend Mark einbringen, so wird nur damit gesagt, daß er die gesetzliche Gewalt besitzt, dieses Geld anderen zu entwenden, denen es thatsächlich so gut gehört, wie ihm.

Es wird wohl niemand darüber im Zweifel sein, daß man keinen Wert, keinen Nutzen aus einem Besitz herausziehen kann, ohne Anwendung von Arbeit. Bezweifelt dies jemand, so nehme er irgend ein Stück Land, lege die Hände in den Schoß, und warte auf die Ernte. Jedes Kind weiß, daß es nie eine Ernte geben kann, ohne erhebliche vorherige Arbeit.

Man kann so viel Land, so viel Kapital besitzen, wie man will, so ist man nicht imstande, nur ein Weizenkörnchen zu bauen, wenn es an der dazu nötigen Arbeit fehlt. Man nehme

das vorhin erwähnte Stück Land wieder, stelle einen Dampfpflug darauf, ferner einen Sack Samen, eine Egge, einen Stoß Obligationen, und warte auf die Ernte. Es kommt nichts. Der ärmste Taglöhner, der sich mit dem allermangelhaftesten Werkzeug zu behelfen weiß, baut mehr Weizen auf dem Stückchen Land, neben seiner Hütte, als das ganze vorhandene Kapital, ohne Hülfe der Arbeit, von sämtlichen Äckern Europas hervorbringen könnte.

Hast Du je über die Hauszinsfrage nachgedacht? Du bist der Besitzer eines Häuschens auf dem Lande und ich habe ein ähnliches Anwesen in einer Großstadt in der Nähe der Eisenbahn und der großen Geschäfte. Erfahrungsgemäß bringt mir mein Haus viel mehr Geld ein, als dies bei Dir der Fall ist. Wie kommt dies? Weil bei mir der Boden viel mehr Wert hat; vielleicht kauft später die Eisenbahn das Haus, ferner hat es eine gute Geschäftslage und wird gut vermietet.

War es denn ich, der die Bahn gebaut hat? Habe ich die verschiedenen großen Geschäfte errichtet? Habe ich überhaupt irgend etwas, nur das Geringste gethan, um den Wohlstand der Stadt, den hohen Wert des Bodens ins Leben zu rufen? Gar keine Idee. Das alles haben die Arbeiter (im ausgedehnten Sinne) gemacht, und ich werde für die Arbeit bezahlt, die andere verrichtet haben. In anderen Worten bringe ich es fertig, durch Erhöhung der Miete eine Steuer auf anderer Fleiß und Arbeit zu legen.

Die bedauernswerten Geschöpfe in großen Städten, die natürlich gezwungen sind, in der Nähe ihrer Arbeit zu wohnen, müssen von 3 bis 6 Mark per Woche für ihre erbärmlichen Löcher (oft nur ein Zimmer), in heruntergekommenen, verwitterten Häusern, in schmutzigen, engen, ungesunden Gassen bezahlen. Dies kommt von dem hohen Wert des Bodens. Nicht genug also, daß die Armen, durch den mächtigen Druck der Verhältnisse, gezwungen sind in diesen elenden Löchern zu wohnen, sie haben weiter keine Wahl, sondern sind unbedingt genötigt, die hohen Mieten zu bezahlen, welche die oft erbarmungslosen, herzlosen Hausherren verlangen.

Der Boden ist wertvoll: Das heißt in anderen Worten, daß in allen Centralpunkten großer Industrie, die Leute es sich gefallen lassen, daß man ihnen etwas vormacht, daß man sie prellt.

Die Geschicklichkeit, die Energie, und der Ordnungssinn einer Anzahl Arbeiter rufen ein Industriecentrum ins Leben. Sofort sind die Spekulanten bei der Hand, die den Boden in der Umgebung aufkaufen, und wie dann nach und nach immer mehr und mehr Leute sich niederlassen, erhöhen diese Spekulationskrämer ihre Forderungen, sie werden reich, und man nennt das eine Steigerung des Wertes der Häuser und Baustellen. Das ist völlig in Harmonie mit dem Gesetze. Diese gewaltige Steuer, mit welcher man die Arbeit belegt, ist unehrlich und unverständlich, aber sie ist gesetzlich: sie entbehrt jeden hohen Grundsatz und jedes Humanitätsgefühl, und die Hauptschwierigkeit, die der Schaffung von geräumigen, gesunden Wohnungen für das Volk sich entgegenstellt, liegt in dem Umstand, daß, so bald man da anfängt, so kommt man sofort in Konflikt mit den heiligen Rechten des Privateigentums.

Hast Du je über diese Dinge nachgedacht? Ist es Dir je aufgefallen, was es für einen Unterschied giebt, zwischen den Gesetzen, die bei Bodenbesitz einerseits und bei Patent- und Verlagsrecht andererseits ihre Anwendung haben?

Ein Großgrundbesitzer bezieht von seinen Besitztümern eine Rente von vielen tausend Mark jährlich. Er und seine Vorgänger haben diese Rente seit mehreren Jahrhunderten bezogen, und das Land befindet sich immer noch in seinem Besitz.

Fritz Schulze aus Gera ist der geschickte Erfinder einer neuen Maschine, die er hernach patentiert. Während ganzer fünfzehn Jahre ist es ihm gestattet, sein Patent allein auszubeuten; während dieser Zeit ist es ihm erlaubt, die Früchte seiner Klugheit und Geschicklichkeit zu ernten, und nach Ablauf derselben wird das Patent vollständig freigegeben. Nach fünfzehn Jahren ist das Privatgut des Herrn Schulze auf einmal Gemeingut geworden, und jeder Mensch kann es ausnützen, ohne einen Heller dafür zu bezahlen. So lautet das Gesetz.

Oder Fritz Schulze aus Berlin giebt ein Buch heraus. Für eine bestimmte beschränkte Anzahl von Jahren, wird ihm das Eigentumsrecht zugesichert und niemand darf das Buch nachdrucken, ohne Erlaubnis des Schulze. Fritz kommt also in die Lage durch seine geistige Gewandtheit, seinen Mutterwitz ein hübsches Stück Geld zu verdienen. Mit der Zeit aber läuft sein Verlags-

recht ab, das Buch hört auf sein Privatgut zu sein, es wird Gemeingut und jeder, der will, kann es nachdrucken. So lautet das Gesetz.

Du siehst also den Unterschied zwischen Bodenbesitz und Patentbesitz. Das Patent des Bodenbesitzers läuft niemals ab, sein Privatbesitz wird nie Gemeinbesitz, seine Rente geht durch alle Zeiten weiter fort. Und doch hat der Bodenbesitzer den Boden nicht gemacht, während Schulze thatsächlich seine Maschine, sein Buch erfunden und gemacht hat.

Wenn Du in der That ein verständiger, praktischer Mann bist, Schulze, so kann ich Dir ruhig das weitere Nachdenken über diese Sachen überlassen.

---

8. Brief.

Über Miete und Zinsen.

Und der Herr kommt zum Gericht mit den Ältesten seines Volkes und mit seinen Fürsten. Denn ihr habt den Weinberg verdorben, und der Raub von den Armen ist in eurem Hause.

Warum zertretet ihr mein Volk, und zerschlaget die Person der Elenden? spricht der Herr. Jesaia 3, V. 14. 15.

Derjenige im Staat, der verzehrt ohne zu produzieren, wird von der Sittlichkeit, sowie von der Nationalökonomie verdammt. Balzac.

Die größten Diebe, die es giebt, die wahren Quellen blutiger vernichtender Kriege, sind die Kapitalisten, d. h. solche Leute, die von Zinsen leben oder von der Arbeit anderer und nicht von eigener Arbeit. Alle die sozialen Übelstände haben ihre Urquelle darin, daß die Arbeiter von Müssiggängern ausgebeutet werden, und daß diese Müssiggänger den ersteren nur soviel überlassen, daß sie ihr kümmerliches Dasein weiter fristen können, während diese selber das ganze übrige Produkt der Mühe der Arbeiter an sich reißen, um einen großen Aufwand für sich zu machen oder um sich die Spielereien anzuschaffen, mit welchen sie ihre Zeit vertändeln. Ruskin.

Zur richtigen vernünftigen Produktion gehören zwei Dinge; erstens die Arbeit, zweitens ein würdiges zweckmäßiges Arbeitsziel. J. S. Mill.

Das natürliche Produkt der Arbeit ist eine entsprechende Entschädigung für die angewandte Mühe. Adam Smith.

Wir treten jetzt einer wichtigen Frage näher, nämlich der: Sind die Reichen zu ihrem Besitz berechtigt?

Wir werden uns hier von dem bereits besprochenen Grundsatz leiten lassen, daß der Mensch nur auf das Eigentumsrecht beanspruchen kann, was er allein, ohne irgendwelche Hülfe von außen, hervorgebracht hat, auf sonst nichts.

In dem Flugblatt „The Pope's Socialism" (der Sozialismus des Papstes) heißt es unter anderem: „Niemand hat das Recht reich zu sein; die Mittel, durch welche man reich wird, sind niemals völlig makellos; es ist noch niemand durch seine eigene Arbeit allein reich geworden."

Dieser letzte Passus war vielen Lesern nicht klar und ich werde ihn erklären, denn wenn niemand durch seine eigne Arbeit allein je reich geworden ist, dann hat niemand das Recht reich zu sein.

Wie kommt man zu Reichtümern? In unseren Tagen giebt es hauptsächlich drei Mittel, durch welche man zu Reichtum gelangt; durch Einnahme von Miete; durch Einnahme von Zinsen; durch Geschäftsnutzen.

Wer verdient die Miete? Wir wollen hier zwei Beispiele nehmen.

Der Großgrundbesitzer A. hat bedeutende Besitzungen, die ihm, jährlich eine recht hübsche Rente einbringen. Woher kommt diese Einnahme?

Die Güter sind zu einem festen Preise verpachtet und die Pächter bezahlen dem Großgrundbesitzer seine Einnahme. Wo nehmen sie das Geld her? Sie verkaufen den Ertrag des Bodens und aus dem Erlös bezahlen sie ihren Pacht. Und wie wird dieser Ertrag des Bodens verursacht? Er hat seine Ursache in der Mühe der Arbeiter, der Ackerbauern.

Das Pachtgeld wird also durch des Pächters und seiner Leute Arbeit verdient. Der Großgrundbesitzer A. thut bei der ganzen Sache gar nichts. Er hat weder das geringste dazu beigetragen

den Boden zu produzieren, noch baut er den Ertrag desselben. Daher ist er auch nicht berechtigt das Pachtgeld einzustecken.

Derjenige, welcher auf diese Weise reich wird verdankt seinen Reichtum der Arbeit anderer.

Herr Meyer besitzt verschiedene Anwesen in der Welt, die ein hübsches Sümmchen jährlich abwerfen. Wo kommt dieses Geld her?

Die Miete wird von den Mietsleuten bezahlt, entweder mit Geld, welches sie durch ihre eigene Arbeit verdient haben, oder mit solchem, welches sie von andern Leuten erhalten, die es eigens verdient haben. Dieses Geld wandert dem Meyer zu für die Benützung seiner Häuser. Wie kam der Meyer in den Besitz dieser Häuser? Entweder hat er sie mit Geld gekauft welches er allein, ohne irgendwelche Unterstützung,nicht verdient hat, oder er hat mit solchem Gelde, das er allein nicht verdient hat, das Material und die Errichtung der Häuser bezahlt.

Zwei Dinge sind gewiß wahr; erstens, daß der Meyer weder seine Häuser mit seinen eignen Händen gebaut, noch daß er die dazu nötigen Baumaterialien gemacht und gerichtet hat; zweitens, daß er das Geld mit welchem die dabei beschäftigt gewesenen Arbeiter bezahlt wurden, nie allein verdient hatte.

Meyer hat daher kein Recht zum Besitze jener Häuser, kein Recht dazu, Miete für deren Benützung einzunehmen.

Derjenige, der auf solche Weise reich wird, verdankt seinen Wohlstand der Mühe und Arbeit anderer.

Man wird vielleicht fragen, wie der Beweis erbracht werden soll, daß Meyer das Geld nicht eigens verdient hat. Das bringt uns zu der Erörterung der zwei übrigen Mittel durch welche Reichtümer sich ansammeln, also Zinsen und Geschäftsnutzen.

Wenn Du mir eintausend Mark leihst, so muß ich Dir jährlich fünfzig Mark für die Benützung des Geldes bezahlen, ohne daß die Schuld dabei verringert wird. Wenn ich also das Geld, während zwanzig Jahren behalte, so bin ich Dir nach Ablauf dieser Zeit immer noch eintausend Mark schuldig, obwohl ich Dir schon eintausend bezahlt habe. Du erhältst zweitausend Mark, obwohl Du nur eintausend hergegeben hast. Wo nehme ich das Geld her? Ich muß dafür arbeiten, und es Dir geben, der dabei gar keine Arbeit hat. Möglicherweise hast Du die ursprünglichen tausend

Mark eigens verdient, aber für das zweite Tausend hast Du gar nicht gearbeitet.

Nehmen wir an ich habe 20,000 Mark, die ich zu 3 Prozent sicher anlege. Dann beziehe ich jährlich 600 Mark Rente. Nach Ablauf von zwanzig Jahren habe ich somit 12,000 bezogen, habe aber trotzdem die ursprünglichen 20,000 Mark, noch dort liegen.

Wie kann das Geld sich auf diese Art vermehren, so daß ich 32,000 Mark für die bezahlten 20,000 Mark bekomme?

Wenn ich mit meinem Betrag von 20,000 Mark anders verfahre, denselben in einen Kassaschrank hineinlege, und jährlich, während zwanzig Jahren 600 Mark herausnehme, habe ich dann nach Verlauf dieser Zeit noch meine 20,000 Mark in der Kasse? Ich finde nur 8000 Mark darin. Das Geld vermehrt sich also nicht, sondern es muß immer jemand arbeiten und die Zinsen verdienen. Wer ist derjenige, der diese Zinsen in Wirklichkeit verdient?

Sagen wir ein reicher Jude leiht dem Staat zehn Millionen zu 3 Prozent. Er bezieht dann 300,000 Mark pro Jahr in Zinsen. Wer bezahlt dieses Geld? Es wird durch Steuern erhoben. Wer bezahlt diese Steuern? Diese werden sämtlich von den Arbeitern bezahlt, und von den Leuten, die ihr Geld durch die Arbeiter erhalten. Und der Jude macht seine Bezüge unaufhörlich für alle Zeiten; d. h. schon lange lange nachdem er seine zehn Millionen wieder erhalten hat, fährt der Staat fort, für alle Zeiten, seiner Nachkommenschaft jährlich 300,000 Mark, welche Du, Schulze, mit anderen gleichvernünftigen praktischen Kollegen, verdienen mußt, zu bezahlen. Wahrscheinlich dienten die zehn Millionen anfangs irgend einer Narretei, einem tollen Streich; weil aber vor hundert oder zweihundert Jahren ein Staatsminister ein Spitzbube oder ein Narr war, soll jetzt die Industrie und der Fleiß des Volkes für alle Ewigkeit besteuert werden.

Ja, und dies ist noch nicht alles. Das Geld, welches vom Juden hergeliehen wurde, hatte er nicht verdient, sondern die Vorgänger genau derjenigen Leute, die jetzt alljährlich die Zinsen an seine Nachkommenschaft bezahlen, haben das ursprüngliche Kapital verdient. Es kommt sogar noch schlimmeres nach; es ist nämlich eine unbestrittene Thatsache, daß ein großer Teil des sogenannten Kapitals, für welches Zinsen bezahlt werden, gar nicht existiert.

A. ist ein reicher Mann, mit einer Jahresrente von einigen

hunderttausend Mark. Er setzt sich mit mehreren befreundeten reichen Leuten, ferner mit einem Bankier und einigen Großindustriellen in Verbindung, und diese Herren entschließen sich eine kleine Gesellschaft zur Erbauung eines Kanals zu bilden. Sie stellen Ingenieure und Arbeiter an, und um diese bezahlen, und die nötigen Einrichtungen anschaffen zu können, brauchen sie Kapital. Der Kanal soll zwei Millionen Mark kosten, und setzen sie also das Kapital der Gesellschaft, auf diese Summe fest. Diesen Betrag braucht man aber erst um den Kanal völlig auszubauen; mit viel weniger kann man den Anfang machen. Die Gesellschaft giebt 2000 Aktien zu eintausend Mark heraus, bei sofortiger Anzahlung von hundert Mark pro Aktie. Die kleine Gesellschaft besteht aus zwanzig Kapitalisten, wovon jeder Teilnehmer die gleiche Anzahl Aktien nimmt. Jeder Teilhaber, bezahlt also zunächst, als erste Ratenzahlung 10,000 Mark, und es wird mit der Arbeit begonnen.

Nun betrachten wir die Lage dieser Kapitalisten. A. hat seine Teilzahlung an die Gesellschaft geleistet, von Zeit zu Zeit fließen ihm aber von neuem alle Augenblicke Gelder zu, Gelder von seinen Häusern, seinen Gütern, seinen Unternehmungen. Ähnlich geht es mit den übrigen Teilnehmern, der Bankier erhält seine Zinsen, die Großindustriellen, ihren Geschäftsnutzen. Und diese sämmtlichen Beträge, gleichviel, ob Zinsen, Pacht oder Geschäftsnutzen, mußten zuerst, von den Arbeitern in irgend einer Form verdient werden.

Der Kanal wird also gebaut. Wer baut ihn? Die reichen Teilhaber? Gar kein Schein. Er wird von den Ingenieuren und Arbeitern gebaut. Wer giebt das Geld dazu her? Die Kapitalisten? Keine Idee; das Geld gleichviel, ob in der Form von Zinsen, Pacht oder Geschäftsnutzen wird samt und sonders von den Arbeitern, von den Ackerbauern, Handwerkern, Kohlengräbern, Fabrikarbeitern u. s. w. verdient.

Nachdem aber die Ingenieure und Arbeiter den Kanal gebaut, und nachdem die Ackerbauern und die verschiedenen Handwerker denselben bezahlt haben, wem gehört er dann? Ist er dann Eigentum der Arbeiter, die ihn gebaut haben? Keine Spur. Vielleicht gehört er dann den Arbeitern, die das Geld verdient haben, mit welchem man den Kanal bezahlt? Wieder keine Spur; er gehört den Kapitalisten, und diese Leute nach Fertigstellung des Kanals, werden dann andere Leute aufstellen, die denselben ver-

walten und bewirtschaften müssen, während sie selber den ganzen Nutzen davon einstecken.

Es müssen nämlich sämtliche Güter, die auf dem Kanal befördert werden, einen Zoll zahlen, und dieser Zoll, nach Abzug der verschiedenen Verwaltungs- und Reparatur-Kosten, bildet den Nutzen, welchen die Teilhaber unter sich verteilen. Wer bezahlt diesen Zoll? Er wird von den Leuten bezahlt, welche den Transport besorgen, und diese belasten diejenigen damit, die die Ware kaufen, und dann, der Reihe nach, werden die Kosten von solchen Leuten getragen, welche die Waren brauchen. Die letzteren sind entweder Arbeiter, die den Zoll direkt aus ihrem eignen Verdienst bezahlen, oder sie sind wohlhabende Leute, die denselben aus dem Verdienste anderer bezahlen.

Fassen wir die Sache kurz zusammen. Von den vorhin genannten Kapitalisten hat jeder die erste Ratenzahlung geleistet. Er war im Besitze dieses Geldes, denn seine Mietsleute, Pächter, und verschiedene Arbeiter haben es für ihn verdient. Er hat sich aber verpflichtet, die verschiedenen anderen Raten nach und nach zu bezahlen, und dieses Geld ist gar nicht einmal vorhanden, er besitzt es gar nicht, sondern kommt erst später, nach und nach, in dessen Besitz, nachdem seine Arbeiter es wieder für ihn verdient haben. Mit dem Gelde, welches seine Arbeiter teilweise bereits verdient haben, und teilweise noch verdienen werden, bezahlt er die Ingenieure und Leute, die den Kanal gebaut haben.

Der Kanalbau ist nunmehr vollendet, und die Kapitalisten empfangen ihre Zölle, wovon wahrscheinlich ein beträchtlicher Teil gerade von den Arbeitern, Ingenieuren, Landleuten, u. s. w. stammt, welche das Geld verdienen mußten, womit der Kanal bezahlt wurde, und zum Teil denselben thatsächlich bauten. Das heißt also, richtig gesagt, diese Arbeiter bezahlen den Kapitalisten Zinsen für die Gelder, welche sie selber, durch ihren eignen Fleiß und Schweiß, den Kapitalisten verdient haben.

Es wird Dir also nach und nach dämmern, was die richtige Bedeutung solcher Worte, wie Zinsen, Pacht, Kapital und Kredit ist. In Anschluß daran, werde ich hier noch zwei Thatsachen anführen als Beweis dafür, wie arm diese Reichen thatsächlich sind, und auch dafür, welche Summen als Zinsen bezahlt werden, für Geld, das gar nicht existiert.

Die erste Thatsache ist die, daß, obwohl der Betrag, der in

Miete, Zinsen, Arbeitslohn und Geschäftsnutzen jährlich bezahlt wird, sich auf beiläufig sechszehntausend Millionen Mark beläuft, das ganze vorhandene Geld im Lande nur etwas über dreitausend Millionen Mark beträgt.

Um der zweiten Thatsache Ausdruck zu geben, bediene ich mich der Worte des großen Nationalökonomen John Stuart Mill.

„Wenn man von dem uralten Wohlstand irgend eines Staates, von Reichtümern, welche von längst verstorbenen Ahnen geerbt wurden, und dergleichen schwätzt, so will man einem die Idee beibringen, daß der Stamm dieser Reichtümer vor lange vergangenen Zeiten produziert wurde, daß die Reichtümer allmählich im Laufe der langen Jahre angeschwollen sind, und daß nur ein winziger Teil des vorhandenen Kapitals im letzten Jahr, also nur ein kleiner Jahresbeitrag zum großen und ganzen, produziert wurde.

Der wirkliche Thatbestand ist gerade umgekehrt. Weitaus der größte Teil der heute existierenden Reichtümer wurde durch den Fleiß emsiger Hände innerhalb der letzten zwölf Monate produziert. Nur ein sehr kleiner Teil davon hat vor zehn Jahren existiert. Von dem großen heutigen Produktivkapital des Landes war vor zehn Jahren, fast gar nichts da, außer Gebäuden, Maschineneinrichtungen, und einigen Schiffen, und sogar diese hätten heute nicht viel Wert, wenn nicht fortwährend rührige Hände damit beschäftigt gewesen wären sie im guten Zustande zu erhalten. Der Grund und Boden dauert fort, und dies ist fast der einzige Gegenstand, der eine Fortdauer hat. Alles, was der Mensch hervorbringt, geht zu Grunde, und meistens in kürzester Zeit.“

Anderswo sagt auch Mill: „Das Kapital wird nicht durch Aufbewahrung von einer Periode zur andern erhalten, sondern durch fortwährend erneuerte Produktion.“

Überrascht Dich diese Mitteilung? Fast das ganze viel besprochene Kapital der Reichen, wird jedes Jahr neu produziert! Von wem wird das hervorgebracht? Von den Reichen? Gar keine Idee. Diese Reichtümer werden von Leuten produziert, die arbeiten, denn im Wesen der Sache kann der Wohlstand nur aus der Arbeit entstehen. Andere Mittel dazu, giebt es gar nicht.

Du hörst oft Den und Jenen einen Millionär nennen; meinst Du er hat eine Million in seinem Kassaschrank liegen? Glaubst Du,

der Himmel regnet Goldstücke auf einen Jay Gould, oder andern solchen herunter? Der Millionär besitzt nicht viel, am wenigsten besitzt er Geld. Er hat aber Urkunden und Obligationen, und andere derartige schriftliche Kniffe, die der Wucherer und der Teufel erfunden haben, um auf gesetzliche Weise den größten Teil des Wohlstandes an sich zu reißen, welcher, Jahr für Jahr durch die Arbeit der Armen geschaffen wird.

Der Millionär A. verdient jährlich so und so viel hunderttausend Mark. Wie verdient er das? Er erhält es zwar in Dividenden, in Zinsen, in Pacht, und Miete u. s. w, allein jeder Heller davon stammt von dem Vermögen her, welches die Arbeiter produzieren. Dieser hat gar nichts, bis der Ladenbesitzer Meyer, die Arbeiter Schulze und Müller, der Fabrikant Schmidt, der Pächter Siebenwurst und mehr solche, sich ordentlich geplagt und es so weit gebracht haben, daß die Ernte eingeheimst wurde. Entfernt man diese Packesel von den verschiedenen Besitzungen des A., so hat dieser dann gar nichts.

Man sollte es nicht versäumen, das Flugblatt „Society Classified“ von Kanonikus Girdlestone zu lesen, (die Gesellschaft in Klassen geteilt) welches deutlich nachweist, wie wahr es ist, daß jeder Mensch auf der Welt, entweder vom Arbeiten, oder vom Betteln, oder vom Stehlen lebt.

---

9. Brief.

Der self-made Mann.

Bei den Menschen ist der Unterschied in dem Grade der Begabung der einzelnen in Wirklichkeit viel geringer, als uns oft dünkt; und die große Fertigkeit, welche die Anhänger verschiedener Professionen in späteren Jahren auszeichnet, ist sehr häufig weniger die Ursache, als die Folge der Berufswahl. Der Unterschied zwischen Männern, die am weitesten auseinanderstehen — z. B. zwischen einem Philosophen und einem Gepäckträger — hat seine Ursache weniger im Temperament als in Gewohnheit und Erziehung. Bei ihrem Eintritt ins Leben und während der ersten sieben oder acht Jahre schien der eine

ungefähr so angelegt wie der andere, und weder die Eltern noch die Spielgenossen konnten irgend einen auffallenden Unterschied der Begabung merken. Ungefähr zu dieser Zeit, oder etwas später, wurden die zwei grundverschiedenen Beschäftigungen zugeteilt. Bei diesem Anlaß glaubt man dann bald die Verschiedenheit der Anlage wahrzunehmen, eine Verschiedenheit, die immer weiter und weiter auseinander geht, bis am Ende die Selbstbewußtheit des Philosophen kaum die geringste Ähnlichkeit anerkennt. Adam Smith.

Lykurgos legte nur wenig Wert auf den Besitz von vielem Gelde. Er lehrte aber, daß der Wert der Rede darin liege, daß man in wenigen, gewählten, sinnreichen Worten vieles und Bedeutendes sagt, und er verstand es, die Redensart der Leute, durch beigebrachte Ausübung von langem Stillschweigen, gedankenreich und bündig zu gestalten. Er versuchte dem Volk beizubringen, daß es gar keine unangenehmere Idee geben könne, als die, daß der Mensch allein oder nur für sich zu leben habe. Wie die Bienen hat das ganze Volk, wie mit einem Instinkte für das Wohl des ganzen geschafft; es hatte ein heißes Verlangen nach Ehre und eine Begeisterung bis zum Exzeß für das wahre Wohl des Staates. Plutarchos.

Wir kommen nun zu der Betrachtung des Geschäftsnutzens, des erhaltenen Mehrerlöses. Man kann Nutzen am eignen Fabrikate haben, und auch an dem, was andere produziert haben. In der Regel hat der Produzent nicht viel Nutzen, vielmehr hat der Vermittler oder Kaufmann den Hauptnutzen.

Unter gewissen Umständen ist diese Einrichtung ganz in der Ordnung und man kann daran nichts aussetzen. Ein Händler kauft Gemüse, Obst oder Fisch auf dem weitentfernten Markt ein, und verkauft seine Artikel in der Stadt. Der Nutzen, den er verdient, ist sein Lohn, der ihn für seine Mühe, als Verteiler genannter Sachen entschädigt.

Die Sache ist aber etwas ganz anderes, wenn ein Kapitalist dieses Verteilungsamt besorgt; wenn er an der Seeküste Fische en gros aufkauft und einen derartigen Nutzen darauf schlägt, daß er jährlich zwanzigtausend Mark oder mehr verdient, während der Fischer, und der Höker ihrerseits kaum genügend trockenes Brot zu essen haben: — an einer solchen Einrichtung der Sache kann man wohl etwas aussetzen. Hier ist der Nutzen des Kapitalisten kein gerechtfertigter Profit.

Es kommen bei einer solchen Sache vier Personen in Betracht:

1. Der Fischer,
2. Der Großhändler,

3. Der Kleinhändler,
4. Der Konsument.

Kann mir irgend jemand auf der Welt einen vernünftigen Grund dafür angeben, warum der Großhändler, der weiter nichts zu thun hat, als seine Bankanweisungen herzugeben, so viel besser bei der Sache fahren soll, als die anderen? Drei Personen sind damit beschäftigt, den Fisch von der See bis in unsere Wohnungen zu befördern: kann man das billigen, daß gerade derjenige davon, der die wenigste Arbeit dabei hat, das meiste Geld verdient? Ist die Arbeit, welche von dem Großhändler, oder sagen wir richtiger für den Großhändler, verrichtet wird, so viel wichtiger und wertvoller, als die Arbeit des Fischers und des Kleinhändlers?

Mein lieber Schulze, die Arbeit des Großhändlers ist so weit davon entfernt, die bedeutendste und wichtigste bei der Sache zu sein, daß sie nicht nur nutzlos, sondern sogar schädlich ist. Die Arbeit, die der Großhändler verrichtet, ist die, daß er stets das Bestreben hat, die Verkaufspreise möglichst hoch und die Löhne möglichst nieder zu halten.

Stelle Dir die Sache also vor: man hat Dich zum Proviantmeister einer Stadt ernannt und Du hast sämtliche Eßwaren zu liefern. Würdest Du einem Manne alle Jahre zwanzigtausend Mark einfach dafür bezahlen, daß er andere Leute beauftragt, Telegramme an Fischagenten an der Seeküste abzusenden mit den Instruktionen, Fische zu kaufen? Das kann ich nicht recht glauben. Als ein praktischer, verständiger Geschäftsmann würdest Du einen Commis bei dem gewöhnlichen Salair engagieren, der das alles zu besorgen hätte, und würdest die anderen siebzehntausend Mark jährlich ersparen. Dann würde es Dir bald einleuchten, daß der Großhändler weiter nichts ist, als einer, der nach Nutzen hascht, und zwar, daß er diesen Nutzen einerseits vom Produzenten und andererseits vom Konsumenten nimmt.

Alle großen Arbeitgeber und der größte Teil der reichen Leute spielen die Rolle des Großhändlers; hindernd stehen sie im Wege der ökonomischen Entwickelung, und von der Mühe und der Arbeit anderer werden sie reich.

Es giebt hauptsächlich drei Kategorien von Großhändlern oder Vermittlern. Diese sind:

1. Der stille Kapitalist, der arbeiten läßt und der Direktoren und Faktoren bezahlt, welche die Arbeiter dirigieren.

2. Der thätige Kapitalist, der Arbeiter beschäftigt, sie selber leitet und ihr Produkt verkauft.

3. Der Arbeiter oder Erfinder, dessen Talent sein Kapital ist, der ein Verfahren oder eine Maschine erfunden hat und der andere beschäftigt, um seine Idee auszubeuten.

Die erste dieser drei genannten Klassen ist völlig nutzlos, ja sogar von Schaden. Die zweite Klasse ist unter Umständen von Nutzen, sie könnte aber und sollte noch viel mehr Segen bringen, und sie wird in fast allen Fällen viel zu hoch honoriert. Die dritte Klasse ist manchesmal von Übel, manchesmal von Nutzen; unstreitig sollte jedes Volk diese Klasse in Ehren halten, denn aus ihr geht die alleinige Art von Kapitalist hervor, die ein wahres Recht auf Reichtum hat. Auf diese Klasse müssen wir näher eingehen.

Wie ich mich in dem Flugblatt „The Pope's Socialism“ (der Sozialismus des Papstes) dahin äußerte, daß niemand durch seine eigene Arbeit allein reich werden könnte, haben verschiedene Leser mir den Fall des Erfinders entgegengebracht. Es war diesen Herren nicht klar, wie jemand, der durch seine neue Erfindung reich wurde, seinen Reichtum der eigenen Arbeit und Geschicklichkeit allein nicht verdanken sollte. Doch daß dem so ist, scheint mir ganz klar.

Nehmen wir an, daß Du, Schulze, eine neue Maschine erfindest, die das Doppelte von dem leistet, was irgend eine Maschine bisher geleistet hat. Die Erfindung wird patentiert, Du verdienst viel Geld und wirst durch Deine Maschine reich.

Heißt das durch Deine eigene Arbeit allein reich werden? Ist das Ganze an der neuen Maschine Deine eigene Erfindung? War weiter niemand dabei thätig, Dir zu Deinem Reichtum zu helfen?

Wenn Du Dich besinnst, so wirst Du einsehen, daß Du Deine Erfindung unzähligen, verstorbenen Männern der Vergangenheit, deren Namen man nicht einmal kennt, verdankst, und ferner, daß Deine Reichtümer zum Teile von den Händen einer Menge Arbeiter der Gegenwart herstammen.

Erstens hat Deine Maschine eine Menge Rädchen und Stangen

und Maschinenteile, und sie wird von Dampf getrieben. War das Rad, war die Anwendung des Dampfes Deine Erfindung? Diese Sachen fandest Du fix und fertig da, wie den Hammer und die Feile, die Du bei der Arbeit brauchtest, und wie die Regeln und Grundsätze der Physik, die Du anwandtest, welche von längst verstorbenen Männern entdeckt und festgestellt wurden, und ohne welche Deine wunderbare Erfindung überhaupt nie an das Tageslicht gekommen wäre.

Was hat zweitens Deine Maschine für Bestandteile? Es kommt Eisen darin vor, und Kupfer, und Stahl, und Holz, und andere Gegenstände. Du bist aber kein Grubenarbeiter, kein Puddler, kein Zimmermann, Schmied oder Former. Um also Deine Maschine erfinden zu können, mußtest Du Dir Vieles von den Toten borgen, und um sie herstellen zu können, ist die Mitarbeit der jetzt Lebenden unentbehrlich.

Deine Maschine ist nun endlich fertiggestellt; ist alles damit erledigt? Bringt Dir das sofort ein Vermögen ein? Keinesfalls. Wenn Geld damit verdient werden soll, so mußt Du entweder mehr davon machen oder machen lassen. Machen kannst Du sie nicht, denn in einer Reihe von Jahren würdest Du nur verhältnismäßig wenige davon herstellen. Du läßt sie also machen. Das heißt, Du brauchst andere Leute, um die Maschinen zu machen, wieder andere, um sie zu verkaufen, nochmals andere, die sie laufen lassen, wieder andere, die das Produkt davon kaufen u. s. w., während Du allein den Nutzen einsteckst.

Nennst Du das durch Deine eigene Arbeit allein reich werden? Ich nenne es nicht so: ich nenne das, aus Deiner Geschicklichkeit und aus der Not Deiner Mitmenschen einen egoistischen Nutzen ziehen. Du begreifst doch, daß ich Dir persönlich keine Schuld gebe. In einer Periode der Konkurrenz ziemt es sich jedem Menschen, für sich und seine Angehörigen zu sorgen, und wenn ich eine solche Maschine erfände, würde ich auch den Nutzen davon nehmen. Aber es wäre für mich und für die gesamte Menschheit von weitaus größerem Vorteil, wenn ich nicht gezwungen wäre, diesen Nutzen für mich allein in Anspruch zu nehmen, und wenn ich mein Talent dem Gemeinwohl frei zuwenden könnte, ohne dabei die Gefahr zu laufen, als ein Bettler gebrandmarkt zu werden, oder im Elend umzukommen.

Du hast es oft genug sagen hören, daß die Sozialisten unehrliche Leute sind, die danach streben, den Reichtum anderer an sich zu reißen, damit sie den Mitgenuß haben. Das ist eine Unwahrheit. Das ist eine wissentliche, absichtliche, böse Unwahrheit jener Räuber, die sich an die Beute fest anklammern, die sie von den Armen gestohlen haben.

Der Sozialismus ist schonungslos, unparteiisch, gerecht und ehrlich. Er ist so eminent ehrlich, daß Du, wenn auch ein passabel redlicher Mensch für die jetzige Zeit, nicht imstande bist, den hellen Schein seiner Ehrbarkeit ohne Blinzeln anzusehen. Die Idee, in welcher der Sozialismus seine Wurzeln hat, ist die, daß es in allen irdischen Angelegenheiten eine persönliche Unabhängigkeit gar nicht giebt. Jeder Mensch ist ein Glied der Gesellschaft und verdankt alles, was er besitzt, und alles, was er ist, anderen Menschen. Gerade wie niemand ein Recht auf das Land haben kann, weil niemand das Land macht, so kann auch niemand ein Recht auf sich selbst haben, denn er hat dieses Selbst nicht gemacht.

Kraft zweierlei Sachen, kraft der Erblichkeit und der Umgebung wird der Mensch zu dem gemacht, was er ist. Nimmt man ein neugeborenes Kind — einen Goethe oder einen Stephenson — und legt dasselbe auf eine unbewohnte Insel nieder; das Kind wird in kürzester Zeit umkommen. Giebt man das Kind den Wilden zum Aufziehen, so wird es als Wilder aufwachsen.

Dein Geist und Dein Charakter bei der Geburt sind das, wozu Deine Vorgänger sie gemacht und gebildet haben. Und der Geist und der Charakter jener waren auch das, wozu ihre Vorfahren und ihre Umgebung sie gemacht hatten.

Einmal als jüngster Weltbürger da, wirst Du nach und nach zu dem herangebildet, was die Umgebung, in Verbindung mit Deinem Temperament und Charakter, aus Dir macht. Wärest Du unter Dieben und Trunkenbolden geboren und aufgezogen, so hätte der Umgang mit solchen Leuten Dich fast sicherlich zu einem Dieb und Trunkenbold gemacht.

Das, was Du heute bist, bist Du durch den Einfluß Deiner Vorgänger, Deiner Verhältnisse und Deiner Genossen geworden. Du hast Dich selbst nicht gemacht und gebildet, folglich hast Du kein ausschließliches Recht auf Dich selbst. Andere Leute haben

Dich herangebildet, und Du verdankst ihnen alles, was Du bist und was Du hast, und der Sozialismus verlangt unerbittlich, daß Du die Schuld bezahlst.

Ich bin z. B. Schriftsteller. Ich schreibe eine Geschichte, an welcher das lesende Publikum Gefallen hat, und der Verkauf verschiedener Auflagen bringt mir viel Geld ein. Kann ich mit Recht dieses Geld mein Eigentum nennen? Kann ich die Behauptung rechtfertigen, wie so oft der Versuch gemacht wird, daß ich es einzig und allein durch meine eigene Arbeit verdient habe, und daß es daher nur mir gehört? Ich weiß nicht, wie Deine Anschauung bei der Sache ist, aber für meinen Teil weiß ich mit aller Bestimmtheit, daß ich bei jener Arbeit wesentliche Hülfe von anderen hatte, und daß die Gerechtigkeit verlangt, daß ich an die gesamte Menschheit das zurückerstatte, was ich der gesamten Menschheit schuldig bin.

Welche große Anleihe hat die Menschheit an mich gemacht! Ich verdanke ihr eben alles, was ich bin und was ich besitze. Wer hat mich lesen und schreiben lernen lassen? Wer hat mich unterhalten, gekleidet, aufgezogen, mich im Kranksein gepflegt? Woher habe ich meine Ideen, meine Bildung, Gedanken, das bißchen Einfluß und Kraft, das ich besitze?

Ich sage ganz offen, ich weiß es nicht. Was bin ich dem Salomon, dem Shakespeare, Rabelais, Carlyle und hunderten solchen Schriftstellern nicht alles schuldig? Was verdanke ich dem Verkehr mit lieben Freunden, den Lehrern in der Schule, dem Umgang mit allen möglichen Menschen in der Welt, mit welchen mein Los mich in Berührung gebracht hat? Was schulde ich der Werkstatt, der Armee, allen den Leuten, die ich in der Kirche, auf dem Markte, in Zeitungsredaktionen, in Wirtshäusern und Cafés und in den Hütten der Armen kennen gelernt habe? Das alles kann ich nicht sagen, nur weiß ich, daß alle diese Leute mich zu dem gemacht haben, was ich bin, und daß ich meine wenigen Kenntnisse nur von ihnen gelernt habe.

All' das Wissen, welches ein auch noch so bedeutender Schriftsteller besitzt im Bezug auf das menschliche Leben oder auf die Kunst, hat er von anderen gelernt, und er steckt daher tief in der Schuld anderer. Es ist ja ganz klar und selbstredend, daß, wenn ein Künstler Modelle braucht, er diese Leuten dafür bezahlt.

Sollten nicht auch Ebers und Baumbach den Leuten bezahlen, welche ihnen als Modelle dienen?

Wir stehen also alle tief in der Schuld der Lebenden und der Toten. Du wirst vielleicht sagen, daß wir die Schuld an die Toten nicht abtragen können. Wenn aber diese Toten Erben hinterlassen haben? Sie haben Erben hinterlassen; und der Sozialismus lehrt uns, daß dies unsere Gelegenheit ist, die Bezahlung zu entrichten, und daß die Ansprüche dieser Erben für uns bindend sind.

Oder vielleicht ist ein Testament da. Wollen wir ein solches Beispiel nehmen. Keinem anderen sind wir so viel schuldig als Christo. Christus hat ein Testament des deutlichen, ausdrücklichen Inhaltes hinterlassen, daß wir alle unsere Mitmenschen als unsere Brüder behandeln sollen. Und in der Höhe der Schuld an unseren Heiland sind wir alle verpflichtet, die Bezahlung an seine Erben, unsere Mitmenschen, zu entrichten.

Und sogar nach Berücksichtigung aller dieser Ansprüche stehe ich z. B. mit meiner kleinen, geschriebenen Geschichte gerade so da, wie der vorhin erwähnte Erfinder einer neuen Maschine, denn ich kann nicht einmal ein einziges Exemplar drucken lassen, wenn mir unzählige Arbeiter der Gegenwart und Erfinder der Vergangenheit dazu nicht behülflich sind.

Die Feder, mit welcher ich schreibe, das Papier, das ich benütze, die Lettern, die Schnellpresse, die Buchdrucker, die Lokomotive, der Zug, die Post, der Buchhändler, der Colporteur und wie viele andere sind mir alle unentbehrlich, ehe ich „berühmt,“ ehe ich „reich“ werden kann. Und wenn das arme Büchlein endlich ganz fertig, wie ist es dann, wenn es niemand kaufen, niemand lesen will? Von wem wird es gekauft, gelesen? Von Leuten, die ich nie gesehen habe, nie sehen werde. Wer hat diesen das Lesen gelehrt? Ich bin der Schuldner auch jener Lehrer.

Da die Sache nun einmal so ist, würde man mich mit Recht für einen höchst undankbaren und eingebildeten Menschen halten, wollte ich da keck auftreten und behaupten, „das habe ich alles ganz allein gemacht“?

Stelle Dir einen direkt am Rande eines Baches stehenden Apfelbaum vor, von welchem ein Apfel ins Wasser gefallen ist. Auf dem Baume sitzen einige Affen, von denen der eine den heruntergefallenen Apfel bemerkt und einen über dem Wasser hängenden

Zweig dazu benützen will, den Apfel herauszufischen. Er probiert es, kann aber die Wasserfläche nicht erreichen.

Mit der Hülfe eines zweiten Affen wird eine kleine, vom Gezweige herunterhängende Kette gebildet, allein wieder umsonst, denn die Kette ist immer noch nicht ausreichend. Sie holen sich dann einen dritten Affen dazu und dieses letzte Glied der Kette holt den Apfel herauf. Wenn nun dieser dritte Affe, der nur durch die Mithülfe der anderen zwei das Wasser erreichen konnte, den Apfel ganz allein für sich als seine eigens verdiente Beute beanspruchen würde, könnte man so etwas billigen? Ganz genau dasselbe gilt von jedem Erfinder, jedem Inhaber eines Unternehmens, insofern dieser auf die Früchte des Unternehmens als Verdienst seiner eigenen Geschicklichkeit und Arbeit alleinigen Anspruch erhebt. Denke über diese Sachen nach. Bei der heutigen Weltanschauung werden sie Dir vielleicht nicht auffallend praktisch vorkommen, aber sie sind wahr.

---

10. Brief.

Über die industrielle Konkurrenz.

Die Konkurrenz überschwemmt den Markt mit Waren und setzt den Reichen in den Stand, sich aus der Not der Armen einen großen Nutzen zu ziehen; sie ist die Ursache, daß jedermann das Brot aus dem Munde des Nebenmenschen zu reißen sucht, sie umwandelt eine Nation von Brüdern, in eine lose Menge feindseliger Einzelner, und am Ende stürzt sie Kapitalisten, sowie Arbeiter gemeinschaftlich in den Abgrund. Greg.

Eine Gesellschaft, in welcher nicht edle Charakterzüge und Wohlwollen sondern hauptsächlich Rücksichtslosigkeit und siegreiche Selbstsucht Anerkennung und Belohnung finden, bietet nicht gerade das Ideal von einer gerechten und klugen Regierung. Diejenige Herrschaft dagegen würde man lobenswert und gerecht nennen, wo jedermann das volle Ergebnis seiner Arbeit und Mühe erntete.

Was ist nun das Bild, das sich heute überall zeigt? Man sieht, daß es gerade die unermüdlichsten Leute sind, die ihr Leben lang mit der entsetzlichsten Armut zu kämpfen haben; daß es nicht die gemeinnützigen und die besten Männer sind, die am besten bezahlt und am meisten geehrt werden; und daß sehr häufig es gerade die gefährlichsten Feinde des Gemeinwohls sind, die den größten Nutzen von der Gesellschaft ziehen.

Worin liegt die Ursache davon? Wie kommt es, daß der Fleiß und die Aufopferung so häufig arm bleiben, während das Faulenzen und die Selbstsucht oft reich sind? Wie kommt es, daß einerseits Habgier und Nichtsthun Ansehen und Reichtum erhalten, während andererseits der unermüdlichste Fleiß Armut und Verachtung erntet? Was sind die Mittel, kraft welcher die Reichen ihre Reichtümer behalten, und was sind diejenigen, durch welche die Reichtümer, die die Armen erschaffen, letzteren doch vorenthalten werden?

Es giebt zwei Ursachen dieser Ungerechtigkeit: die erste heißt Privilegium, die zweite ist die Konkurrenz. Durch Privilegien haben die Großgrundbesitzer auf Kosten ihrer geplagten Erbunterthanen sich bereichert (siehe Seiten 56—58). Derartige Besitzungen wurden oft ursprünglich gegen irgend eine Dienstleistung an den Landesherrn als Schenkung erhalten, und die Parlamente, die von den privilegierten Klassen gewählt wurden, haben Gesetze im Interesse dieser Klassen gemacht, wie man das nicht anders erwarten kann.

So viel in Bezug auf den Grundbesitz. Das Gebiet des Handels ist ein viel größeres Gebiet, und wenn hier nicht so viel von Privilegium die Rede sein kann, so giebt es etwas, was viel gefährlicher und tötlicher ist; das ist die Konkurrenz.

Die Konkurrenz ist das Mittel, durch welches in der Geschäftswelt man es dahin bringt, sich in den Besitz der Ergebnisse der Arbeit anderer zu setzen. In der Geschäftswelt giebt es bekanntlich zwei Hauptklassen, die Arbeiter und die Arbeitgeber, und diese beiden Klassen konkurrieren jede für sich. Der eine Arbeitgeber konkurriert mit dem andern, und der eine Arbeiter mit dem andern. Das Endresultat ist aber immer dasselbe, nämlich daß der Arbeiter stets darunter zu leiden hat.

Wollen wir diese zwei Arten von Konkurrenz einer kleinen

Prüfung unterwerfen und besonders im Bezug auf den Einfluß, den sie haben auf

Erstens, den Vermittler oder Arbeitgeber.

Zweitens, den Produzenten oder Arbeiter.

Drittens, den Konsumenten oder Käufer.

In der ganzen Geschäftswelt gilt die Regel, daß der Verkäufer den möglichst höchsten Preis für seine Waren erziele, während der Käufer seinerseits bestrebt ist, den niedrigsten Preis zu bezahlen, den der Verkäufer nehmen will.

Setzen wir den Fall ich habe ein Stückchen Boden zu bearbeiten. Zu dieser Arbeit hatte ich anfangs eine hölzerne Schaufel, bekam aber nachher eine eiserne, und machte dabei die Erfahrung, daß ich mit einer eisernen Schaufel so viel in einer Stunde machen kann als mit einer hölzernen in zwei. Der Wert, den eine eiserne Schaufel für mich hat, wird also durch die Summe von ersparter Mühe und Anstrengung repräsentiert. Und wenn überhaupt nur eine solche Schaufel zu haben wäre, so würde es sich für mich lohnen, wenn ich fast die ganze Summe des mir durch deren Gebrauch zu erwartenden Vorteils darum gäbe. Das heißt, wenn ich mit Hülfe der eisernen Schaufel jährlich sechs Hektoliter Weizen bauen könnte, während ich mit Hülfe der hölzernen nur drei Hektoliter bauen würde, und wenn die eiserne zwei Jahre aushielte so könnte ich, wenn es sein müßte, 5 Hektoliter Weizen für die eiserne Schaufel bezahlen und immer noch einen Hektoliter profitieren. Die Schaufel würde also für mich einen Wert von 5 Hektoliter Weizen haben.

Wenn aber nicht nur diese eine Schaufel zu haben wäre, sondern eine Million solche, würde die Schaufel dann weniger Wert für mich haben? Nein, sie würde immer noch die doppelte Arbeit leisten gegen die hölzerne, und ich brauche nur eine Schaufel. Im Bezuge auf den wirklichen wesentlichen Wert und Nutzen eines Artikels ist es dem Käufer egal, ob viele oder wenige Exemplare vorhanden sind. Der Wert eines gekauften Gegenstandes ist der Wert dessen, was dieser Gegenstand produzieren kann.

Welchen Wert hat nun die Schaufel für den Mann, der sie gemacht hat? Wir müssen zunächst die Zeit in Betracht ziehen, die er darauf verwendet hat. Wenn er so lange Zeit darauf verwenden muß, daß er in derselben Zeit 6 Hektoliter Weizen hätte

bauen können, dann muß er für seine Schaufel wenigstens 6 Hektoliter Weizen erhalten, sonst macht er ein schlechtes Geschäft und thut besser beim Weizenbau zu bleiben. Wenn er aber in dieser Zeit sechs Schaufeln machen kann, dann ist der Wert jeder Schaufel für ihn nur ein Hektoliter Weizen. Der Überfluß der zu verkaufenden Artikel macht also bei dem Verkäufer einen Unterschied im Wert seiner Waren. Der Wert eines verkauften Gegenstandes ist zunächst das, was die eigentliche Herstellung desselben gekostet hat.

Betrachten wir einmal das Verhältnis, in welchem diese Leute, der Schaufel-Käufer und Verkäufer als rechtschaffene Männer und als Geschäftsleute zu einander stehen. Nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit sollte die Tagesarbeit des Ackerbauers gegen die Tagesarbeit des Schmiedes umgetauscht werden. Wenn daher der Schmied sechs Schaufeln in derselben Zeit machen kann als der Landmann braucht um 6 Hektoliter Weizen zu produzieren, dann wäre der gerechte Preis der Schaufeln 1 Hektoliter per Stück.

Vom Standpunkt des Geschäftes aber lohnt es sich für mich, wenn ich sogar 5 Hektoliter Weizen für eine Schaufel bezahle, denn ich erhalte dadurch eine Mehrproduktion von 1 Hektoliter in zwei Jahren. Wenn es daher nur den einen Schmied giebt und dieser seine Schaufeln unbedingt nicht anders abgeben will, so würde ich schließlich auch den Preis von 5 Hektolitern Weizen für eine bezahlen. Unter diesen Umständen würde der Schmied bald reich werden.

Bei diesem Handel hätte aber auch ich ein Wörtlein zu reden. In dem Bewußtsein, daß er nur von mir seinen Weizenbedarf beziehen kann, könnte ich es ablehnen, diesen hohen Preis zu bezahlen. Bei dieser Sachlage würde ihm nichts anderes übrig bleiben, als entweder seinen Preis zu reduzieren oder seinen Weizen selbst zu bauen, und am Ende würden wir uns wahrscheinlich einigen.

Wenn es sich aber um zwei Weizenbauern und einen Schmied handelt, dann stehen die zwei ersten in Konkurrenz, und der Schmied benützt die Gelegenheit, seinen Preis zu erhöhen. Umgekehrt, wenn es zwei Schmiede giebt und nur einen Weizenbauern, dann werden die Schaufeln im Preis fallen. Wie kommt das? Weil es für den Schmied lohnender ist den Preis zu ermäßigen als seinen

Weizen selber zu bauen. Daher wird jeder der beiden Schmiede bei seinem Bestreben die Aufträge des einen Weizenbauern zu bekommen, seinen Preis allmählich bis zu dem Punkte ermäßigen, wo die Herstellung von Schaufeln aufhört, rentabler zu sein als die Produktion von Weizen.

Und nun nehmen wir an, wir haben es mit zwei Schmieden und einem Weizenbauern zu thun, und daß der ganze Boden dem letzteren gehört. In diesem Falle sind die Schmiede genötigt, Schaufeln zu verkaufen, wenn der Preis noch so schlecht ist, sonst werden sie verhungern, und schließlich liefern sie diese zu Preisen, wobei sie gerade noch am Leben bleiben können.

Was soll damit gesagt werden? Es soll damit gesagt werden, daß in der Geschäftswelt die Käufer nicht denjenigen Wert für einen Artikel bezahlen, den dieser buchstäblich für sie hat, sondern nur denjenigen, den die Verhältnisse des Verkäufers ihm gestatten zu verlangen, leider häufig den, den seine Notlage ihn zwingt anzunehmen.

Betrachten wir jetzt die Wirkung der Konkurrenz bei den Arbeitern. Den einzigen Artikel, den der Arbeiter zu verkaufen hat, ist seine Arbeit, und diese verkauft er an den Arbeitgeber. Es ist die Zeit der Kartoffelernte, und so ein Arbeitgeber braucht einen Mann, um seine Kartoffeln heraus zu thun. Zwei Arbeiter melden sich. Wird er dem einen davon einen gerechten Preis für seine Arbeit bezahlen und den Kartoffelkonsumenten dementsprechend belasten? Nein, er wird jeden davon fragen, was er für seine Arbeit verlangt und wird denjenigen nehmen, der am billigsten arbeitet. Das Unheil hört aber damit noch nicht auf. Nehmen wir an, der eine hat die Arbeit bei einem Tageslohn von 2 Mark bekommen. Der andere ist noch ohne Arbeit. Er geht daher nochmals zum Herrn hin und bietet sich um 1,60 Mark Tageslohn an. Er wird genommen, und nun ist der erste Arbeiter ohne Beschäftigung, und dieser sieht sich genötigt um 1,20 Mark zu arbeiten, wenn er nicht verhungern will.

Es ist daher klar, daß die Konkurrenz unter den Arbeitern die Arbeitslöhne reduziert und die Wirkung hat, daß entweder der Nutzen des Verkäufers erhöht oder der Preis der Ware erniedrigt wird.

Unsere zwei Arbeitsuchende sollten einen Verband bilden; auf

diese Weise würde es ihnen vielleicht gelingen, den Arbeitgeber zu zwingen dem einen davon 4 Mark pro Tag zu bezahlen, welche Summe sie dann teilen könnten. Die Konkurrenz dagegen bringt sie nur dahin, daß der eine nur 1,20 Mark im Tage, der andere gar nichts hat. Dies ist die Idee, die dem Arbeiter-Verband zu Grunde liegt.

Prüfen wir jetzt die Wirkung der Konkurrenz unter den Verkäufern. Wir nehmen zwei Grossisten der Mehl-, Kartoffel- irgend einer Branche. Von diesen will jeder das ganze Geschäft in die Hand bekommen. Jeder weiß, daß das Publikum stets dort kauft, wo es am billigsten bedient wird. Der eine ermäßigt seinen Preis, was sofort zur Folge hat, daß der andere noch weiter heruntergeht. Dieses Sinken der Preise geht so weiter fort, bis weder dem einen, noch dem andern irgend ein Nutzen bleibt. Was erübrigt ihnen dann als überall einen Druck auszuüben, damit sie billiger bedient werden? Wir sehen also, daß die Konkurrenz bei Verkäufern die Wirkung hat, daß der Nutzen verringert, die Löhne reduziert und die Waren im Preise ermäßigt werden.

Die Kapitalisten und ihre Genossen, die guten einfältigen parteiischen Leute, welche die Presse bewirtschaften, werden nie müde Dir zu predigen, daß die Höhe der Löhne vom Gesetze der Nachfrage und des Angebotes geregelt wird, und weiter, daß es im Volksinteresse liegt, daß alles einen niederen Preis hat.

Diese beiden Behauptungen sind unwahr. Die Löhne bei uns werden nicht durch Angebot und Nachfrage geregelt, sondern lediglich durch die Konkurrenz. Auch ist es nicht ein Vorteil für das Volk, wenn alles sehr billig ist.

Gehen wir auf das vielbesprochene Gesetz von Nachfrage und Angebot etwas ein. Über dieses Gesetz sind viele Leute ganz irre geworden, und ihre irrige Anschauungen sind darauf zurückzuführen, daß sie vergessen zwischen natürlicher Billigkeit und künstlicher Billigkeit zu unterscheiden.

Wir nehmen z. B. eine Gemeinde von zwei Leuten an, wovon der eine Weizen baut, der andere sich mit dem Fischfang abgiebt und die beiden ihre Produkte umtauschen. Wenn der Fischer einen schlechten Fang macht, so kann er nicht so viel Fisch als sonst für seinen erhaltenen Weizen hingeben. In anderen Worten liegt es in der Natur der Sache, daß der Fisch teuer ist. Hat der Weizenbauer

eine Mißernte, dann ist der Weizen natürlich teuer. Macht der Fischer einen außergewöhnlich großen Fang, dann kann er leicht zehnmal so viel Fisch als sonst gegen einen Laib Brot geben. Der Fisch ist dann natürlich billig, d. h. er ist mit Recht billig, weil man mit Aufwand der normalen gewöhnlichen Mühe einen außergewöhnlichen Erfolg hatte, und weil die gerechte Grundlage für die Berechnung des Tauschwertes eines Objektes die ist, daß man die dabei angewandte Arbeit berücksichtigt.*)

Nehmen wir jetzt an, wir haben eine Gemeinde von drei Männern. Der eine ist Bauer, dem der ganze Boden gehört. Der zweite ist Fischer, der im Besitz des einzigen Bootes ist. Der dritte ist Arbeiter, der weiter nichts hat als seine Körperkraft. Er ist weder imstande Weizen zu bauen, denn das duldet der Bauer nicht, noch Fisch zu fangen, denn der Fischer leiht ihm das Boot nicht. Bei dieser Sachlage geht er zum Bauern, der ihn dingt und ihm gerade so viel Weizen giebt, als ihn verhindert eines Hungertodes zu sterben. Es arbeiten nun zwei Männer auf dem Felde und folglich giebt es zweimal so viel Weizen. Der Bauer bekommt jetzt zwei Teile; da er aber davon dem Arbeiter nur einen halben Teil giebt und anderthalb Teile für sich behält, so kann er dem Fischer mehr Weizen gegen seine Fischlieferungen geben. Das heißt, der Weizen ist jetzt ungerecht billig. Er ist billig, nicht weil die Natur im reichen Maße gegeben hat, sondern weil man den Arbeiter zu kurz gehalten, ausgebeutet, beschwindelt hat.

In einer aus einem Landmann und zwei Fischern bestehenden Gemeinde, würden wir auch eine ähnliche Erscheinung haben. Die zwei Fischer würden beide Bedarf an Weizen haben und würden einander unterbieten. Dem Weizenbauern würde der Fisch immer billiger werden, nicht infolge des Gesetzes von Angebot und Nachfrage, sondern infolge der Konkurrenz, mit anderen Worten infolge der Disorganisation der Industrie.

Durch die Konkurrenz kommt es, daß in vielen Branchen die Meister arg schlecht gestellt sind, während die Arbeiter ihrerseits nur einen Hungerlohn beziehen.

---

*) Die Kohlen sind deswegen teuerer als das Wasser, weil deren Gewinnung viel mehr Mühe bedingt, und weil der Transport mehr kostet. Wenn wir Kohlen kaufen, so bezahlen wir nicht die Kohlen, sondern wir bezahlen die Arbeit, die dabei angewandt wurde.

Die jetzige Handhabung der Ethik in der Geschäftswelt, scheint mir ganz gegen die Vernunft, und die Gerechtigkeit gerichtet zu sein. Fast alle unsere Nationalökonomen stellen den Konsumenten vorn und den Produzenten hinten daran. Dies ist irrig. Eine verständige gerechte Organisation der Industrie müßte unbedingt den Produzenten in erster Linie berücksichtigen, und erst dann, auf eine kluge und gerechte Art, die Verteilung der produzierten Sachen besorgen. Bei jeder Gemeinde wird alles besorgt und geordnet durch eine Verteilung der Arbeit. Diese Verteilung sollte eine billige und gerechte sein. Wenn daher ein Bergmann oder ein Pferdebahnkutscher überanstrengt, oder schlecht bezahlt wird, so geschieht ihm ein Unrecht seitens der Gemeinde, welcher er dient. Nehmen wir einmal ein Beispiel, indem wir die vielköpfige Gesellschaft in eine kleine Gesellschaft umwandeln.

In einem kleinen Staate haben wir hundert Familien, wovon zehn Weber, zehn Holzhauer, zehn Schuhmacher, zehn Schneider sind u. s. w. Wenn die zehn Weber täglich fünfzehn Stunden arbeiten und dabei nur halb so viel an Speisen und Kleidung erhalten, als die anderen Geschäftsleute die weniger Arbeitsstunden haben, so bedeutet das, daß neunzig Familien Weberwaren billig finden, daß aber den übrigen zehn Familien sämtliche Waren teuer sind. Es bedeutet, daß zehn Familien leiden, damit die neunzig den Vorteil ziehen. Es bedeutet, daß das Publikum jenes kleinen Staates die Weber ausbeuten und übervorteilen. In anderen Worten gesagt, die Weberwaren sind ungerecht billig.

Nehmen wir den Fall eines Pferdebahnkutschers, welcher täglich sechzehn Stunden arbeitet. Einem solchen Mann werden alle die Freuden des Lebens genommen. An seiner Stelle sollte es zwei Kutscher geben, wovon jeder acht Stunden zu arbeiten hätte, und zwar gegen einen anständigen Lohn. Wenn die Pferdebahngesellschaft eine gute Dividende bezahlt, so kann sie die Mehrkosten aus diesen Dividenden decken. Geht das nicht, so sollte man die Fahrpreise erhöhen. Wenn das Publikum diese erhöhten Preise nicht bezahlen kann, so sollte es eben zu Fuße gehen. Vorläufig fährt das Publikum häufig auf Kosten des Kutschers, seiner Frau und Kinder.

11. Brief.

Über Wegwerfen und Verschwendung.

Wenn wir, die sogenannten „besseren Leute,“ die wir uns einbilden, die höhere und bessere Klasse der Menschheit zu sein, das richtige Verhältnis, in welchem wir zu den übrigen Klassen stehen, kennen lernen wollen, so giebt es gar keinen geeigneteren Ort dazu, als die Parquet- und Balkon-Sitze eines Theaters. Nie stehe ich auf in den Zwischenpausen im Theater, ohne mich von neuem zu wundern, wenn ich das Gedränge auf dem Stehplatz und auf der Galerie betrachte, daß diese Leute uns unsere Plätze noch ruhig lassen. Man denke nur daran, — diese Männer dahinten haben uns Behausung und Speise geschaffen, ihre Frauen haben unsere Sachen gewaschen und alles für uns sauber und proper gehalten, sie haben uns die ersten Plätze im Theater gekauft, uns im Regen und in der Kälte hergefahren: und nun sitzen oder stehen sie ruhig und geduldig im Hintergrund, und hören und sehen so gut sie eben können. Dort hinter unseren bequemen Sesseln, oder in der schlechten Luft der fernen Gallerie, drängen sie sich zusammen, während wir, ihre auserwählten, verwöhnten, hübschgekleideten und geschminkten Puppen bequem und gelassen auf den Vorderplätzen ruhen, häufig mit Langeweile und Blasiertheit erfüllt. Ruskin.

Wir haben vorhin gesehen, daß die Konkurrenz unter den Arbeitern die Löhne reduziert, auch daß die Konkurrenz unter den Verkäufern die Wirkung hat, daß der Geschäftsnutzen und der Lohn verringert werden, auch ferner daß die beiden Arten von Konkurrenz die Warenpreise für den Konsumenten ermäßigen. Dieses letztere ist stets das große Argument zu Gunsten der Konkurrenz, nämlich daß sie die Billigkeit fördert.

Es ist ja wahr, daß man unter der Konkurrenz billiger einkaufen kann, als unter einem Monopol, und man will diesen Umstand für die Annahme geltend machen, daß die Konkurrenz segensreich wirkt. Unter Hinweis auf die Thatsache, daß Alle Konsumenten sind, wollen die Verteidiger des Systems den Beweis bringen, daß das, was dem Konsumenten nützt, allen Schichten der Bevölkerung gleichfalls nützt.

Nun werde ich den völligen Beweis liefern, daß gerade das, was man als ein Argument für die Konkurrenz anführen will, am allermeisten dagegen spricht. Ich werde nachweisen, daß die

vielgepriesene Billigkeit nicht immer günstig für den Konsumenten, und daß sie dem Produzenten, dem Arbeiter, stets nachteilig ist. Wir werden sehen, daß die übermäßige Billigkeit eines Artikels zu dessen Verschwendung führt und daher niemandem etwas nützt.

Nehmen wir solche Gegenstände, wie z. B. Stecknadeln und Streichhölzer. Vor einiger Zeit, als ich auf der Eisenbahn fuhr, fiel es mir auf, daß ein Betrunkener seine Streichhölzchen sehr verschwendete. Das Gleiche hatte ich früher oft beobachtet, ohne weiter darüber nachzudenken, aber diesmal dachte ich darüber nach. Zu jener Zeit hatte man nämlich über die schlechte Bezahlung und die langen Arbeitsstunden der Streichhölzermacher geredet und geschrieben. Das Bild, das sich mir entrollte, war also folgendes: auf der einen Seite sah man Leute lange Stunden um ein geringes Geld arbeiten, und auf der anderen Seite sah man andere Leute dieses Produkt der Arbeit mutwillig oder nachlässig vergeuden.

Ist es nicht eine Thatsache, daß vielleicht die Hälfte der gekauften Streichhölzer verschwendet wird? Warum macht man das so? Weil die Streichhölzer so billig sind. Dann frug ich mich, warum werden die Leute in jener Branche schlecht bezahlt? Und die Antwort lautete genau wie vorhin, weil die Streichhölzer so billig sind. Und nun schien es mir ganz deutlich, daß eine Verschwendung dieser billigen Gegenstände in der That eine Vergeudung der Kraft, und des Lebens unserer Mitmenschen, welche dieselben machen, bedeutet.

Ich konnte aber nicht gleich einsehen, wie dieser Vergeudung Einhalt zu thun wäre. Bezahlt man den doppelten Preis für ein Schächtelchen, dann könnte man den Leuten einen guten Lohn geben, und der Konsument wäre auch nicht im Nachteil, denn das Verschwenden würde aufhören und er würde dann nur ein Schächtelchen kaufen, wo er jetzt zwei kauft. Müßte man aber dann nicht die Hälfte der Leute entlassen, und was würden diese anfangen? Das Lösen dieser Fragen machte mir lange zu schaffen, und erst nach langer Überlegung sah ich deutlich ein, wie infam unsere ganze Geschäftseinrichtung ist, und daß die richtige Antwort die wäre, die Arbeitsstunden entsprechend zu kürzen.

Einige Jahre später, in einem Artikel über die Nadelindustrie, habe ich die Behauptung aufgestellt, daß dieselben zu billig seien,

und daß die richtige vernünftige Prozedur die wäre, den Arbeitsleuten einen anständigen Lohn zu bezahlen, und den Preis des Fabrikats danach zu richten; und nicht, wie es überall ist, die Löhne nach den Preisen zu richten. Hierauf hat der Redakteur einer Zeitung meine Ausführungen scharf kritisiert, und war offenbar der Meinung, daß ich nichts davon verstände. Diese Zeitung schrieb: „Der Vorschlag, zuerst den Lohn für die Arbeitsmühe in irgend einer Branche festzustellen und dies als Basis für den Marktpreis der Ware zu berechnen, ist chimärisch. Wenn dieser Vorschlag wirklich einmal in Anwendung käme, was wären die Folgen davon? Zunächst also in der Nadelindustrie ein erhöhter Preis der Ware. Das würde uns wenig schaden. Der Verkauf würde etwas zurückgehen und es würden in der Manufaktur weniger Leute Verwendung finden. Es müßten also viel Leute entlassen werden, welchen nichts anderes übrig bliebe, als in anderen, bereits überfüllten Branchen Arbeit zu suchen, und also die Zahl der nicht vollauf beschäftigten Arbeiter noch weiter anzuschwellen. Heißt das das Problem lösen?"

Dieser Redakteur giebt selber zu, daß mehrere große Übelstände in unserer Industrieeinrichtung vorhanden sind, wovon jeder allein ihn zur Genüge überzeugen sollte, daß unser jetziges System viel Faules hat. Er giebt zu, daß, wenn Arbeitsleute aus einer Branche entlassen werden, sie nicht leicht anderweitige Beschäftigung finden können, weil die anderen Branchen auch überfüllt sind. Er sagt aber nicht, warum dem so ist, auch weiß er keine Abhülfe. Er giebt zu, daß sehr viele Nadeln verloren gehen, verschwendet werden, und daß es dem Konsumenten egal wäre, wenn er einen etwas erhöhten Preis zu bezahlen hätte.

Nun bedenke man, was diese Zugeständnisse bedeuten. Sie bedeuten, daß die Arbeit einer ganzen Menge Leute absolut nichtig und umsonst ist. Dieser Verschwendung könnte man Einhalt thun, ohne dabei irgend jemanden zu schädigen; allein der aufgeklärte Redakteur will nicht, daß wir uns hinein mischen, aus Furcht, daß durch unsere Reform Leute entlassen werden könnten. Was machen nun jene Leute? Sie vergeuden ihre Zeit, und sie vergeuden Material, allein das hat nichts zu sagen, und sie sollen nur so weiter machen. Man giebt zu, daß ein nicht unbedeutender Teil des Produktes verschwendet wird, und doch soll man fortfahren,

den Leuten Löhne zu bezahlen, damit diese Vergeudung noch so weiter geht. Ein solches System ist noch unverständlicher als Arbeiter beauftragen, Löcher in die Erde zu graben und dieselben sofort wieder einzufüllen. Diese würden wenigstens nur Zeit verlieren, aber in dem anderen Falle verschwendet man Zeit und Material. So ist die Ansicht der vielen ungeheuer vernünftigen Leute, die meinen es ist alles gut und in der schönsten Ordnung, so lange die Arbeiter nur Beschäftigung haben. Bei diesen Leuten kommt es gar nicht in Betracht, ob das, was die Arbeiter machen einen wirklichen Nutzen und Wert hat oder nicht, so lange sie nur eine Arbeit haben. Arbeit hin, Arbeit her, füllt denn die Arbeit allein des Menschen ganzes Leben aus? Kann man Arbeit essen, und Arbeit trinken, und Arbeit anziehen?

Das, was das Volk braucht, ist Speise, und Kleider, und Behausung, und Muße, nicht ewige Arbeit. Die Beschäftigung ist ein Mittel und nicht ein Endzweck; der Mensch ist da, um durch die Arbeit leben zu können, und er lebt nicht nur damit er ewig arbeiten soll.

Der Hauptspaß liegt aber darin, daß, wenn diese entlassenen Arbeiter keine Beschäftigung finden könnten, und wenn wir den Vorschlag machten, der Magistrat möge irgend eine öffentliche Arbeit vornehmen lassen, um die Beschäftigungslosen vor Hunger zu bewahren, die Leute, die im Geschäfte wie oben geschildert handeln, würden es der Behörde sehr warm ans Herz legen, ja keine unnötigen Arbeiten in Angriff zu nehmen.

Stellen wir die Abhülfe wie, in dem vorhin genannten Falle, diese Zeitung sich solche denkt, und die von mir vorgeschlagene Abhülfe hier einander gegenüber. Wir sind zunächst darüber einig, daß ein Drittel der Streichhölzer oder Nadeln verschwendet werden.

Die Zeitungsabhülfe.

Da ein Drittel der Ware verloren geht, so erhöhe man den Verkaufspreis um ein Drittel, und die konstatierte Verschwendung würde dann aufhören. Man würde daher nur zwei Drittel von dem jetzigen Quantum kaufen, und folglich würde die Fabrikation um ein Drittel verringert werden müssen. Ein Drittel der Arbeitsleute würde sich also ohne Beschäftigung befinden.

Meine Abhülfe.

Da ein Drittel verschwendet wird, so erhöhe man den Verkaufspreis entsprechend, und bezwecke dabei, daß die Verschwendung aufhöre und gleichzeitig daß man einen Drittteil des Rohmaterials erspare. Die Fabrikation geht nun um ein Drittel zurück, folglich haben die Arbeitsleute, die jetzt täglich zwölf Stunden arbeiten, nur acht Stunden zu arbeiten, und sie erhalten dabei denselben Lohn. Durch eine derartige Abhülfe bekäme der Fabrikant 33 Prozent mehr für seine Ware, und würde außerdem sehr viel an Transportspesen, Abnützung der Maschinen, Beleuchtung, Miete, Kapitalverzinsung u. s. w. ersparen.

Das ist eine Idee, die große Tragweite hat, wenn man an alle die Industriezweige denkt, in welchen fortwährend eine Vergeudung von Arbeit und von Material vorkommt. Und wenn Du Dich stets daran gewöhnst, derartige Probleme auf solche Arten zu lösen, so wirst Du weitaus größere Intelligenz und Kenntnisse an den Tag legen, als der durchschnittliche Zeitungsredakteur, der sein Salair durch die Vergeudung von Druckerschwärze und Papier verdient, und den man bezahlt, damit er sich mit aller Kraft bemühe Unsinn und Unwahrheiten dauernd aufrecht zu erhalten.

---

12. Brief.

Von der Billigkeit.

Ach Gott, wie ist das tägliche Brot so teuer, das Leben des Menschen so billig! Hood.

Ach Himmel, in was für ein wüstes Zeitalter sind wir, auf der Lebensfahrt, geraten, wo die Männer wie galvanisiert herumgehen, mit klotzendem, nichtssagendem Blicke, wo sie keine Seele mehr haben, sondern höchstens nur einen Magen! Die hagere Verzweiflung der Arbeiter und Arbeitslosen ist schrecklich anzusehen; aber immer noch nicht so schrecklich, der innersten Seele so beleidigend und wehthuend als die brutale gottvergessene Lebenstheorie und

Lehre vom Geschäft und Profit, die man überall verkündigt — im Parlament, in der Presse, auf der Kanzel, in allen Versammlungen und Vereinen — als das richtige wahre Evangelium und Endziel des menschlichen Lebens.

Carlyle.

Abgesehen von der bereits besprochenen Verschwendung haben wir eine zweite Rolle, welche die Billigkeit spielt, in Betracht zu ziehen.

Die Verteidiger der Konkurrenz sagen, daß letztere die Wirkung hat, dem Konsumenten gegenüber, alle Warenpreise zu ermäßigen, und da Alle Konsumenten sind, so ernten Alle den Nutzen davon. Diese Behauptung ist nicht zutreffend, denn wenn wir alle Konsumenten sind, so sind wir nicht alle Produzenten. Den Konsumenten nennt man den Käufer, allein man darf nicht vergessen, daß dieser häufig einer ist, der seine Gewalt und die Not des anderen mißbraucht, um mit Gewalt zu nehmen, — also ein Gewaltnehmer. Der Produzent macht die Artikel, ist ein Arbeiter, und die Interessen dieser zwei Klassen können nicht identisch sein. Es liegt im Interesse des Käufers und des Gewaltnehmers, daß die Artikel, welche der Arbeiter macht, einen niederen Preis haben; aber es ist ein Vorteil für den Arbeiter, wenn sein Fabrikat einen höheren Preis hat.

Die Dickköpfigen werden Dir sagen, daß, weil Du, Schulze, viele Gegenstände zu kaufen, dagegen nur einen Artikel zu verkaufen hast, so liegt es in Deinem Interesse, daß alle Sachen billig seien. Das klingt ganz plausibel; allein was ist der einzige Artikel, den Du zu verkaufen hast? Deine Arbeit ist dieser Artikel, und mit dem Gelde, welches Du hierfür bekommst, mußt Du eben alles bezahlen, was Du Dir kaufst.

Billige Waren bedingen billige Arbeitskraft, und billige Arbeitskraft bedeutet schlechte Löhne. Du hast sonst nichts auf der weiten Welt zu verkaufen als Deine Arbeit, und da will man Dich glauben machen, Du hast ein Interesse daran, diesen einzigen Artikel recht billig zu verkaufen! Gehe hin zu einem Fabrikanten, einem Kaufmann, und setze ihm das schön auseinander wie er ein Interesse daran hat, seine Waren wohlfeil abzugeben. Sage einem Gemüsehändler er wird es vorteilhaft finden, seine Krautköpfe billig zu verkaufen und er wird Dir sofort einen an den Kopf werfen. Und warum sollst denn Du, mein praktischer Freund, so etwas glauben? Du glaubst es eben nicht, niemand glaubt es

von sich selbst, sondern das, was jeder glaubt, ist, daß es in seinem Interesse liegt, wenn andere ihre Arbeit wohlfeil verkaufen.

Aber da kann man sich leicht täuschen. Die Arbeit auf dem Lande z. B. ist billig. Daher sind die Landprodukte nicht teuer. Daher kommt es aber auch, daß die Landbevölkerung immer mehr und mehr nach den Städten zieht, ein Umstand, welcher die Städte überfüllt, die Miete in die Höhe treibt, und die Löhne herunterdrückt.

In einem Staate, in welchem sämtliche Konsumenten auch Produzenten wären, hätten höhere oder niedere Preise nichts zu sagen. Du bist z. B. Weber, ich baue Weizen und gebe Dir so und so viel davon gegen ein Quantum Tuch. Wenn Du mit dem Preise in die Höhe gehst, erhöhe ich auch meinen Preis im Verhältnis. Wir tauschen also unsere Produkte unter gleichen Bedingungen einfach um.

In einem Staate dagegen, in welchem die Konsumenten zum Teile Nichtproduzenten sind, liegt es im Interesse der Produzenten, daß die Preise hoch sind, denn höhere Löhne bedeuten, daß die Arbeit eher begehrt wird, eher einen Wert hat, im Verhältnis zum Wert des Geldes.

Die Nation wird häufig in zwei Klassen geteilt, erstens in die der Reichen, die nichts arbeiten, zweitens in die Klasse der Arbeiter. Und man ist nur zu sehr zu der Annahme geneigt, daß es nur die unthätigen Reichen sind, die nichts nutzen, und daß sämtliche Arbeiter etwas nutzen. Diese Anschauung ist eine irrige, und durch eine solche Einteilung käme eine kleine Klasse Nichtproduzenten und eine große Anzahl Produzenten heraus. Um die Klassifizierung richtig zu machen, muß man die Dienstboten und alle die vielen Menschen, welche die Reichen bedienen, auch in die Klasse der ersteren mit hineinrechnen; und dann kommt als Resultat eine große Klasse von Nichtproduzenten, und eine noch größere Klasse von Produzenten heraus. Ferner muß man letztere in zwei Kategorien teilen, nämlich in die, die Sachen machen, welche einen Nutzen haben, und zweitens in die Kategorie der Arbeiter, welche Dinge machen, die gar keinen Nutzen haben.

Auf diese Weise wird es sich herausstellen, daß ein sehr beträchtlicher Teil der Arbeiter in der That die Diener der Reichen sind, daß sie mit der Beschaffung von Gegenständen beschäftigt sind,

welche ausschließlich die Reichen benützen, und daß sie von dem Gelde unterhalten werden, welches sie von den Reichen erhalten. Wo nehmen nun die Reichen diese Gelder her? Sie entnehmen dieselben der Arbeiterkategorie, welche die Produkte hervorbringt, die nützlich und unentbehrlich sind.

Ein Landwirt besitzt ein Gütchen, zu dessen Bestellung er zwei Knechte nötig hat. Wir haben also hier zwei Arbeiter, drei Leute aber, die verzehren; folglich müssen zwei, drei unterhalten. Nun holt sich der Landwirt den einen der Knechte und beauftragt ihn, ihm eine Hütte zu bauen. Jetzt ist es nur ein Mann, der das tägliche Brot produziert, während drei dasselbe verzehren. Der eine Mann hat also drei zu unterhalten.

Dämmert es Dir, Schulze? Jedermann ist ein Konsument desjenigen, was unentbehrlich ist, und die Leute, welche diese unentbehrlichen Dinge hervorbringen, müssen sie eben für Alle produzieren. Und je billiger die notwendigen Sachen des Lebens sind, desto mehr davon bekommt der Reiche für sich und seinen Anhang, aber auch desto weniger davon bekommen die thatsächlichen Produzenten. Billige Kleider, billige Nahrungsmittel bedeuten wohlfeiles Leben für die Nichtproduzenten, und diese werden von den Reichen aus den Mitteln unterhalten, die sie von den Produzenten nehmen. Je billiger die Kleidung und die Nahrungsmittel, desto knapper ist die Entschädigung, welche die Produzenten von den Reichen zurückerstattet bekommen. Je billiger diese Gegenstände sind, desto mehr Anhänger und Nichtproduzenten können sich die Reichen immer halten. Je größer die Zahl der Nichtproduzenten, welche die Reichen unterhalten können, desto mehr Leute entziehen sie der produktiven Arbeit. Je mehr Leute dieser Arbeit entrückt werden, desto weniger bleiben, um Kleidung und Nahrungsmittel für Alle herbeizuschaffen. Schließlich, je kleiner die Zahl der produktiven Arbeiter, desto schwerer und anhaltender müssen diese arbeiten.

Wir sehen daher ganz deutlich, daß es unter dem Régime des Kapitalismus im Interesse der Produzenten liegt, daß die von ihnen hervorgebrachten Sachen höher im Preise sind. Man darf aber nicht außer acht lassen, daß es zwecklos ist, die Löhne und die Preise in die Höhe zu treiben, wenn man es nicht gleichzeitig verhindern kann, daß man vom Kapitalisten und vom Anwesenbesitzer, den neuen Verhältnissen entsprechend, ausgebeutet wird.

Ein Monopol bringt es leicht zu Stande die Preise zu erhöhen, aber nachdem ein Monopol von Kapitalisten die Warenpreise erhöht hat, fällt es demselben nicht ein, deswegen die Löhne zu erhöhen. Ein derartiges Monopol hat keinen volkswirtschaftlichen Nutzen. Das einzige, was dem Volk dauernd nützen könnte, wäre ein Monopol, welches ihm den Genuß der von ihm produzierten Reichtümer zusichert; und dies wäre einzig und allein ein Staatsmonopol. Der Sozialismus wäre ein solches Staatsmonopol, und im nächsten Kapitel werden wir demselben näher treten.

Noch bevor ich dieses Kapitel zu Ende führe, will ich einige Einzelheiten aus dem Leben der Arbeiter herausgreifen, und dann Kniffe der Kaufleute besprechen, welche die Übervorteilung und Ausbeutung der Arbeiter zur Folge haben, und die außerordentliche Billigkeit ermöglichen.

Die tausenderlei Artikel wie Spielwaren, Holzschnitzereien, Schiefertafeln und Griffel, Korbwaren, Pfeifen und Zigarrenspitzen, Bürsten, Stöpsel, Webwaren, Blattmetall u. s. w., u. s. w. sind größtenteils Produkte der in Deutschland so sehr verbreiteten Hausindustrie. Und alle diese Artikel sind deswegen so fabelhaft billig, weil die vielen vielen tausende unserer Mitmenschen, bestehend aus Männern, Frauen, und Kindern, die mit der Herstellung derselben beschäftigt sind, unglaublich schlecht bezahlt werden*) und das denkbar traurigste Los haben. Hast Du je darüber nachgedacht, was diese Bedauernswerten für ein Leben führen, was für „Heime" sie haben, was aus ihnen wird, wenn sie aus Krankheit oder Gebrechlichkeit nicht mehr in der Lage sind 4 Mark oder 5 Mark oder noch weniger in der Woche als den Lohn einer hundertstündigen Arbeit zu verdienen? Lassen wir hier die Thatsachen sprechen. In seinem Werke „die Hausindustrie in Thüringen", schreibt Sax im Bezuge auf die notwendige Zeit in der Spielwarenbranche wie folgt:

„Wer sollte es für menschenmöglich halten, daß man nicht Wochen, sondern Monate lange tagtäglich 18—20 Stunden arbeitet, mit Anspannung aller Kräfte arbeitet, in solcher Wohnung und

*) Schnapper-Arndt (Fünf Dorfgemeinden auf dem hohen Taunus) fand, daß der Lohn der Mädchen 3 bis 4 Pfennige pro Arbeitsstunde betrug, und er erzählt von Kindern von 3 Jahren, die in der Arbeit mithelfen mußten.

bei solcher Kost! wobei es häufig geschieht, daß am Freitag ‚durchgearbeitet‘ wird, d. h. die ganze Nacht hindurch, damit am Liefertag die Bestellung fertig sei. In einem elenden Mansardenstübchen traf ich ein Mütterchen, das sich und ihre kranke Tochter und ein Waisenkind von ihrem Sohne mit ihren zittrigen Händen ernähren muß; die alte Frau erhebt sich täglich früh um 3 Uhr und arbeitet bis 1 Uhr nachts; ihre gichtisch gekrümmten Finger zuckten mechanisch in den gewohnten Arbeitsgriffen, während sie zu mir sprach. Die Folgen einer solch wahnsinnigen Lebensführung können nicht ausbleiben, sie äußern sich im ganzen Habitus der Bevölkerung, sowie in der Morbidität und Mortalität. Die Leute sind matt und siech, schauen trüb und übernächtig aus. Die Haltung gebückt, der Brustkorb flach, die Statur klein; das ist die Rasse der Spielwarenmacher auf dem Thüringer Walde.“

Eine andere Stelle lautet: „Oft kämpfen diese Leute, grau geworden in ihrer Hantierung, und unfähig sie zu lassen, den zähesten Kampf ihr Zeug über Wasser zu halten, aber vergebens. In Neufang ist ein Geigenmacher, der treibt sein Gewerbe seit 40 Jahren; er arbeitet Sommers von 4 Uhr früh bis 12 Uhr nachts, Frau und Kinder, und ein steinaltes Großmütterchen, müssen mithelfen, fast ebenso lange wie der Meister. Ein Mädchen kommt aus der Schule gesprungen, sieht neugierig den fremden Herrn beim Vater stehen, aber ein Wink, und sie huscht hinter den Farbtopf neben der Urahne, wo sie pinseln wird, bis in die sinkende Nacht. ‚Wir kennen kein Gespaß.‘ So eine Geige geht 75 mal durch die Hand, und wenn sie fertig ist, bekommt man für das Dutzend zwei Spannen lange besaitete Geigen samt Fidelbogen ganze 2 Mark! Davon ist noch Holz, Farbe, Leim, Saiten, Roßhaar und was sonst nicht alles zu bestreiten. Jedes Jahr geht der Preis zurück, vor 4 Jahren stand er noch auf 3 Mark, im nächsten ist er vielleicht auf 1.80 gesunken, aber der Meister wird darum nur eifriger fortarbeiten und Weib und Kind und Urahne hinter ihm in gespenstischer Hast, so lange ein Hauch im Leib ist.“

Die Tafelmacher schaffen 16—18 Stunden per Tag, und ihr Verdienst schwebt zwischen 50 Pfennige und einer Mark!

In ähnlicher Weise hat die Korbmacherbevölkerung von Oberfranken fortwährend mit der bittersten Not zu kämpfen. Diese Industrie nebenbei gesagt, ist wie alle die andern genannten eine

sehr bedeutende und ausgedehnte, und beschäftigt viele tausende Menschen. Der größte Teil der Leute ist mit der Herstellung von Massenartikeln beschäftigt. Nach der Lage der Dinge kann ein einzelner Arbeiter nicht gut bestehen, sondern es wird immer Hand in Hand gearbeitet, und die ganze Familie muß zusammenhelfen. Bei dieser Arbeit kommt der Lohn auf höchstens 40 Pfennig pro Kopf pro Tag, und wird häufig diese Summe nicht erreicht.*)

Den Holzschnitzern und Pfeifenmachern im Eisenacher Oberland geht es auch nicht besser. Sie schaffen ihre 16—18 Stunden täglich, und trotzdem kann eine Familie von 5 Personen, die die bessere Arbeit macht, den Gesamtlohn auf nicht mehr als 15 Mark bringen. Ungeschickte Arbeiterfamilien, die geringere Ware machen, verdienen viel weniger. Noch schlechter steht es mit den Korkschneidern, und bewegt sich der Lohn einer solchen Familie bei voller Beschäftigung zwischen 5 Mark und 8 Mark wöchentlich.

In einem Berichte des Fürstl. Schwarzburgischen Fabrikinspektors für 1881 lautet es wie folgt: „In den Waldortschaften meines Bezirkes sind die Ernährungsverhältnisse der Arbeiter die denkbar dürftigsten. Fleisch ist für diese Leute ein Luxusartikel, häufig auch das Brot, und so beschränkt sich die Nahrung auf Kartoffeln. Mir sind in einem Waldorte Hausindustrielle bekannt, deren Jahresverdienst kaum 150 Mark beträgt.“

Bei solchen Löhnen läßt es sich denken, wie es mit der Kost und Wohnung bestellt ist. Die Kartoffeln bilden fast die einzige Kost und werden zu allen Tageszeiten gegessen. In Thüringen heißt es:

Kartoffeln in der Frühe,
Zu Mittag in der Brühe,
Des Abends mitsamt dem Kleid,
Kartoffeln in Ewigkeit.

Soll ein besonderer Schmaus stattfinden, so wird ein Hering dazu geholt, oder die Ärmeren nehmen mit der Heringsbrühe fürlieb, und würzen damit ihr Mahl — also der Flüssigkeit, in welcher der Hering eingepöckelt wurde, oder sie holen sich „Wurstsuppe“, das Wasser, in welchem die Würste gekocht worden sind.

---

*) Sax.

Die Häuser sind klein und meistens einstöckig, beherbergen, aber trotz ihres beschränkten Raumes 30, 40 und bis zu 50 Leute. Das eine Zimmer ist Küche, Wohnzimmer, Werkstatt, und Schlafzimmer, und es wird Sommer wie Winter darin geheizt, damit die Sachen rasch trocknen. Häufig genug kommt es vor, daß zwei und sogar drei Parteien eine und dieselbe Stube bewohnen. Die Zimmer sind klein und häufig sehr nieder, so daß ein großer Mann darin nicht aufrecht stehen kann. Von ca. 1200 in der Rhön gemessenen Zimmern waren 108 nur 1,9 m hoch. 92 Prozent davon haben weniger als 2,5 m Höhe.*)

Es ist ganz an der Tagesordnung, daß 2, 3 und 4 Personen in einem Bette schlafen. Dr. Lübben**) hat noch viel schlimmere Verhältnisse angetroffen, z. B. einmal, daß 7 Personen nur ein Bett hatten. Etliche 40 Male hat er festgestellt, daß Haushaltungen von 7, 8, 9 und 10 Personen nur zwei Betten per Haushalt hatten.

Wir wollen einen Augenblick eine österreichische Hausindustrie betrachten. So berichtet Paygert:***) „In Brody, Krakau und Lemberg wohnen regelmäßig zwei oder drei Familien zusammen. Ein Geselle muß schon außerordentlich geschickt und fleißig sein, wenn er eine eigene Stube für sich mieten will. 14 Genossenschaften berichteten, daß in mindestens einem Drittel aller Fälle zwei Gesellenfamilien in einer einzigen Stube zusammenwohnen.“ An einer anderen Stelle heißt es: „Zur leichteren Aufbringung der Miete hat jeder Schuhmacher mindestens einen Schlafgänger. In vielen Fällen wohnen 12—14 Personen in einem Zimmer.“

Paygert giebt etliche 70 Bezirke in Galizien an, in welchen der durchschnittliche Wochenverdienst der Schuhmacher nur 2.70 fl. ist. Der niedrigst tabulierte Lohn beträgt 1.20 fl. per Woche. Folgender Passus (Paygert bespricht gerade die Kellerwohnungen in Lemberg) ist bezeichnend für die abhängige Stellung der armen kleinen Leute.

„Die Nachfrage nach Kellerwohnungen seitens der arbeitenden Klassen ist immer so groß, daß sich die Hausbesitzer nur die zuverlässigsten Leute aussuchen, und trotzdem sie sich ihre Wohnungen

*) Sax, Die Hausindustrie in Thüringen.

**) Lübben, Beiträge zur Kenntnis der Rhön in medizinischer Hinsicht.

***) v. Paygert, Die soziale und wirtschaftliche Lage der galizischen Schuhmacher.

ganz gut bezahlen lassen, ziehen sie ihre Mieter zu allerlei Diensten heran. So muß z. B. eine Wäscherin oder Näherin, wenn die Wirtin etwas gemacht wissen will, sofort ihre Arbeit im Stiche lassen und sich der Frau zur Verfügung stellen."

Der gewöhnliche, wohlmeinende, behagliche Bürger meint, das seien extreme, vereinzelte, meist selbstverschuldete Fälle, und daß sich nichts dagegen machen läßt. Das ist durchaus nicht der Fall. Überall, in jedem Lande und in jeder Stadt, giebt es völlig ungeahnte Not und Armut, und die Lage der Massen wird immer hoffnungsloser und trauriger, weil sie nach jeder Geschäftsstockung, die fast jährlich wiederkehrt, genötigt sind immer wohlfeiler und wieder wohlfeiler zu arbeiten. Man pflegt Frankreich als das Beispiel eines reichen, gesegneten Landes zu zitieren. Aber M. Paul Leroy-Beaulieu, ein Individualist, und ein Mitglied des Institut de France sagt, daß im Zentrum der Champagne allein es zweihunderttausend Frauen giebt, die nur einen halben Franc für die lange schwere Tagesarbeit erhalten.*)

Jeder Deutsche spricht das Wort Berlin mit Stolz aus. Das ist doch einmal eine greifbare Errungenschaft, dort ist das beste und das erste in der Intelligenz, der Litteratur, der Kunst, dem Wohlstand und der vornehmen Welt versammelt. Und in diesem Berlin giebt es 118 tausend Menschen, die in Kellern wohnen, wovon ein beträchtlicher Teil keine 2 m Höhe hat. Es wohnen dort zwischen 8 und 9 tausend in Stuben und Löchern, die nicht einmal heizbar sind.

Auf die Kniffe der Kaufleute zurückkommend, wodurch zum Teil die große Billigkeit ermöglicht wird, und die Arbeiter schamlos ausgebeutet werden, sei folgendes kurz erwähnt. In vielen Branchen kommt es vor, daß die Heimarbeiter die zur Verarbeitung nötigen Rohstoffe von ihrem Kaufmann nehmen müssen. Dabei hängt ihnen der Kaufmann mitunter minderwertiges, oft völlig unbrauchbares Rohmaterial an, und müssen die unterjochten Heimarbeiter sehen, wie sie da zurechtkommen. Sax berichtet, daß die Korbflechter z. B. das Rohmaterial von ihrem Kaufmann zu erhöhten Preisen nehmen, die sich zwischen 10 und 50 Prozent über dem Marktpreis bewegen. Auf das, von den Kaufleuten an die

*) Georges Renard, in der Revue Socialiste.

Heimarbeiter des Metallschlägergewerbes, hinausgegebene Werkzeug — die sogenannten englischen Formen — schlagen die Kaufleute oft einen Nutzen von 300 Prozent, mit Worten dreihundert. Wer hat da etwas von Wucher und Ausbeutung gemurmelt? Die Heimarbeiter brauchen ferner große Quantitäten Rohmetall, welches dann von ihnen zu dünnen Blättern geschlagen wird, und sind sie gezwungen, solches von ihrem Kaufmann 20 bis 30 Prozent über dem Marktpreis zu nehmen. Der Kaufmann, der fast stets das Rohmetall auch fabriziert, erhält daher seinen regelrechten Fabrikationsnutzen plus 20 bis 30 Prozent Mehrnutzen, oder besser gesagt, Erpressungsnutzen. Er giebt möglichst wenig in bar für die fertige Ware heraus; dagegen sammelt sich oft der Vorrat von Rohmaterial bei dem armen Heimarbeiter, der das Quantum gar nicht verarbeiten kann, und der gezwungen ist, etwas vom Überfluß um jeden Preis loszuschlagen, um ein paar Mark ins Haus zu kriegen. Dazu kommen noch die ganz willkürlichen Abzüge, die von Zeit zu Zeit gemacht werden, damit der Heimarbeiter über das richtige gesunde normale Knechtschaftsverhältnis zum Herrn nicht hinauswachse — Abzüge, die häufig nicht die mindeste Spur von Berechtigung haben, und die einen reinen Diebstahl bilden.*)

Wenn Kain in meiner Utopia fragen würde, „Soll ich meines Bruders Hüter sein?“ würde er ein ernstes „Ja“ zur Antwort bekommen. In meiner Utopia wird ein Artikel für wohlfeil oder teuer gelten, je nachdem, was er thatsächlich gekostet hat, und nicht nach dem Geldpreise, der dafür bezahlt wurde. Von einem utopistischen Standpunkt aus können Spiel- und Kurzwaren am Ende doch teuer kommen und wenn z. B. nur 2 Mark für das Dutzend fertige Geigen bezahlt werden, weil man eigent-

---

*) „Warten muß man aufs Geld,“ klagte ein Arbeiter, „$1/4$ Stund', 1 Stunde, noch länger, je nachdem die Herren gelaunt sind; dabei wird einem ein Fünferle von der Mark abgezogen, manchesmal auch ein ganzer Nickel (10 Pf.). Ich wollte mir zuletzt den Abzug nicht gefallen lassen und die Körbe zurücknehmen, aber der Herr wollte sie nicht zurückgeben; sie seien sein eigen, da er sie bestellt habe. Schließlich sagte er, wenn es mir nicht recht sei, so sollte ich auf die Polizei gehen — das wollte ich auch thun, ließ es aber schließlich bleiben. Ach, ich richte ja doch nichts aus, die Gesellschaft hält da immer zusammen.“ Sax.

lich der Schlußrechnung noch verschiedene Pöstchen hinzufügen muß, die im Fakturapreise gar nicht ausgedrückt sind, — Pöstchen wie die folgenden z. B.:

1. So und soviel hundert Männer, Frauen und Kinder zu einem frühzeitigen Tode verurteilt.*)

2. Eine Anzahl Männer, die aus Elend und Verzweiflung sich dem Trunke ergeben.

3. Eine Anzahl Jungens, die aus Mangel an einer liebevollen, sittlichen Anleitung dem Laster anheimfallen, und Verbrecher werden.

4. Ein Prozentsatz von Mädchen, die aus ähnlichen Gründen zu einem Leben voll Schmach und Schande getrieben werden.

5. Die Unterhaltungsspesen für eine beträchtliche Anzahl, dem Pauperismus zugefallener Leute beiderlei Geschlechtes.

6. Armengräber für dieselben.

7. Spesen zum Unterhalt des behäbigen Hausmeisters, und zur Bestreitung der Kosten der ganzen Anstalts-Verwaltung.

8. Erhöhte Steuern zur Besoldung von Gerichtsbeamten und zur Bestreitung der Unkosten für Polizei und Gefängnisse.

9. Eine große Menge etceteras, die sich nicht alle aufzählen lassen — z. B. die Dienste des Armenarztes, des Geistlichen, der Inneren Mission und der barmherzigen Schwester, des Schreiners, der die Särge macht, und ein Bruchteil der kostbaren Zeit des Staatsministers, während welcher er klar darlegt, daß es rein unausführbar und unmöglich ist, an dem Gesetz von Angebot und Nachfrage herumzuflicken und etwas daran zu ändern, und des einzelnen Freiheit der Handlung zu beeinträchtigen; und daß es im höchsten Grade bedenklich wäre, sich in das zwischen dem Produzenten und dem Konsumenten bestehende ökonomische Verhältnis hinein zu mischen.

Rechne alle diese Pöstchen und mehr solche zum Kostenpreise jener Spielsachen, Korb-, Web-, Kurz-, und anderen Waren, und dann sage mir, Schulze, ob die Waren am Ende in Wirklichkeit wohlfeil kommen.

---

*) Die Mortalität in solchen armen Gegenden ist stets eine sehr hohe — sie beträgt 28,30, auch bis zu 32 und sogar 35. Wie bereits erwähnt, ist die Mortalität in Metz 14, in Charlottenburg 15, in Kassel ebenfalls 15, — also die Hälfte.

13. Brief.

Der Sozialismus.

Nach einem Ziel sollten alle Menschen streben, nämlich nach dem, daß der Vorteil des einen, der Vorteil der Gesamtheit werde, denn wenn da jeder einzelne nach seinem eignen Vorteil greifen soll, so geht die ganze menschliche Gesellschaft bald auseinander. Cicero.

Wenn ich über alle diese Dinge nachdenke, neige ich immer mehr und mehr zu den Ansichten Platons, und es wundert mich gar nicht, daß er es ablehnte, Gesetze für solche Gemeinden zu machen, die nichts von einem gemeinsamen Besitz aller Dinge wissen wollten. So ein kluger Mann wie er war, konnte nicht ermangeln vorauszusehen, daß die einzige Einrichtung eine Nation glücklich zu machen, die ist, daß man alle die einzelnen völlig gleich stellt, und daß das nicht erreicht werden kann, so lange es Privatbesitz giebt. Denn so lange jeder einzelne sich anstrengt, durch Anwendung aller erlaubten und unerlaubten Mittel, soviel als möglich an sich zu reißen, so lange wird man die Wahrnehmung machen müssen, daß, wenn eine Nation noch so viel hervorbringt, diese Fülle stets nur von wenigen einzelnen unter sich geteilt wird, während die große Menge der Armut zufällt. Durch diese Einrichtung entstehen in einem Volke zwei Klassen, die ihr Los umzutauschen verdienen, — die eine Klasse unnütz, gefährlich, unheilbringend und habgierig; die andere Klasse, bestehend aus einfachen, bescheidenen Leuten, die, durch ihren nimmer ruhenden Fleiß, der Gesamtheit viel mehr nutzen, als sich selbst. Dies alles bringt mich immer mehr und mehr zu der Überzeugung, daß erst bei der Aufhebung des Privateigentums, es möglich sein wird, die Gerechtigkeit allgemein walten zu lassen, und die Nationen zu ihrem Glück und Segen zu regieren, denn so lange der Privatbesitz existiert, so lange wird der größte und weitaus der beste Teil der Menschheit eine schwere Last von Kummer und Sorgen tragen müssen. Sir Thomas More.

Weißt Du eigentlich, Schulze, was der Sozialismus ist, hast Du eine Idee davon? Oft hast Du ihn denunzieren hören, und man sagt, daß Du keinen Glauben daran hast; weißt Du aber, was er bedeutet?

Ob gut oder schlecht, ob klug oder unklug, er ist das einzige mir bekannte Mittel, welches imstande wäre, die vorhin besprochenen Übelstände zu beseitigen. Er bildet die einzige sichtbare Abhülfe, denn keiner der Gegner, nicht einer der Gesetzgeber, der Zeitungs-

redakteure, der Geistlichkeit, der Politiker, der dem Volke Wohlwollenden hat in diesem Bezug den geringsten Vorschlag zu machen. Es giebt welche darunter, denen es leid thut, oder welche sagen, daß sie bedauern, so viel Jammer und Elend auf der Welt zu wissen. Es giebt welche, die ein paar armselige Pfennige als Almosen anbieten, wieder andere, die an der Gesetzgebung herumflicken wollen; aber die einzige, radikale, umfassende Abhülfe ist in dem Sozialismus zu suchen.

Was der Sozialismus ist und was er will, werde ich Dir erklären, und ich bitte Dich, mir Deine Aufmerksamkeit zu schenken und vorurteilsfrei zu richten. Du weißt, daß er von angesehenen Rednern und Schriftstellern denunziert worden ist, und Du magst wohl der Meinung geworden sein, daß der Sozialismus etwas Unwürdiges, Unüberlegtes und Unausführbares sei.

Ich werde aber vorher einige Worte darüber sagen müssen, was der Sozialismus nicht ist, denn wir verlieren die Hälfte unserer Zeit als Kämpfer für diese Sache dadurch, daß man fortwährend die falschen Schilderungen des Sozialismus in Abrede stellen muß. Der Zorn, der Spott, die Argumente der Gegner des Sozialismus werden größtenteils gegen einen Sozialismus gerichtet, der gar nicht existiert, außer in ihren aufgeregten Gemütern.

Der Sozialismus besteht nicht darin, daß man mit Gewalt über den Besitz der Reichen herfallen und diesen unter die Armen verteilen will. Die Sozialisten denken nicht daran, durch ein einziges Landesgesetz, durch eine plötzliche Revolution alle Menschen sofort auf den gleichen Fuß zu stellen, und sie zu zwingen, so zu bleiben. Der Sozialismus ist nicht ein unsinniger Traum von einem glücklichen Lande, wo die Früchte in unseren aufgesperrten Mund hineinfallen, wo die Fische freiwillig aus den Flüssen herausspringen und sich zu unserem Mittagsmahl zubereiten, und wo die Webstühle uns schmucke Anzüge zur Verfügung stellen werden, ohne daß wir uns einmal bemühen, die Maschine nur zu heizen. Ebensowenig ist der Sozialismus ein Traum von einer Nation von Kirchenfensterengeln, die nie ein unartiges Wort sagen, die stets den Nachbar wie sich selbst lieben, und die nie zu arbeiten brauchen werden, außer wenn es ihnen gefällt.

Nein, der Sozialismus ist keins von diesen Dingen: er ist

ein intelligenter, gerechter, weiser und praktischer Plan, die Völker zu regieren.

Man pflegt den Sozialismus in zwei Arten zu teilen; es giebt hiernach erstens den praktischen, zweitens den idealen Sozialismus. Diese zwei sind aber in der That nur verschiedene Teile eines Ganzen, denn der erste ist bloß eine Vorstufe zum idealen Sozialismus, so daß man mit mehr Recht die zwei Arten elementaren und fortgeschrittenen Sozialismus nennen könnte.

Der praktische Sozialismus ist so einfach, daß jedes Kind ihn verstehen kann, und ist weiter nichts als eine vom Staate bewirtschaftete nationale Mitwirkung der Gesamtheit. Danach würde der ganze Boden nebst sämtlichen Produktionsmitteln in Staatseigentum konvertiert werden, und würden alle diese Dinge vom Staate zum Besten des ganzen Volkes bewirtschaftet werden. Ist einmal dies geschehen, sind alle Werke, Fabriken, Gruben, Läden, Ökonomien, Schiffe u. s. w. in Staatseigentum umgewandelt worden, genau wie jetzt die Post, der Telegraph und die Eisenbahnen dem Staate gehören, und wie die Kanalisierung und die Versorgung von Gas und Wasser von den städtischen Behörden besorgt werden, so ist der praktische Sozialismus da.

Der Eisenbahnbetrieb und die Leitung der Post liefern den schlagendsten Beweis dafür, daß der Staat alle Geschäftsangelegenheiten ökonomisch, erfolgreich und zum Wohl des Volkes ausführen könnte. Das, was man im Post- und Eisenbahnwesen erreicht hat, würde auf dem Gebiete der Bergwerke, Straßenbahnen, des Fabrik- und Geschäfts-Betriebes sich ebenfalls erreichen lassen.

Der Unterschied zwischen einer sozialistischen und der jetzigen Einrichtung ist also ein ganz gewaltiger, denn gegenwärtig gehört alles — sämtliche Fabriken, Werke, Schiffe, Häuser, Maschinen, Läden u. s. w. — einer Handvoll reicher Leute und nicht der ganzen Nation. Folglich werden alle diese Dinge nicht zum allgemeinen Volksnutzen angewandt, sondern lediglich im Interesse der wenigen Leute, die sie besitzen, damit diese sich bereichern können.

Die Sozialisten behaupten, daß diese Einrichtung eine ungerechte und unvernünftige sei, daß sie nicht nur unbeschreibliches Elend mit sich bringe, sondern auch große Kraftvergeudung verursache, und daß es für alle, sogar für die Reichen, besser wäre,

wenn sämtliche Produktionsmittel in die Hände des Staates übergingen, gerade wie der Post- und Eisenbahndienst vom Staate geleitet wird. Und sie sagen weiter, daß, wenn es ein verrücktes, abgeschmacktes, unausführbares Verlangen ist, daß der Staat die Bergwerke, Fabrik- und andere Geschäfte führen soll, es in demselben Maße gerade so verrückt und unmöglich sei, daß er den Post-, Telegraphen- und Bahndienst besorgt. Die Sozialisten sind der Ansicht, daß, da der Staat Briefe und Depeschen wohlfeiler und zuverlässiger besorgt, als dies von Privaten geschehen könnte, so würde es sich in ähnlicher Weise herausstellen, daß der Staat Weizen, Tuch, Eisen, kurz alle Produkte vorteilhafter herstellen könnte, als bei der jetzigen Einrichtung. Die Sozialisten sehen, wie die Regierungen jetzt eine Menge Sachen, wie Geschütze, Gewehre, Schiffe, Uniformen für Soldaten und Gendarmerie machen, und sie sagen, die Regierungen könnten ebenfalls für das Volk die Kleider machen. Die Sozialisten sind der Meinung, daß, da die städtischen Behörden das Leuchtgas fabrizieren, die Pflasterung, Reinigung und Beleuchtung der Straßen besorgen, die Wasser- und Gasröhren legen, Bäder, Schulhäuser und andere Bauten aufführen lassen, und ähnliche derartige Werke in Angriff nehmen, so sei gar kein Grund da, warum diese Behörden nicht auch Brot backen, und Garn spinnen, und Kleider machen lassen sollten.

Die Sozialisten deuten darauf hin, daß, wenn alle Industrien der Nation unter der Leitung und Kontrolle des Staates stünden, der ganze Nutzen, welcher jetzt einigen wenigen Reichen in die Tasche fällt, dem ganzen Volke zu Teil werden würde. Das heißt, das Volk würde dann die Früchte der Reichtümer genießen, welche es schöpft.

Das wäre also der Grundgedanke der Sozialisten, daß alles im Lande zum Staats- und Volkseigentum gemacht würde, alles zum Nutzen des ganzen Volkes bewirtschaftet, und nicht mehr von einigen wenigen zu ihrem alleinigen Vorteil mißwirtschaftet würde.

Der Sozialismus bedeutet aber viel mehr, als die bloße Übertragung des National-Wohlstandes an die Nation selbst. Er würde die Konkurrenz nicht dulden. Dort, wo sich zwei Fabriken vorfänden, die, mit einander konkurrierend, ihre Waren zu Schleuderpreisen auf Kosten der Arbeiter abgaben, würde der Sozialismus

die zwei Geschäfte in eins zusammenschmelzen, und würde dadurch sehr viel an Betriebskosten ersparen, und gleichzeitig besseres und billigeres hervorbringen, als ehedem möglich war.

Der praktische Sozialismus würde aber noch viel mehr ausführen: er würde für Erziehung und Ausbildung sorgen, wohlfeile und echte Nahrungsmittel liefern, Litteratur, Kunst und Wissenschaft pflegen, den Horizont dem ganzen Volke wesentlich erweitern, Talent und Fleiß aufmuntern und belohnen. Er würde mit der Ausbeutung der Arbeiter und mit den Löchern und Stadtvierteln, wo die Armen wohnen, sehr kurzen Prozeß machen, und schöne, gesunde, menschenwürdige Wohnungen errichten. Er würde alle Leute zu irgend einer Art nützlicher Arbeit zwingen. Er würde den alten Stolz, den der Handwerker früher auf sein Handwerk hatte, erneuern und pflegen. Er würde Frauen und Kinder in Schutz nehmen, Gesundheit und Sittlichkeit erhöhen, und der Versorgung durch die Armenpflege dadurch jedes bittere, demütigende Gefühl nehmen, daß jeder ehrliche Mensch, der nicht mehr schaffen könnte, sein Auskommen hätte.

Wozu denn den Boden und alle Produktionsmittel nationalisieren? Damit man Kraftvergeudung, damit man Panik in der Geschäftswelt verhindere, um Arbeiterausstände, Hungersnot, Geschäftsstockungen zu vermeiden, und um zu verhindern, daß habgierige, rücksichtslose Menschen auf Kosten der nationalen Gesundheit und des Volksgedeihens sich bereichern. Man will damit Anarchie und Krieg hinausstoßen und Gesetzlichkeit und Ordnung hereinbringen, will die Wölfe von der Herde ferne halten, will das Feld der Arbeit zweckmäßig pflegen und bestellen, und Sorge tragen, daß der Weizen von den Dornen nicht erstickt werde, und will die Verteilung der Samenkörner der Industrie also klug besorgen, daß dieselben nicht haufenweise hingeworfen werden, teils auf Felsen, teils den Vögeln zum Nutzen.

Betrachten wir einmal den Unterschied zwischen einer Geschäftsbranche unter dem Einfluß der Konkurrenz und derselben Branche unter dem Einfluß der Staatsleitung. Kürzlich war die Konkurrenz in der englischen Salzindustrie eine arge, und als Resultat davon sind viele kleinere Firmen kaput gegangen, während die größeren auch am Rande des Abgrundes standen. Dabei haben die Arbeiter täglich zwölf Stunden um einen geringen Lohn schaffen müssen,

und dabei hat das Publikum bei dem niederen Salzpreise mehr Salz verschwendet, als es gebraucht hat. So eine Branche stelle man unter die Kontrolle des Staates; was würde da geschehen? Die Überproduktion würde aufhören, man würde die Arbeitsstunden verringern und die Salzproduktion dem wirklichen Bedarf anpassen. Dabei wäre man in der Lage, hohe Löhne zu bezahlen, da durch Stellung sämtlicher Werke unter eine Verwaltung, und durch Abschaffung zahlreicher, überflüssiger Vermittler, wie Geschäftsführer, Reisende, Agenten, Commis u. s. w., man fünfundsiebzig Prozent der Spesen ersparen könnte.

Genau dasselbe gilt von allen Industrien. Es giebt Firmen in Deutschland, die hunderttausend, zweihunderttausend Mark jährlich für Annoncen und Reklame ausgeben. Eine sozialistische Verwaltung würde jeden Pfennig dieser Reklamgelder ersparen, den Geschäftsleiter anständig honorieren, die Waren wesentlich wohlfeiler als jetzt herstellen, und die Arbeiter bei kürzeren Arbeitsstunden besser bezahlen, als jetzt.

Man merke also, daß es unter dem praktischen Sozialismus Löhne geben würde, und unter diesem Régime würden wahrscheinlich Geschäftsführer mehr erhalten, als gewöhnliche Arbeiter, und Ärzte, Künstler und derartig geschickte und fein ausgebildete Leute mehr bekommen, als Weber und Taglöhner.

Unter dem idealen Sozialismus dagegen würde es keine Löhne und kein Geld geben. Sämtliche Industrien des Landes würden vom Staate organisiert und verwaltet werden, ähnlich wie bei der Post und den Staatseisenbahnen: der Staat würde Waren allerhand nach Bedarf herstellen, nicht zum Verkauf, sondern zum Gebrauch, und jeder würde von den nationalen Vorräten das erhalten, was er braucht. Speise, Wohnung, Kleider, Heizmaterial, Unterhaltung, kurz alles würde völlig gratis sein, und der alleinige Unterschied zwischen einem Minister und einem Bergmann würde der Unterschied des Ranges und der Profession sein.

Somit habe ich den Sozialismus in kurzen Umrissen geschildert, und wenn ich noch hundert Seiten darüber schreiben würde, könnte ich nicht viel mehr sagen. Nun erübrigt es aber, zwei wichtige Punkte zu berühren, erstens die Frage zu erörtern, wie der Sozialismus zu erreichen sei, und zweitens die Beweise zu widerlegen, welche die Gegner gewöhnlich gegen ihn bringen. Die Fragen, die uns in

erster Linie beschäftigen, sind diese: Kann man den Sozialismus einführen, und wie soll das geschehen? Wäre eine solche Einrichtung gerecht und wünschenswert, und wäre sie durchführbar, falls wir sie bekämen?

---

14. Brief.

Wie sollen wir es anfangen?

Was wir auch sinnen und vorhaben, geschehe nicht aus Leidenschaft, noch aus irgend einer anderen Nötigung, sondern aus einer dem besten Rat entsprechenden Überzeugung. Goethe.

Wenn wir die Menschen nur nehmen, wie sie sind, so machen wir sie schlechter; wenn wir sie behandeln, als wären sie, was sie sein sollten, so bringen wir sie dahin, wohin sie zu bringen sind. Goethe.

Die Frage, die uns in diesem Abschnitt beschäftigen wird, ist die, wie man die sozialistische Einrichtung einführen soll. Der allererste Schritt dazu ist der, daß man unter dem Volke völlige Klarheit verschafft, im Bezug auf die wahren Zwecke, die der Sozialismus verfolgt. Sobald das Volk den Sozialismus einmal ordentlich verstanden, gefaßt, und denselben will, so wird es ihn auch bekommen. Das nützlichste, was wohlwollende Sozialisten heute thun können, ist die Ausführung der Aufgabe der Erziehung und der Organisation. Der Sozialismus wird nie durch einen plötzlichen Streich erreicht werden; aus unserer ganzen Umgebung wird er sich vielmehr allmählich entwickeln und wird ganz natürlich heranwachsen. Seine Entwickelung und sein Heranwachsen kann man aber wesentlich beschleunigen.

Ich finde es stets unterhaltend, wenn die eminent praktischen Leute immer fragen: Wie soll das gemacht werden? Wann macht man hier einmal den Anfang, und wo soll das aufhören?

Mein lieber Schulze, heutzutage ist es viel zu spät solche Fragen zu stellen. Wann denn Anfang machen? Wir, oder vielmehr die anderen, haben vor langer Zeit den Anfang gemacht. Fast alle die Gesetze sind im sozialistischen Sinne abgefaßt, denn der größte Teil davon setzt voraus, daß der Staat das Recht hat, die Interessen der Gesamtheit zu wahren, und die einzelnen zu kontrollieren, zu beschränken. Namentlich in den letzten Jahren hat die Gesetzgebung immer mehr und mehr diese sozialistische Neigung bekommen. Betrachten wir mehrere Beispiele davon.

Die verschiedenen Gesetze, die Bezug auf das Bauen haben, sind sozialistisch, denn diese verhindern, daß der Besitzer und Bauunternehmer mit seinem Eigentum machen kann, was er will. Das Truckverbot ist sozialistisch, die Fabrikgesetze ebenfalls, denn sie gestatten nicht, daß die Fabrikinhaber Arbeitsmädchen und Kinder bis zum Tode ausbeuten dürfen. Das Gesetz, welches die Fälschung von Bier und Nahrungsmitteln bestraft, ist sozialistisch; ebenso der Erziehungszwang; ferner die Bestimmungen, die Fabriken, Bergwerke und Dampfkessel unter die Inspektion von Staatsbeamten stellen. Alle diese Bestimmungen begrenzen die Rechte der einzelnen und handeln im Interesse der Gesamtheit. In einem ähnlichen Licht ist der Besitz der Eisenbahnen und der Post seitens des Staates zu betrachten, sowie auch der städtische Betrieb der Gas-, Wasser-, Trambahn- und Elektrizitäts-Versorgung. In allen diesen Einrichtungen zollt man den Grundideen der Sozialisten Anerkennung, also gemeinsames Eigentum, gemeinsame Produktion und Verteilung.

Noch weitere Beispiele findet man in dem obligatorischen Krankenhausbeitrag für allenfallsige Krankenpflege, und in der Invaliditäts- und Altersversorgung. Wenn Du im Eisenbahncoupé sitzst, darfst Du nicht einmal das Fenster aufmachen, wenn die Mitreisenden nicht damit einverstanden sind.

Alle diese Dinge beweisen zur Genüge, daß der Sozialismus schon längst begonnen hat, so daß die Frage, wann man anzufangen gedenkt, ganz überflüssig erscheint. Bezüglich der andern Frage, wo das aufhören soll, so ist diese Frage eine einfältige, und nur ein einfältiger Mensch würde versuchen, eine Antwort darauf zu geben. Eine absolute Endgültigkeit giebt es in solchen Dingen nicht. Lange nachdem wir alle tot und vergessen sind, wird die

Welt noch vorwärts schreiten, und wie soll ich da voraussehen, was unsere Enkel machen werden? Unsere einzige Pflicht gegen die Nachwelt ist einstweilen, ihr den Weg so gut wie möglich anzubahnen und dafür zu sorgen, daß unserer Nachkommenschaft Gelegenheit geboten wird, mehr und besseres aus ihrem Leben zu machen als wir machen konnten.

Sicher ist es, daß der Sozialismus einmal kommen wird, wenn wir auch heute über die Art und Weise dieses Kommens noch nicht im Klaren sind. Unterdessen fühle ich den Drang in mir, die Entwickelung der Sache nach besten Kräften zu beschleunigen.

Was will man erzielen, und wie soll das geschehen? Man will Arbeit für solche, die keine Arbeit finden können; eine wahre würdige Versorgung für alle Leute, die alt und nicht mehr arbeitsfähig sind; Abschaffung der Armenpflege im jetzigen Sinne; Beseitigung der Ausbeutung der Arbeiter; Wegschaffung der Löcher und Hütten, wo die Armen wohnen, und Errichtung von geräumigen gesunden Wohnungen für alle Klassen der Bevölkerung; sowie derartige Entschädigung der Arbeiter, daß sie anständig leben können. Man will den Boden und alle Produktionsmittel in Staatseigentum umwandeln.

Um diese Ziele erlangen zu können, müssen wir ein großes Publikum haben, welches fest entschlossen ist, die genannten Sachen zu bekommen. Der erste Schritt ist daher, wie gesagt, die Erziehung, die Aufklärung des Volkes in dieser Hinsicht. Ist das Volk einmal vollständig darüber einig, was es will, so wird es sicherlich seinen Willen durchsetzen.

Setzen wir den Fall, daß wir schon so weit wären, daß wir ein sozialistisches Publikum, einen sozialistischen Reichstag hätten. Was würde man zunächst thun? Man würde vielleicht den Anfang mit dem Boden machen, vielleicht mit den Arbeitslosen, vielleicht mit den großen Industrie-Unternehmungen. Der Boden und alle Produktionsmittel würden nationalisiert werden. Wie würde man zu der Frage der Entschädigung sich verhalten? Eine Entschädigung würde man jedenfalls geben, aber ich für meinen Teil hoffe, daß diese nur sehr klein ausfallen wird.

Was die Arbeitslosen anbelangt, so würde man diese nach ihren verschiedenen Berufen klassifizieren und ihnen Arbeit geben.

Es dürfte sich hier empfehlen, solche Leute in drei Hauptklassen einzuteilen, erstens in die Klasse der Feldarbeiter, zweitens in die der Taglöhner, drittens in die der Maurer und Zimmerleute. Die erste Kategorie würde man bei den verstaatlichten Ökonomien, die zweite bei behördlichen neuen Werken und Verschönerungen verwenden, während die dritte Klasse die Aufgabe hätte, neue Wohnungen für die großen Volksmassen zu errichten.

Bei Bekanntmachung solcher Vorschläge wird es Dir wahrscheinlich etwas unheimlich zu Mute, und Du meinst vielleicht, man würde den Staat dadurch zu Grunde richten, daß eine große Anzahl Anhänger ihm zur Last fallen würde. Allein Du darfst nicht vergessen, mein geschätzer praktischer Freund, daß Du schwerlich eine schlimmere Verwendung eines Menschen machen kannst, als aus ihm einen Strolch und Taugenichts zu machen. Alle die Strolche, die Nichtsnutzigen, die Armen, die Unglücklichen, die bei der heutigen Einrichtung nicht fähig sind, sich zu ernähren, diese alle müssen dennoch auf irgend eine Art ernährt und gekleidet werden. Und wenn das nur sehr mangelhaft geschieht, so bilde man sich ja nicht ein, daß es deswegen wenig kostet. Die Administration der Armenpflege kostet wesentlich mehr als das, was die Armen bekommen. Und dann, wenn man alle die Schutzleute und Beamten dazu zählt, denen es obliegt, den Strolchen nachzuspüren und dieselben zu bestrafen und zu versorgen, dann stellt es sich heraus, daß der Strolch ein viel kostspieligerer Gegenstand ist, als er beim ersten Blick erscheint. Auch abgesehen von dieser Thatsache, ist es jedenfalls empfehlenswerter, daß solche Leute schaffen, als daß sie gar nichts thun; auch darf man nicht der Ansicht sein, die Staatsökonomien würden eine Last sein; unter geschickter Leitung würden sie im Gegenteil nutzbringend und wohlthätig sein. Alle die Hände, die jetzt müßig sind, würden sich dann emsig rühren, etwas Nützliches zu produzieren; und wenn wir uns erinnern, daß die ersten Autoritäten darüber einig sind, daß das Volk bei vierstündiger Arbeitszeit genug hervorbringen könnte, um sich zu ernähren, so wird man wohl zugeben, daß die bei den Staatsökonomien beschäftigten Leute sich leicht unterhalten würden.

Jede dieser Staatsökonomien würde den Impuls zur Entstehung einer neuen Stadt geben, zu welcher allerhand Handwerker dann zuziehen würden, um ihren Beruf dort auszuüben. Unter

der Leitung der bewährtesten Kräfte würde man diese Städte sanitär und in großem Styl anlegen, mit geräumigen Wohnungen für alle Klassen der Bevölkerung, mit Badeanstalten, Bibliotheken, Unterhaltungsgelegenheit, Gärten, kurz mit allem was das Volk zu seiner Ausbildung, seinem Wohlergehen, und seiner Zerstreuung braucht.

Alle diese Leute, die also Beschäftigung fänden, würde man nicht als Staatskrüppel ansehen, vielmehr würde man sie als ehrbare Bürger betrachten und behandeln, und sie würden nach Abzug der Miete und ähnlicher Kosten das ganze Ergebnis ihrer Arbeit erhalten. Es versteht sich von selbst, daß altersschwache und arbeitsunfähige Leute Versorgung fänden.

Ähnlich wie jetzt der General-Direktor der Post für die prompte Bestellung der Briefe zu sorgen hat und dafür verantwortlich ist, so wird einst der Minister der Landwirtschaft dafür sorgen müssen, daß das Land Brot, und Gemüse, und Fleisch, und Obst, um der ganzen Bevölkerung zu genügen, hervorbringt.

Wir haben also danach zu trachten, daß der Grund nebst sämtlichen Produktionsmitteln successive, in die Hände des Saates übergehe, und daß alle unsere Industrien dementsprechend organisiert werden. Das macht selbstredend Arbeit und Schwierigkeiten, allein wenn einmal das Publikum über die Ziele des Sozialismus gut unterrichtet ist, und denselben wünscht, so braucht es uns um die Ausführung nicht bange zu sein.

Mittlerweile ist diese Frage die wichtigste und brennendste unserer Zeit. Immer mehr und mehr wird sie die Gesellschaft trennen und in zwei einander gegenüberstehende feindliche Lager teilen. Welchem davon willst Du Dich zuteilen? Auf der einen Seite steht der Individualismus, die Konkurrenz, ihr Sieg bedeutet großen Handel, „guten Geschäftsgang," und dabei namenloses Elend für die Massen. Auf der anderen Seite steht die Gerechtigkeit, die uns unmöglich Böses bringen, und ohne die nichts Gutes entstehen kann. Auf der einen Seite stehen versammelt alle die Guten, alle die Weisen, alle diejenigen, die es aufrichtig und aus ganzem Herzen gut mit ihren Mitmenschen meinen; alles, was hoch und edel in der Würde des Mannes, was lauter und erhaben im Wesen des Weibes. Auf der anderen Seite sind versammelt — der Tyrann, der Räuber, der Ausbeuter,

der Wucherer, der Selbstsüchtige, der Rücksichtslose, der Wüstling, der Sklaventreiber, und mehr solche. Stelle Dich also, unter Deine Fahne damit der Kampf losgehen kann.

---

15. Brief.

Die Gewinnsucht als Haupttriebfeder zur Thätigkeit.

Nachfrage und Angebot! Ach, hat es denn eine spezifische vernehmbare Nachfrage in diesem engen armseligen Sinne je da gegeben, wo es sich um ein edles hochherziges Wirken und Eingreifen handelte? Der Mann aus Macedonien, der dem Paulo bei der Nacht erschien und ihm zurief: „Komm hernieder in Macedonien und hilf uns," hat gar nicht einmal erwähnt, was er für einen Lohn zu bezahlen gedenke. Oder wurde etwa die christliche Religion durch Preisausschreibungen erzielt, oder durch hohe angesehene Kirchenanstellung, mit entsprechender Behaglichkeit? Meines Wissens hat damals keine Handelskammer, kein Arbeitermarkt oder sonstige Korporation oder Bureau für Arbeitsvermittlung das Geringste von einer derartigen Nachfrage vernommen. Überall nur Schweigen, keine Andeutung, kein Flüstern von einer solchen Nachfrage: machtlos und außer Stand wären alle diese Anstalten gewesen, Arbeitskraft anzubieten, auch wenn die Nachfrage mit Ungewitter und mit Erdbeben begleitet, und wenn Eldorado und Paradies die gelobte Belohnung gewesen wäre. Carlyle.

Wir wollen jetzt einige der Argumente prüfen, die man gegen den Sozialismus gewöhnlich anzuwenden pflegt. Die Gegner desselben behaupten, daß der Sozialismus einen völligen Umschwung der menschlichen Natur bedingt. Diese meinen, daß der Sozialismus in der Theorie ganz hübsch klinge, daß er aber in der Praxis unausführbar sei, und daß er daran scheitern müsse, daß die menschlichen Eigenschaften nicht gut genug seien, um die Ausübung sozialistischer Ideen zu gestatten. Die Gegner meinen, wir haben den Fehler begangen, einen Entwurf zu machen, ohne dabei auf den menschlichen Charakter genügend einzugehen. Diese Leute irren sich, denn wir unterlassen es durchaus nicht, die Rolle der menschlichen Natur bei unseren Einrichtungen zu beachten, und

die Gegner sind nur deswegen gegen den Sozialismus, weil sie von dieser Natur keine wahren Kenntnisse haben, und weil sie sich in dieser Beziehung zu irrigen Annahmen haben verleiten lassen. Der Sozialismus, sagen sie, sei unmöglich, weil die Menschen dann das Hauptmotiv zur Thätigkeit, nämlich das Streben nach Geldgewinn, verlieren würden. Also das Streben nach Geldgewinn!

Und dann zitieren diese Leute das nationalökonomische Dogma, daß „die Liebe, das zarte Gefühl, die Sympathie nur zufällige und störende Elemente in der menschlichen Natur sind, während andererseits die Gewinnsucht und das Streben nach Fortschritt einen permanenten Bestandteil derselben bilden.“ Sie behaupten, daß die Gewinnsucht ein konstantes Element in der menschlichen Natur sei, und auf dieser Basis konstruieren sie eine von ihnen sogenannte „Wissenschaft“ des menschlichen Lebens. Den zweiten Passus, welchen ich unterstrichen habe, das Streben nach Fortschritt, ignorieren sie ganz und gar, und nach Durchblättern ihrer seichten Bücher und Zeitungsartikel können wir eigentlich zu keinem anderen Resultat kommen, als daß diese Leute die Habsucht, die Liebe zum Geld als diejenige Leidenschaft anerkennen, von welcher der Mensch am ehesten geleitet wird.

Diese Annahme der Nationalökonomen beruht auf grobem Unwissen, auf Unkenntnis der menschlichen Natur, während die Gegner uns vorwerfen, wir hätten versäumt diese Natur zu studieren. Die Nationalökonomie ist eine Wissenschaft, welche das menschliche Leben, menschliche Angelegenheiten behandelt. Als solche, wenn sie stichhaltig sein soll, muß sie unerläßlich eine richtige Schätzung der menschlichen Natur als Basis haben. Beruht diese Wissenschaft auf einer falschen Schätzung jener Natur, dann ist sie als ein Fehlschlag anzusehen. Hat sie dagegen ein wahres richtiges Verständnis der Dinge als Grundlage, dann wird sie Anspruch auf Erfolg erheben.

Die Lehren unserer Gegner haben einen falschen Begriff der menschlichen Natur zur Grundlage. Diese erkennen nur einen Beweggrund an, was an und für sich Unsinn ist; dann nehmen sie an, daß der Hauptanlaß zur Thätigkeit in der Gewinnsucht besteht, was wieder nicht wahr ist. Diese falschen Begriffe sind dem Umstand zuzuschreiben, daß die Männer, welche solche Lehren

der Habsucht, des Ansichreißens gegründet haben und sie aufrecht erhalten wollen, nur Leute sind, die weder die Gelegenheit, noch die Fähigkeit, noch den Wunsch gehabt haben, der menschlichen Natur auf den Grund zu kommen. Der bloße Student, der bloße Gelehrte, Geschäftsmann oder Logikkrämer kann wohl nie als eine Autorität ersten Ranges auf dem Gebiete der menschlichen Natur gelten. Die maßgebendsten hervorragendsten Autoritäten müssen wir ganz wo anders suchen, bei den Dichtern, bei großen Schriftstellern, Künstlern, bei den Männern, deren Beruf, deren Sympathien und Arbeit sie in täglicher Berührung mit den ungünstig Situierten ihrer Mitmenschen bringen. Die alleinige Schule, in welcher man über die Natur des Menschen unterrichtet werden kann, ist die Welt, und die einzigen Textbücher dazu sind die Werke solcher Meister wie Shakespeare, Cervantes, Goethe und ähnliche, die in der Schule der Welt gelernt haben. Um aber diesen Studien die gebührende Wirkung angedeihen zu lassen, muß man Zuneigung und Sympathie im hohen Grade besitzen. Dein Nebenmensch wird Dich nie in sein Herz schließen, außer wenn Du zu ihm als Freund kommst.

Aus meiner Kindheit erinnere ich mich eines Märchens, welches von einem Prinzen erzählte, der im Besitze einer magischen Feder war. Wenn er die Leute mit dieser Feder berührte, legten sie ihm ihr ganzes Herz ohne Rückhalt dar. Solch' eine Feder kann man jeden Tag haben; sie heißt die Nächstenliebe. Das ist die magische Feder von Shakespeare, von Cervantes, von Schiller, von Jean Paul. Willst Du ihre bezaubernde Wirkung beobachten, so schlage Deine Bücher auf, mache Dich bekannt mit Sancho Pansa, mit Dogberry, Rosalind, Julia; mit Tell und Schulmeisterlein Wuz.

Die menschliche Natur kennen zu lernen, ist kein oberflächliches, sondern ein durchaus schwieriges Studium, dessen Beherrschung große Gaben, große Einsicht erfordert. Es braucht uns daher nicht Wunder zu nehmen, daß der gewöhnliche Zeitungsschreiber keine besondere Autorität auf diesem Gebiete sein kann.

Man stelle sich die Krankenpflegerin im Frieden, und noch mehr im Kriege vor. Jung, schön, gebildet, von zarter anmutiger Natur, wendet sie der Behaglichkeit und dem Komfort des schönen Heims, den Rücken und zieht hin nach dem schrecklichen blutigen

Kampfplatz, um dort unter Gefahren und Entbehrungen, unter dem entsetzlichen Getöse des Krieges ihre heilsamen Dienste der Barmherzigkeit und der Nächstenliebe zu thun. Im Angesicht von Seuchen und Blut, von Tod und Verstümmelung übt sie ihren edlen aufopfernden Beruf ruhig, gefaßt, zart und ohne Furcht aus. Gleichviel ob in der Verbindung ekelerregender Wunden oder in der Beschwichtigung fiebernder Kranken, bei dem Geschrei, dem Fluchen und Stöhnen der Unglücklichen bleibt sie stets dieselbe, immer geduldig, immer freundlich und aufopfernd, nur von der Liebe beeinflußt und geleitet, ohne Hoffnung auf Ruhm oder Entschädigung irgend welcher Art. Also die Krankenpflegerin in Kriegszeiten: eine schöne edle Erscheinung, nicht wahr? Das ist eine Erscheinung der menschlichen Natur.

Sehen wir ein anderes Bild an, und zwar das der geschminkten hinausgestoßenen Isebel, die ihr Wesen auf dem Straßenpflaster der großen Städte treibt. Unter all' der Schminke, unter all' dem billigen falschen Schmuck und Putze, wie tiefgesunken ist das wahre Wesen, wie roh, schlau, falsch, herzlos und ekelerregend; wahrhaftig eine schauderhafte Erscheinung, schamlos, grausam, desperat, entsetzlich, eine Diebin und Lügnerin, eine verkommene, entehrte, verlorene, hoffnungslose Kreatur, von der es zutreffend in der Schrift steht, daß ihre Schritte hinunter zur Hölle führen, daß ihre Wohnung der Weg zum Tod ist. Ein recht abscheuliches Bild, nicht wahr? Das ist ebenfalls die menschliche Natur.

Ja, diese menschliche Natur ist eine überaus schwierige, komplizierte, oft ganz schreckliche Sache. Man lasse da alle die zusammengeworfenen verschiedensten Menschenarten an sich in Gedanken vorüberziehen; man denke an den Soldaten auf seinem Posten, den Schmied in der Schmiede, den Schauspieler auf der Bühne, den Pfarrer beim Beten, den Trunkenbold bei seinem Glas, die Mutter mit ihrem Kinde, den Richter in seiner Amtstracht, die Witwe am Grabe ihres Mannes, den Landmann beim Ackern, den Strolch unter einer Hecke schlafend, den vielbeschäftigten Arzt, den schleichenden Dieb, das bleichsüchtige Fabrikmädchen, den Backfisch in eine Liebesgeschichte vertieft; — man denke an alle diese, und dann daran, wie die Wirtschaftspolitiker alle Geheimnisse, alle Leidenschaften, allen Trieb des menschlichen Herzens mit ihrer

lebenslosen, seelenlosen Theorie erklären wollen, daß der Mensch in erster Linie von der Gewinnsucht geleitet wird, und daß er lediglich da ist, um thätig zu sein, um zu produzieren!

Wenn diese Nationalökonomen nichts mehr gegen unsere Ausführungen zu erwidern vermögen, nehmen sie häufig ihre Zuflucht zu der Äußerung, daß der gewöhnliche Mensch nicht fähig ist, etwas Gutes zu thun. Das ist eine Verleumdung, denn ganz instinktiv zieht der Mensch das Licht, der Dunkelheit, die Liebe, dem Haß, das Gute, dem Bösen vor. Der selbstsüchtigste Mann auf der Welt würde den andern nicht leiden oder umkommen sehen, wenn er ihm ohne persönliches Unbehagen, oder Gefahr, oder Unkosten etwas helfen könnte. Nur ein Wahnsinniger würde eine Ernte vernichten, oder einen Brunnen, aus purer Teufelei, ohne irgendwelchen Nutzen daraus zu ziehen, vergiften.

Wir sehen daher, daß der Mensch geneigt ist, Gutes zu thun, nur der Güte halber. Böses dagegen thut er nicht, außer wenn er Aussicht hat etwas zu profitieren. Dieses gilt auch von den niedersten und verkommensten Menschen; in wieviel höherem Grade ist es daher wahr, wenn die Rede von den edleren und edelsten Menschen ist, und von solchen, die auf den mittleren Stufen stehen. Immer wieder wendet sich der Mensch dem Licht der Sonne zu und freut sich dessen, wenn er auch dieses Licht nur vom Nebel und Unwetter verfinstert sieht. Er folgt willig Gottes Befehlen, wann er solche vernimmt, und widersetzt sich den Versuchungen des Teufels. Carlyle sagt mit Recht: „Es giebt keine schmachvollere, unwürdigere Theorie, als die, daß des Kaufmanns und des Krämers Hauptbuch die eigentliche Grundlage von großen, mächtigen Reichen bildet.“

Major Burke erzählte mir aus seinem Leben im Wilden Westen von Amerika, wie die Leute, stets auf einen Überfall auflauernd, gar nie anders herumgingen als mit dem Finger bereit zum Abdrücken. Beim Abfallen eines Blattes vom Baum schossen sie los. Das schildert ungefähr das Geschäftsleben heutzutage unter der Regierung der Konkurrenz, des Individualismus. Es ist ein Kriegszustand, ein Kampf, in welchem die Hand eines jeden gegen die Hand des anderen gerichtet ist. Bei jeder Bewegung, die die Menschen machen, halten sie den Finger auf den Drücker, und wenn ein Blatt vom Baum fällt, schießen sie los. Aber unter

einer sozialistischen Ordnung würde man sich so freimütig und furchtlos bewegen und so wenig Angst haben als Buffalo Bill und seine Kollegen Angst vor einem plötzlichen Überfall in Berlin hatten.

Dann kommt die Kirche und verbreitet die Ansicht, daß der Mensch in seinem ursprünglichen Wesen nicht viel taugt. Ich kann diese Ansicht nicht teilen, sondern neige vielmehr der wissenschaftlichen Anschauung zu, daß er ein noch nicht völlig entwickeltes Wesen ist, ein Wesen, welches bedeutend gestiegen ist und das noch viel mehr steigen wird. Wie weit er noch hinter den Engeln zurück-, wie weit er auf seiner Wanderschaft dem Tierreich voransteht, — dies zu bestimmen entzieht sich unserem Vermögen. Nur habe ich die feste Überzeugung, daß er viel, viel besser ist als die Kirche und die Wirtschaftspolitiker ihn schätzen, und daß die ihm zugedachten und zugesagten Schlechtigkeiten lediglich in den Zuständen zu suchen sind, in welchen er und seine Vorfahren aufgewachsen und erzogen sind.*)

Es hätte keinen Sinn für und wider die Anschauung des ursprünglichen Übels der menschlichen Natur, und ohne Rücksicht auf die Umgebung, Partei zu nehmen. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß der Mensch sehr viel von den Umständen, von der Umgebung abhängt, und daß man ihn bei dessen Betrachtung nicht davon trennen kann. Schauen wir uns also den Menschen etwas an wie wir ihn finden, und seine Umgebung wie sich dieselbe vorfindet.

Ist die Natur des Menschen in ihrem Grund und Wesen nicht viel wert? Trägt ein Pfirsichbaum Pfirsiche? Ja, wenn er einen guten Boden und genügende Sonne hat. Gedeiht ein Rosenstock bei uns? Nicht, wenn er kein gutes Erdreich, kein Licht und keine Luft hat. Und so ist die Natur des Menschen gut, und treu, und liebevoll, und edel, und aufopferungsfähig unter dem

---

*) „Wenn bei ihrem Eintritt in die Welt alle die Diebe ordentliche, redliche Eltern, ein gesichertes Dasein, und eine gesunde Umgebung vorgefunden hätten, so gäbe es einfach keine Diebe. Die Leute, die unter solchen Umständen derartige Berufe gewählt hätten, müßten ganz verrückt sein." Das sind nicht die Worte eines gefährlichen Umstürzlers, sie sind die eines in der großen Welt angesehenen Mannes. Alexandre Dumas sagt sie in La Dame aux Camelias. Anmerk. des Herausgebers.

Einfluß konsequent günstiger Verhältnisse. Wenn diese Natur dagegen in einer Tour verzogen, verdreht, besudelt und verdorben wird, wenn man sie fortwährend beleidigt, unterdrückt, zerquetscht und anspeit, dann kann man freilich nicht verlangen, daß etwas recht Schönes aus ihr wird. Wo sollen wir bei unserer Schätzung der Menschheit unsere Muster hernehmen? Sollen wir sie in den Hütten und Löchern der Notleidenden suchen, oder im Stadtrat, oder im Landtag, oder auf der Börse, oder bei irgend einer Korporation, wo eine freche Stirn, wo Rücksichtslosigkeit, Selbstsucht, Anmaßung und Spitzbüberei die besten Mittel sind, einen recht guten Erfolg zu erzielen? Gar nichts auf der Welt kann unter ungünstigen Bedingungen gut gedeihen, weder der Baum, noch der Rasen, noch die Pflanze, noch irgend etwas. Dies geben wir bei allen anderen Dingen zu, nur bei den Menschen sind wir zu sehr geneigt, es außer acht zu lassen, und rundweg zu sagen, „die Leute taugen nichts."

Alle Männer haben eine Reihe von Eigenschaften gemein; — man hat die Damen gerne, liebt die Kinder, hat Eigenliebe, läßt sich gerne anstaunen und bewundern, möchte von Erfolg gekrönt werden; man liebt Unterhaltung und Zerstreuung, sieht gerne schöne Sachen und wird von der Musik entzückt. Nun denke man, wie alle diese Eigenschaften von der Umgebung beeinflußt werden können. Wir sehen, wie so etwas Heiliges wie die Liebe besudelt werden kann, wie Männer so brutalisiert werden können, daß sie Frauen und Kinder mißhandeln und aufhören ihre eigenen Kinder zu lieben. Wir sehen, wie man oft zur völligen Selbstsucht, Grausamkeit, Trunkenheit und Verkommenheit heruntersinkt. Wir wissen, daß wir unter uns, bei Reichen und bei Armen, eine große Anzahl Lügner, Schurken, Feiglinge und nichtswürdige Menschen haben. Trägt die menschliche Natur die Schuld daran, oder liegt nicht vielmehr die Schuld an dem bösen Einfluß, welcher diese Natur vergiftet und irre geleitet hat?

Jene zielbewußten Geldeinsammler wollen uns glauben machen, daß die Gewinnsucht die Haupttriebfeder des menschlichen Herzens ist. Eine lange Reihe seichter schwerfälliger Naturen vor ihnen hat dies schon lange gepredigt, und die vorhin Genannten sagen das so nach, ohne einmal selbständig zu denken, und also darauf zu kommen, daß es nicht wahr ist. Ich glaube kühn behaupten

zu dürfen, daß der Wunsch den Beifall und die Bewunderung anderer zu erlangen eine weitaus größere Rolle im menschlichen Leben spielt als die Gewinnsucht. Dies wird schwerlich von irgend einem genauen Beobachter in Abrede gestellt werden. Ist es nicht klar, daß der Wunsch anderer Lob und Ansehen zu ernten, ein stärkerer Beweggrund ist als die Lust Geld zu verdienen? Ja, selbst der Wunsch reich zu werden ist nur eine der mannichfaltigen Folgen des Verlangens sich bei anderen in ein günstiges Licht zu stellen. Nur ein Geizhals liebt das Geld des Geldes willen. Die große Menge unserer Nimmersatten lieben deswegen das Geld, weil sie sich dadurch verschiedenes verschaffen können. Von diesen lieben einige das Geld, weil sie sich dadurch Behaglichkeit und Bequemlichkeit kaufen können; ein größerer Teil sucht im Geldbesitz die Sicherung der späteren Existenz für sich und seine Kinder; und weitaus der größte Teil schätzt das Geld hoch, weil es bei anderen Ansehen, Verehrung und Neid erregt, und den Besitzern immer die Dienste anderer zuführt.

Die Habgier ist nicht die stärkste Leidenschaft des menschlichen Herzens. Eine viel stärkere Leidenschaft ist die Eitelkeit, aber trotzdem möchte man nicht behaupten, daß die Eitelkeit die erste Triebfeder zur menschlichen Thätigkeit ist. Das Wort Eitelkeit in Zusammenhang mit großen Thaten klingt freilich etwas herb und unzutreffend, aber es hat nur dann diesen Klang, wenn ganz andere und hochherzige Gefühle auch mit im Spiele sind. Männer wie Moltke und Bismarck nennt man nicht schlechtweg eitel. Zweifelsohne war der Wunsch, die Liebe und die Bewunderung und die Dankbarkeit der ganzen Nation zu gewinnen, bei ihnen stark ausgeprägt; mit diesem aber hineingeflochten befanden sich die goldenen Fäden von Vaterlandsliebe und Tapferkeit und Pflichttreue. Es entzieht sich unserem Ermessen im Leben eines nationalen Helden zu bestimmen, wie viel er von dem Wunsch geleitet wird, den Beifall der Nation zu erregen, und wieviel von seiner innigsten Liebe zum Vaterland. Jedenfalls dürfen wir überall, wo wir diesen Wunsch, Beifall zu erregen, von anderen Gefühlen trennen können, denselben mit dem Ausdruck Eitelkeit bezeichnen.

Und wie weit und breit erstreckt sich diese Eitelkeit! Sie fängt oben beim Minister an, der in konventionellen Ausdrücken die Tadellosigkeit aller Staatseinrichtungen preist, oder der in der

Zurückgezogenheit des Studierzimmers die letzte Feile an seine Impromptu-Rede anlegt, und sie geht durch die ganze soziale Leiter bis zur letzten Stufe hindurch. Der Gesandte mit seiner Dekoration, der General mit seinem Federbusch, der Schauspieler in seiner Lieblingsrolle, der Bauer in seinem Sonntagsstaate, — alle sind von der Eitelkeit angehaucht, alle wollen ein klein wenig imponieren. Diese Leidenschaft ist mächtiger als die Gewinnsucht, und Leute, welche eine Bezahlung stolz zurückweisen würden, lehnen Beifall und Lob nicht ab. Sie ist so mächtig, daß es keinen Menschen giebt, der nicht davon beeinflußt wird, und sie muß eigentlich diese große allgemeine Gewalt ausüben, denn ohne die Achtung, und die gute Meinung, und die Liebe der Mitwelt wäre das Leben ganz unerträglich. Aber das Leben ohne Reichtum finden wir durchaus nicht unerträglich, und in der That giebt es Leute genug, die nicht den geringsten Wunsch nach Reichtum haben.

Glaubst Du, daß alle die wohlhabenden Klassen den Sozialismus so stark bekämpfen würden, wenn sie ihn einmal ordentlich verständen? Ich bin dessen gar nicht so überzeugt. Geld sucht man nicht des Geldes willen, sondern deswegen, weil man damit vieles kaufen kann. Man bildet sich ein Ansehen und Genuß mit Geld kaufen zu können. Gelänge es einmal, die Leute recht zu überzeugen, daß man diese Sachen mit Geld **nicht** kaufen kann, sondern, daß sie ganz ohne Geld zu erreichen sind, dann würden die Anbeter des Mammon anfangen von ihm abzufallen.

Bei der jetzigen Gesellschaftseinrichtung ist es das Bestreben der meisten Leute so viel Geld zu verdienen, als sie nur können. Der Meier sagt sich: „Bei dieser oder jener Industrie ist etwas zu holen; wenn ich das Geschäft nicht mache, macht es ein anderer." Unter dem System des Individualismus traut keiner dem anderen; das Leben ist ein Ringen, ein ewiges Hin- und Herzerren. Der reiche Mann weiß wohl, daß seine Jahresrente von vierzig-, fünfzig-, hunderttausend Mark zum Leben nicht notwendig ist, auch weiß er ebensogut, daß es massenhaft Menschen giebt, die in Elend verschmachten. Wenn er aber davon absteht, eine günstige Geschäftsgelegenheit zu benützen, so bringt das den Armen keinen Nutzen. Ein anderer greift sofort zu, nimmt das in die Hand, was der erste hat fallen lassen, und das Hin- und Herzerren geht dann

weiter. Auf diese Weise geschieht es, daß die Kapitalisten immer mehr und mehr Geld zusammenraffen; sie gehen von der Ansicht aus, sie können das gerade so gut selber thun als anderen überlassen.

Noch etwas. Der Meier wird Dir sagen er will für die Zukunft seiner Frau und Kinder sorgen. Er kennt die Welt zu gut, als daß er seine Angehörigen der Barmherzigkeit seiner Mitkämpfer anheimfallen lassen möchte. Da heißt es, jeder für sich, der Schwächere muß unterliegen, umkommen. Und so kommt es, daß er in der Jagd nach Geld, andere ausbeutet um zu verhindern, daß wieder andere seine Kinder ausbeuten. Zum Teile muß man ihm auch Recht geben; es ist seine Pflicht für seine Angehörigen zu sorgen, denn unter dem jetzigen System des Raubes und des Umbringens finden die Witwen und Waisen wenig Berücksichtigung da, wo sie nicht in unabhängiger Lage sind.

Denn in einem kommerziellen Zeitalter gilt der Reichtum als die Belohnung für Verdienst, als ein Zeichen von Ehre und Ansehen und Tugendhaftigkeit. Jeder Geschäftsmann schreckt vor dem Mißerfolg zurück. Der Besitz von etwas Geld aber giebt ihm den Stachel der Tüchtigkeit und des Erfolgs und läßt ihn für etwas gelten.

Um also dem Gelde diese gefährliche irreleitende Gewalt zu entziehen, müßte man vor allem verschiedene wirtschaftliche Änderungen machen. Man müßte die Leute überzeugen, daß unter gar keinen Umständen ihre Kinder darben könnten. Man müßte ihnen beibringen, daß der bloße Besitz von Geld keine Ehre, kein Ansehen mit sich bringt. Die Leute müßten die Überzeugung gewinnen, daß ein stark ausgeprägter Gerechtigkeitssinn ihnen nur Verehrung und nicht Mißachtung bringen kann, und sie müßten sehen, daß der Mann, der es mit seinen Mitmenschen gut meint, und der davon absteht, sich auf Kosten der Gesamtheit zu bereichern, keine Gefahr läuft, daß irgend ein Spitzbube ihm zuvorkommt und seinen Edelmut unnütz macht.

Die Anhänger der Politik der Selbstsucht halten deswegen die Gewinnsucht für die Haupttriebfeder zur menschlichen Thätigkeit, weil in den ihnen bekannten Kreisen jeder nach Geld jagt. Warum thut er das? Die Beweggründe dazu sind hauptsächlich zwei. Der eine ist der Wunsch die Angehörigen in eine glückliche sorgenfreie

Lage zu bringen; der andere ist das Begehren in Ansehen zu kommen, den Beifall anderer zu erreichen. Bei dem ersten Falle ist der wahre Anlaß nicht die Gewinnsucht, sondern die Liebe, und bei dem zweiten ist er auch nicht Habgier, sondern Eitelkeit. Die Liebe und die Eitelkeit sind daher stärkere Leidenschaften als die Gewinnsucht.

Ist die Gewinnsucht imstande etwas zu schöpfen und einen wahren Fortschritt zu machen? Nehmen wir einmal an jemand hat ein starkes Verlangen nach Gelde und nach Erfolg, er besitzt aber gar kein Talent. Wenn die Belohnung Millionen betrüge, wäre dieser nicht imstande eine vielbegehrte Maschine zu erfinden. Der Wunsch, der Trieb ist da, aber das Talent fehlt. Wenn einer das Talent besitzt und nicht im mindesten durch die Aussicht auf großen Geldgewinn angespornt wird, kann er seine Maschine erfinden? Ja, weil er das nötige Geschick hat. Die Gewinnsucht ist daher nicht in der Lage Maschinen zu erfinden, wohl aber das Talent.

Wenn ein hoher Preis für eine neu zu erfindende Maschine ausgeschrieben wird, gelingt es dem Mann ohne Geschick dieselbe zustande zu bringen? Versuchen wird er es des Gewinnes halber, aber es wird ihm nicht gelingen, weil er nicht im Besitze des nötigen Talents ist. Wird der talentvolle Mann dagegen, der eine Lücke bemerkt, und ganz ohne jede Preisausschreibung seine Maschine erfinden? Er thut's; die Geschichte liefert uns Beweise genug, daß er das thut, nicht nur ohne jede Hoffnung auf Belohnung, sondern auf die Gefahr hin seine Freiheit und sein Leben einzubüßen.

Wir sehen daher, daß das reine Talent ohne Zuziehung irgendwelcher geldsüchtiger Beweggründe, der Menschheit dienlich und wohlthuend ist, daß aber die Gewinnsucht ohne Geschick derselben nichts nützt. Das Leben solcher Männer wie Galilei, Bruno, Newton und einer großen Anzahl Forscher und wissenschaftlicher Männer beweist dies zur Genüge. Das Suchen nach der Wahrheit, das Verlangen nach vermehrten Kenntnissen, die Liebe zur Kunst, der Wunsch in Ehre gehalten zu werden, sind lauter Triebe, die in ihrem Einfluß mächtiger sind, als die Gewinnsucht, — die Gewinnsucht, die unser jetziges ökonomisches

System als den alleinigen Trieb zur menschlichen Thätigkeit darstellt.

Der Liebe willen, der Pflicht, des Glaubens, der Wahrheit halber haben Männer und Frauen sich den Flammen anvertraut, sie sind auf dem Schaffot gestorben, sie haben Gefangenschaft, Beschimpfung, Entbehrung und Folter erduldet; wer will des Geldes willen so viel erdulden? Das Geld hat noch keinen Märtyrer gehabt. In des Mammons Bibel steht der Text umgeschrieben, „was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme an seinem Leben Schaden?“ Kämpfen und raufen und sich herumbalgen will man um das Geld, aber nicht darum sterben. Hingegen sind Millionen um die Ehre, um den Glauben, den Patriotismus, den Ruhm, um die Pflicht gestorben. Wie kann dann ein vernünftiger Mensch noch dem niedrigen verächtlichen Dogma beistimmen, daß die Habsucht die Haupttriebkraft im menschlichen Leben ist?

Dieses Beharren in einer solchen irrigen Lebensanschauung ist um so unverständlicher, als wir fortwährend zahlreiche Gegenbeweise unmittelbar vor unseren Augen haben. Bei verschiedenem Sport, bei Ruderkämpfen, Fußballspiel, Hochtouren u. s. w. sieht man, was für riesige Anstrengungen und Leistungen gemacht werden. Die Leute richten sich oft zu Grunde, ohne dabei den geringsten Wunsch auf irgend einen Gelderfolg zu haben. Und angesichts alles dessen, angesichts der Freiwilligen Feuerwehr, der Freiwilligen Rettungs- und Hülfs-Vereine im ganzen Lande; angesichts des aufopfernden, segensreichen Wirkens der Barmherzigen Schwestern; angesichts der Standbilder und Büsten von Goethe und Beethoven und Hegel und Luther und Herschel; und mit den Erinnerungen von Königgrätz und Weißenburg und Sedan noch frisch im Gedächtnis; — angesichts alles dessen will man uns noch glauben machen, daß die mächtigste, wirkungsvollste Triebkraft im menschlichen Dasein — die Gewinnsucht ist!

Schaue Dich doch ein wenig um im menschlichen Leben und beobachte, was der Mensch um Geld und was er der Ehre wegen thut. Die Freiwillige Feuerwehr, die Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger, alle die Liebeswerke der Barmherzigkeit; spielt der Gewinn bei allen diesen Dingen irgend eine Rolle? Was thut ein Soldat nicht alles einer kleinen Auszeichnung halber, die nicht

den Geldwert eines Thalers hat? Was thut ein Mann nicht seiner Frau, seinen Kindern zu Liebe? Was thut ein Fanatiker nicht seiner Religion halber? Und meinst Du etwa der Sozialismus wird alle Liebe und Pflicht und Hingebung und alles Ehrgefühl ausrotten?

Und nun, nachdem ich mich in meiner einfachen Art und mit schlichten Worten an Dich gewandt, sei es mir noch gestattet, ein paar Zitate aus den Werken eines der größten Denker aller Zeiten, aus den Werken von Carlyle zu bringen. Es mag sein, wenn meine einfachen Worte Dich noch kalt und unbewegt lassen, daß seine tiefernste, mächtige, beredte Sprache doch in die Tiefe Deines Gemütes eindringen wird.

„Die großen Industrieleiter mögen einmal in sich gehen und dort Umschau halten, und sich feierlich und ernstlich fragen, ob denn in ihren Herzen weiter nichts entdeckbar ist als ein nimmersattes ewiges Verlangen nach teueren Weinen, nach Lakaien-ansehen und nach prunkhaften Equipagen und Ausstattungen. Nimmermehr kann ich das von Geschöpfen glauben, denen Gott der Allmächtige das Leben geschenkt hat. Unsichtbar und tiefbegraben unter all' dem Epikurismus und unter allen gottvergessenen Täuschungen; — wenn auch vergessen und mit dem erstickenden Schlamm und Unrat der Lethe zugedeckt, so ruht dennoch in jedem Menschen, der in diese Gotteswelt eintritt, ein Funke des Göttlichen."

Eine andere Stelle lautet:

„Der Seeräuber, der Choctaw Indianer, haben bei ihren Kämpfen stets das große wichtige Endziel im Auge, — nur die Beute, die Schädelhäute zu bekommen: ihr ganzes Sinnen und Trachten ist danach, mehr Gelder oder mehr Schädelhäute zusammenzuraffen. Das kann niemals zur Ritterlichkeit und Hochherzigkeit führen, das verursacht nur blinde Wut, Elend, Verzweiflung und Vernichtung. Ich heiße Dich das zu betrachten und darüber nachzusinnen. Was macht's, daß Du im Tresor oder im Depot mehrere hunderttausende liegen hast; daß Du in Deinem Wigwam hundert Schädelhäute hängen hast? Dich halte ich deswegen nicht in Ehren und jene Dinge auch nicht."

Noch eine Stelle:

„Die gute Meinung und die Liebe der Menschen lassen sich nicht mit Geld kaufen; ohne diese finden die Menschen ein Beisammenbleiben unerträglich.“

Die Gewinnsucht! Pfui!

---

16. Brief.

Ein Haus, das mit sich selbst uneins —?

Zu Zeiten des Löwenherzen hat man es nicht für notwendig erachtet, Übereinkünfte unter Christen niederzuschreiben und zu unterzeichnen. Wenn dasselbe heute noch gälte, könnten wir uns sehr viele Ausgaben ersparen und eine Menge Arbeitskräfte, die in der Nähe von Gerichtshöfen ihr Wesen treiben, dann entlassen. Ruskin.

Die am Schlusse des letzten Kapitels angewandten Zitate führen uns zu der Betrachtung der Konkurrenz.

Unter allen sinnlosen und brutalen Theorien, welchen praktische Männer beistimmen, ist die der Konkurrenz die albernste und dümmste. Die Männer des alltäglich praktischen Lebens gefallen sich darin, daß sie alle humanen Gedanken und menschenfreundlichen Vorschläge als „bloße Theorien“ ausspotten, und sie bilden sich nicht wenig darauf ein, keine Theorien zu haben. Thatsache ist es aber, daß sie so viele Theorien als irgend ein Sozialist haben, und daß diese durch ihre Falschheit und Unzutrefflichkeit sich besonders auszeichnen. Dem praktischen Weltmann, zum Beispiel, ist die Nationalökonomie heilig, er schwört bei ihr, sie ist seine Bibel, sein Buch der Andacht. Diese Nationalökonomie ist aber nur die Auslegung der früheren Verfasser, der Männer, die versuchten aus bloßen unbewiesenen Theorien, eine Wissenschaft aufzubauen. Von den späteren klügeren Schriftstellern auf diesem Gebiet, wissen die praktischen Leute gar nichts und wollen auch nichts wissen. Sie kommen mir vor, wie der Oberingenieur einer Eisenbahn, der darauf bestände, alle seine Lokomotiven gerade nach dem Muster von Stephensons

erster Maschine machen zu lassen. Die Nationalökonomie dieser Leute geht nicht mit dem Zeitgeist, und sie sind so außerordentlich praktisch, daß sie eine neue Idee gar nicht fassen können.

Eins der Gesetze dieser praktischen Leute lautet, daß das Ringen und Kämpfen unter den Einzelnen, den Fortschritt der Gesellschaft als Ganzes fördert. Das wäre also die Theorie der Konkurrenz, und es bedeutet, daß der Krieg besser ist, als der Friede, und daß die Nation, in welcher jeder Bürger sein möglichstes thut, um seine Mitbürger zu übervorteilen, glücklicher, und besser daran ist, als die Nation, in welcher jedermann versucht, seinen Nachbarn behülflich zu sein.

Diese praktischen Leute sind häufig nicht besonders geistesgewandt, so daß es vielleicht am Platze wäre, einige neue Interpretationen alter Sprichwörter den Konkurrenzanhängern zur Anwendung zu empfehlen. Z. B:

„Einigkeit macht schwach.“ Das ist doch ein ganz nettes sinnreiches Motto, und es hat genau so viel Sinn, als jener Spruch, daß der Kampf unter den Einzelnen den Fortschritt der Gesamtheit fördert.

„Ein jegliches Haus, das mit sich selbst uneins ist, wird bestehen.“ Wie sagt Deinem praktischen Sinne dies zu? Dieser Spruch kennzeichnet die Idee, auf welcher die ganze Opposition gegen den Sozialismus beruht.

„Es ist besser, einen Feind, als hundert Freunde haben.“

„Je kleiner die Zahl derjenigen, die die Wohlthaten und die Fülle des Lebens genießen, desto besser.“

„Vergeude nicht, so wirst Du nichts haben.“

Nur ein eminent praktisches, verständiges Volk könnte solche Sprüche anhören, ohne sie lächerlich zu finden.

Mein lieber, praktischer Freund, Deine Theorienmacherei ist nicht weit her. Diese Theorie der Konkurrenz ist die größte Dummheit, die nur denkbar ist. Auf die Praxis übertragen, wollen wir hier beobachten, wie die Theorie herauskommt.

Zwei Männer zum Beispiel, haben einen Karren bergauf zu bringen. Sollen diese zwei da zusammen ziehen oder schieben, oder wird die Arbeit beschleunigt, wenn der eine hinaufzieht und der andere hinunterschiebt? Andere zwei Männer haben die Aufgabe ein Pferd auf freiem Feld einzufangen: würden diese sich

dadurch die Aufgabe zu erleichtern suchen, daß jeder sich bemühte, den andern zu verhindern, das Pferd einzufangen, oder würden sie nicht vielmehr gemeinschaftlich auf das Ziel losgehen?

Ein Seekapitän hat ein Schiff von New York nach Bremen zu bringen. Gestattet er es, daß ein halb Dutzend der Mannschaft sich darum rauft, wer steuern, oder irgend eine andere Arbeit verrichten soll? Keine Idee, er ordnet seine Mannschaft und befiehlt einen jeden auf seinen Posten.

Wie kommt es bei einem Brand oder sonstiger Panik im Theater, daß so viele Menschen das Leben verlieren? Ist das nicht in Folge des allseitigen Bestrebens sich so rasch wie möglich hinauszudrängen? Im Nu werden die Ausgänge verstopft, und nur mit größter Anstrengung gelingt es einigen der stärkeren sich hinauszudrängen. Man weiß aber, daß die Ausgänge vollständig genügen, um alle die Leute in Sicherheit zu bringen, wenn sie nur in geordneten Reihen hinauseilten.

Es sind hundert Laibe Brot für hundert Leute bestimmt. Aus diesen macht man einen Haufen und die Leute stürzen sich darauf los, mit dem Resultat, daß einige wenige in dem Gerauf mehr Brot kriegen, als sie essen können, viele davon gar nichts bekommen, und mehrere zertreten und getötet werden. Das ist die Konkurrenz. Ohne diese Konkurrenz hätte jeder ruhig seinen Teil bekommen.

Das wäre also die Theorie der Konkurrenz. Was hältst Du jetzt davon?

Du bist auf die irrige Idee verfallen, daß die Konkurrenz dem Gesamtbesitz vorzuziehen sei, teilweise deswegen, weil Du in der Geschäftswelt nur die Konkurrenz kennen gelernt hast, und teilweise, weil es in Deinem Kopf nicht auffallend hell aussieht. Du hast die Erfahrung gemacht, daß, wenn eine Kohlengesellschaft, oder irgend ein Geschäftsmann ein Monopol hat, Du dann weniger gut bedient wirst, als wenn es mehrere Konkurrenzfirmen giebt. Und daraus ziehst Du den Schluß, daß, weil die Konkurrenz vorteilhafter ist, als das Monopol sie ebenfalls dem Gemeinbesitz vorzuziehen ist. Wenn Du aber in Deiner Beobachtungs- und Denkart nicht so gar langsam und schwerfällig wärest, so hättest Du schon herausgefunden, daß das Monopol und der Gemeinbesitz zwei grundverschiedene Dinge sind. Der Gemeinbesitz bedeutet den allseitigen

Beistand, das hülfreiche Eingreifen aller, zum Wohl des Ganzen. Das Monopol ist das Ausbeuten der vielen, zu Gunsten der wenigen.

Hätte irgend jemand ein Monopol in der Kohlen-, Eisen-, Holz- oder irgend einer Branche, so würde das Material sofort im Preise steigen, ohne daß die Löhne der Arbeiter höher würden. Es ist aber ein gewaltiger Unterschied zwischen einem solchen Monopol und dem Vorschlag, solche Dinge zum Eigentum der gesamten Nation zu machen.

Nun bringen die Sozialisten in Vorschlag, solche Werke, wie überhaupt alle Industrien in Staatseigentum umzuwandeln, und sie behaupten, daß, wenn dies stattfände, so hätten dann alle Artikel ihren natürlichen Preis, in anderen Worten würde dem Preise, der anständige Unterhalt der betreffenden Arbeiter als Basis dienen. Sie behaupten, daß der Betrieb seitens des Staates wesentlich billiger käme, und bedeutend weniger Vergeudung von Arbeitskraft zur Folge hätte, als dies unter der Leitung einer Anzahl von Konkurrenzfirmen möglich ist. Dies leuchtet einem ganz gut ein, wenn man daran denkt, wie viel Zeit und Arbeitskraft unter dem Konkurrenzsystem dem eigentlichen Geschäftszweck, Waren zu produzieren und zu verteilen entwendet, und darauf verwendet wird, den alleinigen, würdigen Lebenszweck zu erreichen — unter allen Umständen den Konkurrenzfirmen zuvorzukommeu.

Zum Glücke kann man auf eklatante Beispiele hindeuten, die die Wahrheit dieser Behauptungen klar nachweisen. Wenn wir auf den Eisenbahndienst, und vielleicht noch mehr auf den Post- und Telegraphendienst in Deutschland hindeuten, so dürfte sich schwerlich jemand finden, der nicht von der Überzeugung durchdrungen wäre, daß diese Dienste weitaus vorteilhafter geregelt und ausgeführt werden als das unter dem Einfluß einer Anzahl kleinerer Firmen, in Konkurrenz mit einander, möglich wäre. Das unterliegt wohl keinem Zweifel.

In einem früheren Kapitel haben wir die mit dem Konkurrenzwesen zusammenhängende Vergeudung und Kostspieligkeit berührt. Wenn wir den Artikel, Zigarren z. B. nehmen, so muß man mindestens eine Mark ausgeben, um für fünfzig Pfennige Zigarren zu bekommen. Die anderen fünfzig Pfennige verschwinden für Spesen. Giebt man hundertfünfzig Mark für eine Nähmaschine aus, so geht bedeutend über die Hälfte davon zur Deckung der

hohen Spesen, für Annoncen, Reklamemachen, teuere Läden u. s. w. Dasselbe gilt besonders von allen Artikeln, die stark annonciert werden. Was die alltäglichen, nicht so stark annoncierten Artikel anbelangt, so findet hier, wenn auch nicht in demselben Maße, große Verteuerung statt, durch den Nutzen und die Spesen einer großen Anzahl Kaufleute und Händler. Die im Kleinverkauf auf diese Weise verursachte Verteuerung, schwankt zwischen dreißig und siebzig Pfennige bei jeder Mark, und man kann mit Sicherheit annehmen, daß im Durchschnitt ein Artikel, durch die ungeschickte und kostspielige Art der Verteilung, um die Hälfte verteuert wird.

Elihu in seinem bereits erwähntten Flugblatt „Milk & Postage Stamps“ legt es besonders klar dar, wie widersinnig die Konkurrenz sei. Bezugnehmend auf große Exporthäuser z. B., die zum Versandt ihrer Waren eine Menge eigene Packer und Kistenschreiner beschäftigen, schreibt er sehr zutreffend:

„Außerhalb des Geschäftes scheint die Konkurrenz dem Inhaber das natürlichste Ding auf der Welt zu sein, aber innerhalb desselben will er nichts davon wissen. Wenn Du ihm vorstellen würdest, er käme wesentlich billiger zu seinen Packkisten, wenn er in seinem Geschäft drei verschiedene Schreinereien hätte, jede für sich und unabhängig von den andern arbeitend, und jede unter separater Leitung, so würde er Dich für einen Narren halten, und er würde nicht ganz im Unrecht sein.“

Ein anderes vorzügliches Flugblatt, „Constitutional Socialism“ von C. Hart behandelt denselben Gegenstand also:

„A. und B. sind zwei Maurermeister, die zwanzig Kilometer von einander wohnen. A. bekommt einen Auftrag ganz nahe bei B.s Wohnung, und B. hat eine Arbeit dicht an der Wohnung von A. Das ganze doppelte Hin- und Hergeschleppe der Leitern, Kalkmulden und Utensilien ist verlorene Arbeit, — Arbeit, die, da dieses System allgemeine Verbreitung hat, den Bau einer ganzen Menge unnützer Transportwagen bedingt. Ähnliches gilt von massenhaften Kaufleuten, Reisenden und Händlern, die sich in jeder Stadt kreuzen.

Jeder Staat braucht große Quantitäten allerhand einheimischer und ausländischer Produkte. Anstatt daß man da, an der Hand der Statistik, sich mit dem ungefähren Bedarf vertraut macht, und dann durch Schreiben einiger Briefe, die gewünschten Quantitäten

an eine große Zentralstelle zur Verteilung an die Läden beordert, haben wir so und so viel tausende Kaufleute und Mäkler, wovon jeder unzählige große und kleine Posten bestellt, wobei das kleine Pöstchen gerade so viel Bureauarbeit erfordert, als der eine große Posten, — es muß darum geschrieben, es muß eingetragen und muß bezahlt werden. Da man nun unter der sozialistischen Einrichtung hundert große Posten auf einmal bestellen würde, eine große Summe bezahlen, anstatt hundert oder tausend kleine Sümmchen, und hundertfach weniger Korrespondenz und Buchführung haben würde, als jene Kaufleute, so ist es klar, daß fast die ganze Arbeit aller der unzähligen, die von ihnen abhängen, umsonst ist, — die Arbeit jener, die die unnütze Korrespondenz und Buchführung besorgen, die die unnützen Comptoirräume bauen, die die unnützen Kassaschränke, Schreibstubeneinrichtungen, Geschäftsbücher, Papier u. s. w. machen, die die unnützen Fuhrwerke bauen und lenken, die die unnützen kleinen Banken zur Zahlung jener kleinen Tratten einrichten, die dann ihrerseits wieder mehr unnütze Korrespondenz und Buchführung besorgen, die die unnützen Geschäftsbriefe befördern und abliefern, die als unnütze Arbeiter und Träger thätig sind, u. s. w., u. s. w. Der Sozialismus würde nicht alle diese Leute beseitigen, wohl aber solche, die so unnütze Arbeiten verrichten."

Bis vor etlichen fünfunddreißig Jahren war der Telegraph in England in den Händen von Privatgesellschaften die miteinander konkurrierten. Seitdem er aber Staatseigentum geworden ist, und dessen Betrieb nicht mehr von dem Bestreben der Aktionäre, Dividende zu bekommen, geleitet wird, freut sich dieses Wesen einer solchen immensen Ausdehnung und Anwendung, daß man dies wohl als Beispiel davon anführen darf, was in anderen Branchen unter Staatskontrolle sich erzielen ließe.

Die erhöhten Kosten und die Vergeudung von Arbeitskraft sind nicht die alleinigen Nachteile, welche das Konkurrenzwesen mit sich bringt. Man muß auch ferner den enormen Nutzen dazu rechnen, welchen die Privatfirmen verdienen, einen Nutzen, der den Taschen der Arbeiter entwendet wird, um in die Taschen der Nichtproduzenten zu wandern, von welchen er vergeudet wird, wie ich später nachweisen werde.

Ein weiteres Übel, welches daraus entsteht, wird von Hyndmann in seinem Flugblatt „Socialism and Slavery" gut geschildert.

„Nehmen wir nur ein Beispiel davon, wie unser gegenwärtiges System allen Klassen Nachteil und Unheil bringt. Überall finden von Zeit zu Zeit industrielle Krisen statt, und vermehren sich solche Krisen bei jeder folgenden Generation. Die verbesserten und vermehrten maschinellen Einrichtungen und die Erleichterung des Transports und des Verkehrs dienen nur dazu, die Lage der Arbeiter in allen Ländern noch prekärer zu machen. Die oft wiederkehrenden Geschäftskrisen stören die Aussicht auf Fortbeschäftigung einerseits, während andererseits die Arbeiter in der steten Gefahr schweben, durch die Erfindung und Anwendung neuer Maschinen sich auf die Straße gesetzt zu sehen.*) Diese Geschäftskrisen haben ihre Ursache in dem Wesen unseres jetzigen Produktionssystems. Nach Ablauf einer Periode von großer Flauheit werden die Geschäfte wieder belebter, reichlich fließen die in- und ausländischen Aufträge zu. Jeder einzelne Fabrikant und Geschäftsmann will die verbesserte Lage der Dinge so gut wie möglich ausnützen. Da wird fest geschafft und fabriziert, ohne Rücksicht auf die Zukunft, und ohne irgend ein Abkommen mit Kollegen zu treffen. Arbeiter werden überall begehrt, in Fabriken, Werkstätten, Schiffswerften und Gruben; alles geht in die Höhe, die Spekulation nimmt überhand, neue Maschinen werden eingeführt, um die Arbeit zu ersparen und die Leistungsfähigkeit zu vergrößern. Es geht alles wie geschmiert, und die Arbeiter arbeiten einander schön in die Hand, so daß eine riesige Menge Zeug fertig wird. Die Arbeiter haben aber nicht die geringste Kontrolle über die fertige Ware. Der Verkauf findet ausschließlich zu Gunsten der Arbeitgeber statt, die, um ihre Stellung behaupten zu können, gezwungen sind, mit allen möglichen Mitteln mit einander zu konkurrieren. Es währt nicht lange, so ist eine Überschwemmung der Märkte mit allerhand Waren da. Die Leute, die dann bald in der ganzen Welt arbeitslos dastehen, sind nach Millionen zu zählen, Leute, die ihre nützliche Arbeit recht gerne gegen das bloße

---

*) Durch die Schriftsetzmaschine sind jetzt in Amerika tausende von Schriftsetzern brotlos geworden. Ein ähnliches Schicksal bedroht die Arbeiter und Arbeiterinnen einer der ersten Industrien in der ganzen Welt — der Textilindustrie. Bisher hat jeder Webstuhl eine Arbeitskraft zur Beaufsichtigung gebraucht: von der neuesten Einrichtung verspricht man sich, daß ein Arbeiter zwanzig Webstühle beaufsichtigen kann — somit von zwanzig Leuten neunzehn überflüssig werden. Anmerk. des Herausgebers.

tägliche Brot umtauschen würden, die aber die Kapitalisten nicht beschäftigen können, weil die von ihnen verursachte Warenüberschwemmung ein Hindernis im Wege der rentabelen Fortproduktion ist."

Demnach hat die Konkurrenz die Wirkung, daß sie wenigstens zeitweise die Warenpreise in die Höhe treibt, die Löhne herabdrückt, und unzählige Leute arbeitslos macht.

Einen großen Übelstand des Konkurrenzsystems finden wir auch ferner in der häufigen Ausbeutung von neuen Ideen seitens des Kapitals. Unter diesem System bleibt ein neues Verfahren, ein „Geschäftsgeheimnis" des betreffenden Fabrikanten und wird nur zu Gunsten dieser einen Firma angewandt.

In seiner Schraubenfabrik wendet Mayer ein verbessertes Verfahren an, wodurch er die Hälfte der bisherigen Arbeiter entbehren kann. Er sagt den Konkurrenzfirmen Müller und Schmidt nichts davon, sondern bietet seine Schrauben wohlfeiler an und will das ganze Geschäft an sich ziehen. Wollen wir hier auf die Wirkung einer derartigen Neuerung unter dem System der Konkurrenz und unter dem Sozialismus näher eingehen.

Sagen wir, daß die Arbeitslöhne fünfzig Prozent bei dieser Fabrikation ausmachen, und daß durch das neue Verfahren die Hälfte der Löhne wegfällt. Dann hätte Mayer fünfundzwanzig Prozent mehr Nutzen, als Schmidt und Müller. Nun entläßt der Mayer die Hälfte seiner Arbeiter, und er verkauft sein Fabrikat um zehn Prozent billiger als bisher. Die Resultate seiner Handlungen sind folgende:

1. Das Publikum bekommt seinen Schraubenbedarf um zehn Prozent wohlfeiler.

2. Mayer hat einen Mehrnutzen von fünfzehn Prozent.

3. Müller und Schmidt verlieren ihre Kundschaft.

4. Die Hälfte der Arbeiter Mayers wird entlassen.

5. Wenn es dem Mayer gelingt, das ganze Geschäft an sich zu reißen, und Müller und Schmidt kaput zu machen, so wird die Hälfte der Arbeiter letztgenannter Firmen brotlos gemacht. Dazu wird der Mayer wahrscheinlich dann den Preis der Schrauben etwas erhöhen, und also den ganzen Nutzen des neuen Verfahrens für sich allein ernten.

Und dabei wollen wir den Umstand nicht übergehen, daß

der Mayer wahrscheinlich sein Verfahren einem armen Schlucker um ein paar hundert Mark abgekauft hatte.

Auch damit hört das Übel noch nicht auf. Es giebt Geschäftszweige, in welchen die Kapitalisten einen Fond unter sich haben, der den Zweck hat, die Erfinder tot zu machen. Man sucht dieses Ziel durch Chikane und durch Anhängen kostspieliger Prozesse bei Gericht zu erzielen, so daß ein Erfinder seine Erfindung oft gar nicht ausbeuten kann, wenn er nicht über sehr viel Geld verfügt.

Betrachten wir nun die Wirkung eines derartigen neuen Verfahrens unter der sozialistischen Einrichtung. Ein Arbeiter macht die betreffende Erfindung. Als Belohnung bekommt er eine Medaille, auch erhält die Erfindung oder das Verfahren den Namen des Erfinders. Die Erfindung selbst fällt der Gesamtheit zu. Was sind nun die Folgen? Die Schrauben werden um fünfundzwanzig Prozent wohlfeiler hergestellt, und das Volk hat den Nutzen davon. Entweder kann man die Arbeitsstunden in solchen Fabriken auf die Hälfte reduzieren, oder man verwendet die Hälfte der Arbeiter bei anderen Beschäftigungen, wie z. B. bei der Bodenkultur. Unter allen Umständen hätte das Volk den Nutzen davon, und die Folge eines jeden neuen verbesserten Verfahrens würde entweder die sein, die Arbeitsstunden zu kürzen, oder den nationalen Wohlstand zu vermehren.

Ohne Zweifel werden manche unserer so arg praktischen verständigen Freunde sich darüber lustig machen, daß der Erfinder keinen größeren materiellen Erfolg erhalten soll, als eine lumpige Medaille und einen Namen Dabei aber darf man verschiedene Sachen nicht außer acht lassen. Erstens hat der Erfinder von vorne herein alle die materiellen Genüsse, die er braucht; zweitens, wenn er Geld bekäme, hätte es keinen Wert für ihn, denn er könnte es gar nicht ausgeben; drittens hat er gar keine Veranlassung für die Zukunft zu sorgen, da er doch die Versicherung hat, daß der Staat für ihn und seine Angehörigen sorgen wird.

Übrigens kannst Du Deine so arg praktischen Freunde daran erinnern, wie selten es vorkommt, daß die wahren Helden und Heldinnen der Rettungsbote, der Krankenhäuser, der Kohlengruben, der Schlachtfelder so viel bekommen, daß sie einmal eine Medaille oder einen Namen erhalten. Wie viele heldenmütige Vaterlands-

verteidiger hat es gegeben, die nachher in der größten Armut und in Not und Elend gestorben sind.

Nur noch ein Beispiel der bösen Wirkung der Konkurrenz, und dann bin ich zu Ende. In einem Zeitungsartikel klagte unlängst ein Kaufmann über die Fälschung, und schrieb unter anderem: „Kaum habe ich eine wirklich vorzügliche echte Ware auf den Markt gebracht, so kommt ein Konkurrent mit einer Nachahmung daher, die er billiger anbietet. Um meine Stelle behaupten zu können, bin ich genötigt, wieder wohlfeiler als er zu verkaufen. Dies kann ich aber nicht thun, wenn ich dabei noch etwas verdienen will, und so sehe ich mich veranlaßt, die Ware ein bißchen zu fälschen. Der andere weiß den Geschäftskniff und thut natürlich ähnliches. So geht es immer weiter, die Ware wird immer schlechter, immer billiger bis schließlich niemand sie kaufen mag. Dann fange ich wieder von vorne an, indem ich die ursprüngliche gute Ware unter einem anderen Namen einführe, und wir machen denselben Kreis wieder durch."

Jedermann, der die geringsten Geschäftskenntnisse besitzt, weiß welche allgemeine Verbreitung diese spitzbübische Gewohnheit, die Waren zu fälschen hat, eine Untugend, die ausschließlich die Konkurrenz auf dem Gewissen hat.

---

17. Brief.

Der Sieg der Tüchtigsten.

Es ist eine irrige, gefährliche Anschauung, daß, weil das Tier- und Pflanzenreich im allgemeinen durch den Kampf ums Dasein, und durch den damit bedungenen Sieg der Widerstandsfähigsten, entschieden Fortschritt im Bezug auf die Organisation gemacht hat, die Menschen daher, als ethische Geschöpfe, auch zu denselben Mitteln in ihrem Bestreben nach Vervollkommung greifen müssen. Die Ausübung der ethisch besten Eigenschaften bedingt ein Betragen, welches in allen Punkten das Gegenteil von dem ist, welches im Tierleben zum Erfolg führt. An der Stelle von rücksichtslosem Hervordringen

erfordert sie Selbstüberwindung und Bescheidenheit. Anstatt daß alle die anderen gröblich beiseite geschoben, oder mit Füßen getreten werden, wird verlangt, daß man nicht nur seine Mitmenschen achte und schätze, sondern daß man ihnen behülflich werde. Diese ethischen Eigenschaften sind weniger auf das Überleben der Widerstandsfähigsten gerichtet, als darauf, daß möglichst viele in den Stand gesetzt werden, zu überleben: sie wollen nichts wissen, von der gladiatorischen Theorie der Existenz. Sie verlangen, daß jeder, der die Vorteile einer Einrichtung genießt, sich seiner Schuld bewußt sei gegen diejenigen, die dieselbe mühsam geschaffen haben. Durch das Nichtgeltenlassen solcher Rücksichten ist es dahin gekommen, daß der fanatische Individualismus unserer Zeit die Analogie des tierischen Kampfes dem menschlichen Leben anpassen will. Huxley.

Nehmt hin die Welt! rief Zeus von seinen Höhen
Den Menschen zu; nehmt, sie soll euer sein.
Euch schenke ich sie zum Erb' und ewigen Lehen;
Doch teilt euch brüderlich darein. Schiller.

Ein beliebtes Argument der Anhänger des Individualismus ist die Theorie im Bezug auf den Sieg, das Durchdringen des Kampffähigsten. Sie behaupten, daß diejenigen, die unterliegen deswegen verunglückten, weil sie das zum Erfolg nötige Zeug nicht besitzen; und daß solche, denen es gelingt etwas mehr Geld zusammenzuraffen, es dahin bringen, weil sie tüchtiger sind. Sie sagen es sei ein Naturgesetz, daß die Schwächeren zu Grunde gehen müssen; — also zu Grunde mit ihnen ohne Erbarmen.

Die Bewohner der Hütten und Löcher der Armen wohnen dort, weil sie nicht tüchtiger sind, und weil sie sich nicht dazu eignen bessere Wohnungen inne zu haben. Graf Taugenichts bewohnt ein Palais, weil die hervorragenden geistigen und sittlichen Eigenschaften eines solchen Mannes ihn naturgemäß in ein Palais hinein heben.

Mozart lebte in größter Armut und er ruht in einem unbekannten Grabe. Gutenberg wurde von seinem Finanzmanne ausgebeutet, der die ganze Druckereieinrichtung erbarmungslos an sich zog und den Gutenberg als Bettelmönch sterben ließ. Dem Andreas Hofer ging es als Wirt so schlecht, daß es Leute genug gab, die meinten er war deswegen für den Aufstand eingenommen, weil er aus der Verwirrung einen Nutzen für sich zu ziehen hoffte. Kepler war sein ganzes Leben hindurch arm, Pestalozzi hat es nicht zu Reichtum gebracht, Adam Kraft starb verlassen und völlig mittellos. Jakob Stainer der Vater der deutschen Geige, starb in Armut

und Wahnsinn. Lauter untüchtige Leute, die scheinbar nichts los hatten und kein besseres Los verdienten.

Der Komponist dagegen der eine gefällige Operette komponiert, verdient rasch Geld; der Fabrikant, der irgend eine Bagatelle patentiert, an der die Caprice der Nation Gefallen findet — einen Spazierstock, Fingerhut neuer Art, Zigarrenabschneider, oder elektrische Schuhriemen — wird bald Millionär und Kommerzienrat. Yvette Guilbert, die beliebte Sängerin der Pariser Cafés chantants, hat eine Million Francs in sechs Jahren zurückgelegt und erhielt unlängst 20,000 Francs per Woche für ihr Auftreten in New York.

Jay Gould besaß unermeßliche Reichtümer und übte enormen Einfluß aus. Jean Paul war arm, lebte in ganz kleinen Verhältnissen und übte gar keine Protektion aus. Aber vielleicht der schlagendste Beweis für die Richtigkeit der Lehre des Siegs der Tüchtigsten und Geeignetsten ist der Umstand, daß der Mormonenprophet Brigham Young reich war, und in Pomp und Luxus lebte, während Christus gar nichts besaß und schließlich eines Schandtodes starb.

Die Rechtfertigung dieser Sachen ist in dem wunderbaren Gesetz zu suchen, daß es überall die Tüchtigsten und Widerstandsfähigsten sind, die den Sieg davon tragen. Dieses Gesetz bedarf aber noch einer Auslegung. Von verschiedenen Pflanzen oder Tieren werden diejenigen überleben, welchen die vorhandenen Lebensbedingungen am besten zusagen. Die Frage der erfolgreichen Wirkung von diesem oder jenem hängt also von den Verhältnissen ab, unter welchen die Leute ihren Kampf ums Dasein führen.

Nach dem Naturgesetz hat derjenige die meiste Aussicht auf Erfolg, der am meisten in Einklang mit der vorhandenen Umgebung sich fühlt. Unter einem Räubervolk, das durch Gewaltthaten lebt ist der Erfolgreiche ein Mann ganz anderer Art als der Erfolgreiche bei einer Nation von Krämern, wo Wildheit und körperliche Kräfte nicht so in Betracht kommen als Berechnung und Geschäftssinn. Wenn es daher heißt die Armen seien arm, weil sie sich zum Erfolg nicht eignen, so heißt das nur so viel, als daß sie unter den obwaltenden Lebensbedingungen sich zum Erfolg nicht eignen. Bei anderen Verhältnissen und Einrichtungen könnten sie es vielleicht weiter bringen. Wenn die heutigen Lebensbedingungen die richtigen sind, dann sind die Armen freilich in Un-

recht; wenn sie aber nicht die richtigen sind, dann geschieht den Armen großes Unrecht.

Diese Theorie im Bezug auf den Sieg der Tüchtigsten ist keine Antwort auf die gegen die heutigen Einrichtungen gestellte Klage, sie läßt die Frage, ob die Schuld die Armen oder ob sie unsere Einrichtungen trifft, völlig unberührt.

Die einmal vorhandenen Verhältnisse begünstigen den Erfolg einer bestimmten Art von Menschen. Andere gegebenen Verhältnisse begünstigen den Erfolg von einer ganz anderen Art Leute. Welche Gesellschaftseinrichtung sollen wir die beste, die empfehlenswerteste nennen, diejenige, die einer niederen Art von Menschen den Vorrang giebt, oder diejenige, welche diesen Vorrang der höchsten, edelsten Art von Menschen einräumt?

Man wird wohl zugeben, daß die edelste Art diejenige ist, welche am ehesten zu überleben verdient. Sollten demnach die Verhältnisse nicht so gestellt sein, daß alle die schönsten und edelsten Eigenschaften des Menschen jede mögliche Anregung und Begünstigung fänden, während die gewöhnlicheren, weniger lobenswerten Eigenschaften mehr im Hintergrund zu bleiben hätten? Dieses wird gewiß wünschenswert erscheinen, und nun möchte ich die Frage aufwerfen, ob das Gesetz von dem Sieg der Tüchtigsten, wie es bei uns gehandhabt wird, zu Gunsten oder zu Ungunsten der Menschheit wirkt? Seit hunderten von Generationeu haben wir die Gepflogenheit gehabt solche Menschen wie Bruno und Paulus und Sokrates und Huß, und Johanna d' Arc zu mißhandeln, zu foltern, ins Gefängnis zu werfen und umzubringen; während wir andererseits Menschen wie Alexander und Napoleon, Jay Gould und Rothschild, zu unseren Helden gemacht und sie mit Ehren überschüttet haben.

Soll dies ewig so fortgehen? Sollen wir ewig fortfahren das Blutvergießen, den Wucher und die Intrigue andächtig anzubeten? Von den niedrigsten, rücksichtslosesten, und schlechtesten Menschen soll es stets gelten, daß sie sich am besten zum Erfolg, zur Fortdauer eignen? Soll die Gewalt immer den Vorrang vor Herzensgüte und Menschenliebe einnehmen? Werden wir nie aufhören unsere falschen Propheten anzustaunen und ihnen zu folgen, nie aufhören, den Christus zu kreuzigen und solche zu verhöhnen und gering zu schätzen, die in seinem Sinne lehren?

Gegen ein Naturgesetz läßt sich nichts machen, und niemand mit gesundem Verstand stellt sich gegen ein solches Gesetz. Es geziemt uns aber, eine Sache zu prüfen und nicht blindlings uns einer Auslegung seitens kurzsichtiger verinteressierter Menschen zu unterwerfen, und diese Auslegung als ein unerbittliches Naturgesetz anzusehen. Im vorliegenden Falle fangen wir mit der Frage an, ob das Naturgesetz, nach welchem die Tiere auf Raub ausgehen, irgend eine berechtigte Anwendung im Leben der Menschen hat und als Gesetz bei den Menschen gelten kann? Wir haben es mit keiner spitzfindigen Untersuchung zu thun. Wir wissen, daß der Unterschied zwischen Menschen und Tieren sehr groß ist, und daß wir eine Menge Sachen besitzen, die die Tiere nicht haben. Wir haben Geist und Gemüt, während die Tiere nur Instinkt haben. Wir haben Sprache und Einbildungskraft, Religion, Wissenschaft, Geschichte; wir streben nach vollkommener Entwickelung in jeder Beziehung. Vor allem aber hat die Natur dem Menschen Vernunft geschenkt, damit er bei der Lösung aller Probleme des Lebens seine Denkkraft und die Erfahrungen, welche die Geschichte, und die sein Leben lehren, anwende. — Der Mensch muß von der Vernunft geleitet werden und nicht von einem Raubgesetz, wie das bei den Tieren der Fall ist. Der Unterschied zwischen der Vernunft des Menschen und dem Instinkte des Tieres ist das Maß der Erhabenheit des Menschen über dem Tier. Die Vortrefflichkeit des einzelnen im Verhältnis zu seinen Mitmenschen ist das Maß seiner Vorzüge vor anderen. Insofern eine Einrichtung und eine Leitung von Volksangelegenheiten Anspruch auf mehr Vernunft und mehr Gerechtigkeit machen kann, als eine andere Einrichtung, in dem Maße eignet sich die erste, am Ende den Erfolg davon zu tragen.

Das Gesetz von der Fortdauer des Geeignetsten findet also Anwendung auch bei den Menschen, nur wirkt es ganz anders als bei den Tieren. Unsere gegenwärtige Einrichtung legt ein Naturgesetz auf eine ganz irrige und unnatürliche Weise aus, und will die Menschheit auf nur grobe materielle Art leiten. Welche Sorte von Menschen sollen wir als die Geeignetsten gelten lassen? Sehr viel hängt von unserer diesbezüglichen Antwort ab.

Alle Reichtümer stammen von der Ausbeutung her. Würde man die Gesetze, welche Diebstahl und Gewaltthaten bestrafen, auf-

heben, so hätte man bald einen Zustand der Anarchie. Dann würde es überall heißen: Der Sieg dem Stärkeren. Und die Schwächeren müßten schonungslos unterliegen und zu Grunde gehen. Das wäre in der That eine Verwirklichung der Lehre vom Sieg der Tüchtigsten. Dann würden die Leute, die mit der meisten körperlichen Kraft, und mit den besten Waffen ausgerüstet wären, den Schwächeren und den Verzagten ihre Habe gewaltsam entreißen. Einen solchen Zustand würden wir alle einen Zustand des puren Raubes nennen. Der Handel ist aber nichts anderes als ein Kampf, bei welchem Geschicklichkeit und Gewandtheit die Waffen sind, und das Endresultat ist der Raub, kraft der Anwendung von Pfiffigkeit anstatt von physischer Gewalt. Und bei dem Raub, in der einen sowie in der andern Gestalt, haben stets diejenigen den meisten Erfolg, welche nicht zu den höheren und besseren Arten von Menschen zu zählen sind, und die grob und rücksichtslos vorgehen. Im Zweikampf hätte Sokrates nicht viele Chancen gegen einen trainierten Wettkämpfer; im Handel wäre Christus dem Jay Gould nicht gewachsen, und er würde von letzterem bald übervorteilt und ausgebeutet werden.

Die Anhänger der Lehre vom Siege der Passendsten wollen alles durch „Naturgesetze" erklären, und wenn einmal eine Änderung der Landesgesetze zu Gunsten der Armen und Beladenen gewünscht wird, dann rufen diese aus: „Das geht nicht; wir haben es da mit einem Naturgesetz zu thun, und da läßt sich nichts daran ändern". Und doch haben wir Gesetze, und sie sind jenen gescheiten Leuten recht. Wenn wir die Aufhebung der Landesgesetze beantragen würden, so würden sie uns Anarchisten nennen. Was sind sie aber für Leute, die nur ihr Heil in Naturgesetzen suchen und gleichzeitig doch auch menschliche Gesetze wollen?

Steht denn ein wirkliches Hindernis im Wege der Beschaffung einer Kommune mit allgemein gerechten Bedingungen? Giebt es irgend ein Naturgesetz, welches den Fleißigen das tägliche Brot vorenthält, und den Wohlhabenden immer mehr und mehr Reichtümer aufdrängt? Wenn es ein Naturgesetz giebt, welches Vergeudung und Not bedingungslos hervorruft, so möchte ich dasselbe sehr gerne kennen lernen. So weit meine Beobachtung geht, bekämpft die Natur diese ungleiche und ungerechte Verteilung. Sie bestraft unparteiisch die Schwelgerei einerseits und die Entblößung andererseits.

Dem reichen Faulenzer und dem Gourmand sendet sie Gicht, Fettsucht, oder derartige Krankheiten, während sie den Hungerleider und den Überarbeiteten mit der Schwindsucht und der Erschöpfung heimsucht. Dem Geizhals giebt sie den Midas-Fluch und sein Herz umwandelt sie in Gold; und auf den Trunkenbold und Wüstling drückt sie den Stempel des Tierischen. Überall mahnt die Natur zur Mäßigkeit. Wie soll man dann die Anhäufung großer Reichtümer, wie soll man ausschweifende Genüsse im Namen der Natur rechtfertigen? Wie kann man sagen im Bezuge auf die Millionen Armen und Unglücklichen, die infolge der harten unnatürlichen Lebensverhältnisse frühzeitig sterben, daß sie die Opfer der Naturgesetze sind?

Wer hat ein Interesse daran, daß die Armen leiden? Erwächst irgend einem Menschen auf der Welt ein wahrer Vorteil aus all' den Sorgen und Mühen, aus dem Kummer der Armen? Auf der Ungerechtigkeit ruht einmal der Fluch, und sie hat noch niemanden wieder den Segen gebracht, noch wird sie ihn je bringen. Derjenige, der eine Ungerechtigkeit begeht, büßt an seinem sittlichen Wesen dafür ein. Gewonnen hat er nichts, wenn er auch dabei Geld profitiert hat. Denn niemand kann mehr brauchen als er nötig hat, und eine gerechte Verteilung würde jedem Menschen so viel zusichern. Alle diejenigen, denen Unrecht geschieht, leiden darunter, und gleichviel, ob diese viel oder wenig sind, leidet die Gesamtheit unvermeidlich mit darunter.

Der Sieg der Tüchtigsten ist eine Sache, die lediglich von den derzeitigen lokalen Umständen abhängt, und die bei der Frage des allgemeinen Wohles eines großen Volkes nicht viel in Betracht kommen kann. Ein solcher Ausdruck ist nur ein anderer Name für die Anarchie. In der menschlichen Gesellschaft heißen uns Gesetze, sowohl der Sittlichkeit wie der Gesetzgebung, Rücksicht auf andere nehmen. Jenes unbegrenzte Recht des einzelnen ist also Anarchie, und muß stets, wie das in der Natur der Sache liegt, von schlimmer Wirkung sein, denn in diesem sozialen Krieg werden die niedrigeren rücksichtsloseren Menschen immer die meiste Aussicht auf Erfolg haben.

Der Mann, der diese Lehre glaubt und lehrt, sollte eigentlich gar nichts mehr in seinem Garten machen, sondern denselben sich selbst überlassen, und ruhig zusehen, wie die Rosen und das Un-

kraut um den Vorrang kämpften, bis einmal die Tüchtigsten und Widerstandsfähigsten den Sieg davon trügen.

---

18. Brief.

Der Sozialismus und der geistige Fortschritt.

Euere jetzige Art ist die, — man beauftragt einen spitzbübischen Architekten, einen spitzbübischen Maurermeister zu bestellen, dessen spitzbübische Gesellen dann einen dummen greulichen Bau in ungesunder Umgebung hinstellen, der eines schönen Tages einstürzen wird, nachdem der bestechliche, spitzbübische Bauinspektor ihn für gut und sicher befunden hat. Ruskin.

Es wird sehr häufig der Einwand gegen den Sozialismus gemacht, daß er den Fortschritt auf dem Gebiet des Geistes hemmen und sogar vernichten würde. Ein Passus eines von einem sehr geschätzten angesehenen Manne gegen den Sozialismus gerichteten Artikels lautet also:

„Ich stehe dem Sozialismus feindselig gegenüber, weil er auf den Impuls vernichtend einwirken würde, welcher in reichem Maße die geschickten Leute heranbildet, die zum Wohl der Gesellschaft als Ärzte, Professoren, Ingenieure u. s. w. dienen. Wenn die große Armee von sozialistischen Beamten nur den gleichen Lohn erhalten soll als der Taglöhner und der Knecht, so kommen diese Beamten leicht in die Versuchung lange Finger zu machen und die nationalen Vorräte anzugreifen.“

Der erste Satz hier verrät sonderliche Unkenntnisse der menschlichen Natur; der zweite Satz einen auffallenden Mißbegriff von dem Sozialismus. In diesem ist die Rede von der „großen Armee der Beamten unter dem Sozialismus,“ als wenn es bei dieser Einrichtung so furchtbar viele Beamten geben müßte. Eugen Richter in seiner Broschüre, „Sozialistische Zukunftsbilder“ verrät denselben komischen Mißbegriff.

Nun würde thatsächlich gerade das Gegenteil der Wahrheit

entsprechen, denn unter dem Sozialismus würde es möglichst wenig Beamte, und möglichst viele Arbeiter (im ausgedehnten Sinne des Wortes) geben. Ich glaube nicht, daß die Beamten bei der Post und bei Staatseisenbahnen verhältnismäßig zahlreicher sind, als bei Privatgeschäften. Drollig ist es aber, daß die Leute, die jener Meinung sind, nicht sofort einsehen, wie entsetzlich viele nutzlose Beamte bei dem jetzigen System alle Branchen des Geschäftes und des Handels belasten. Denn was sind sonst fast alle die Buchhalter, Reisende, Commis, Agenten, Verkäufer, Kapitalisten und ähnliche kostspielige und nutzlose Menschen als eine „große Armee von Beamten“? Man werfe hier einen Blick auf das die Konkurrenz behandelnde Kapitel zurück, und dann erwäge man, ob ein noch so mangelhaft eingerichtetes und geleitetes sozialistisches System die Zahl der gutbezahlten nutzlosen Nichtproduzenten vermehren könnte.

Vielen Leuten ist die Idee schrecklich, daß ein tüchtiger Arzt z. B. nicht mehr erhalten soll als ein Straßenreiniger. Diese Auffassung der Bezahlung ist auf zwei irrige Anschauungen zurückzuführen. Erstens hat man sich im Laufe der Zeit so sehr daran gewöhnt, daß des Menschen Verdienst lediglich mit Geld zu bezahlen sei, daß man es gar nicht fassen kann, daß man unter dem Sozialismus einen für das, was er ist, oder was er thut, in Ehren halten würde, und nicht für das, was er bekommt. Zweitens haben wir uns so daran gewöhnt, die Leute, welche die schwereren geringeren Arbeiten verrichten, überarbeitet, schlecht bezahlt, und geringgehalten zu wissen, daß uns die Auffassung schwer wird, daß unter dem Sozialismus jeder Arbeiter human und gerecht behandelt, und als Mensch geachtet würde. Wenn wir aber diesen oft gemachten Einwand nehmen und ihn umgekehrt anwenden, so müssen wir zugeben, daß es einst ganz erträgliche Verhältnisse für den Durchschnittsmenschen werden, wenn der Ackermann und der Straßenreiniger nicht schlechter daran sind als der Arzt und der Ingenieur.

Es ist auch ferner eine drollige Idee, daß, wenn ein Beamter nicht mehr erhielte als ein gewöhnlicher Arbeiter er nachher ein Dieb werden, und die Staatsvorräte angreifen würde. Das macht den Eindruck als wenn man die „geschickten“ Leute, die doch als das Salz der Erde gelten, für gar nicht so besonders ehrlich hielte. Wenn heutzutage ein schlechtbezahlter Angestellter seinen Herrn

bestiehlt, so nennt man ihn einen Dieb, und steckt ihn ins Gefängnis. Da hört man nichts darüber, daß die ökonomische Einrichtung daran schuld ist, oder über den Umstand, daß die Konkurrenz den Mann gezwungen hat um den Lohn eines Straßenreinigers zu arbeiten.

Man darf aber hier nicht außer acht lassen, daß nur unter dem idealen Sozialismus es sich ereignen würde, daß der Beamte und der Taglöhner gleichgestellt würden. Folglich könnte der Beamte weiter nichts stehlen als Eßwaren, Kleider und derartiges. Da aber jedermann so viel davon haben würde, als er braucht, so will es einem nicht recht einleuchten, was der Beamte von seinem Diebstahl profitieren würde.

Jedenfalls wird diese Ansicht, daß der Sozialismus das Bestreben im allgemeinen und die Gewinnsucht stark beeinträchtigen würde, von sehr vielen Leuten geteilt. Man ist darüber einig, daß, so bald das menschliche Dasein aufhört, ein niedriger knickeriger Wettkampf um das Geld zu sein, so bald wird die Geschicklichkeit unseres Volkes erlöschen. Bald werden wir dann Barbaren, und das Stillen der bloßen einfachen Lebensbedürfnisse wird uns vollständig genügen.

So eine Anschauung kommt mir unendlich komisch vor. Die Leute, die dieser Meinung sind, haben im allgemeinen nicht viel gegen den jetzigen Zustand der Dinge hervorzuheben, sondern sind im ganzen damit zufrieden. Diese Zufriedenheit mit dem heutigen Stand der Dinge setzt voraus:

I. Daß die Höchsten und Edelsten des Menschengeschlechtes von der Habsucht geleitet werden. Dies ist nicht wahr.

II. Daß es die ersten und hervorragendsten Männer sind, welche die meisten Reichtümer zusammenraffen. Dies ist nicht wahr.

III. Daß das Volk Genüsse hat, die über die bloßen Bedürfnisse des Lebens hinausgehen, und daß es jetzt die Vorteile der Zivilisation und der Bildung genießt. Das ist ebenfalls nicht wahr.

IV. Daß der Sozialismus die Liebe zum Vaterland, und die Vortrefflichkeit auf geistigem und künstlerischem Gebiet beeinträchtigen würde. Das ist wieder unwahr.

V. Daß der Sozialismus dem Müßiggang Vorschub leisten würde. Das ist auch nicht wahr.

Wollen wir diese Sachen etwas prüfen und widerlegen.

Bekanntlich werden die Parlamentsmitglieder in England nicht honoriert. Von Zeit zu Zeit wird viel für und gegen diese Einrichtung gesagt und geschrieben, aber eins ist ganz sicher, nämlich daß ein Argument dagegen immer besonders schwer ins Gewicht fällt. Dies ist nämlich das beim Volke stark verbreitete Gefühl, daß durch Bezahlung der Volksvertreter man das ganze Parlamentswesen entschieden auf eine etwas niedrigere Stufe herunterdrücken würde. Man ist in der Sorge, daß man dann zweifelsohne geringeres Material bekäme als jetzt, wo die Abgeordneten keine Bezahlung erhalten. Es ist das also der Beweis, daß tüchtige und talentierte Männer der Nation eher der Ehre, als des Geldes wegen dienen wollen.

Nun wird dieser Beweis von genau denselben Leuten geführt, die behaupten, daß der Sozialismus den geistigen Ton der Nation dadurch herunterdrücken würde, daß er die durch die Gewinnsucht angespornte Thätigkeit beseitigen würde. Das sagen angesehene Staatsmänner.

Welche kleine Portiönchen Weisheit genügen, um die Völker zu regieren! Was soll man auf die Intelligenz, auf die Kenntnisse, und die Logik dieser „praktischen" Staatsmänner geben, die euch so imponieren? An einem Tage legen sie es klar dar, daß wenn man geschickten Leuten hohe Löhne nicht bezahlt, so hören sie auf zu arbeiten. Am nächsten Tag erzählen sie, daß wenn man feinen geschickten Leuten überhaupt etwas bezahlen will, so hören sie einfach auf zu arbeiten. Einmal sagen sie, daß es nur das Jagen nach Geld ist, das den Menschen thatkräftig, und bedeutend, und groß macht. Ein anderes Mal sagen sie, das Geld sei ein so schnödes Ding, daß wenn man den Parlamentsmitgliedern so etwas anbiete, so würde man den Staat bald ins Unglück stürzen, denn die besseren Leute würden ums Geld nicht arbeiten, sondern nur habsüchtige Abenteurer thun so etwas.

Was ist die eigentliche Triebkraft bei allem hohen geistigen Schaffen? Spielt die Aussicht auf Reichtum irgend eine Rolle bei der Schöpfung eines Dramas wie Hamlet, eines Werkes wie die Laokoongruppe, bei der Erfindung einer Dampfmaschine, einer Schnellpresse? Der wahre Künstler, der wahre Schöpfer wird hauptsächlich von seiner Liebe zur Kunst geleitet und angespornt, und er findet auch darin den größten Teil seiner inneren Befriedigung

und seiner Entschädigung. Für sein Sakramentshäuschen in der Lorenzkirche zu Nürnberg, die Arbeit von vielen Jahren, bekam Adam Kraft 770 fl. Etwas über hundert Mark erhielt Milton für sein Verlorenes Paradies. Kann die Gewinnsucht den Impuls zu einem zweiten derartigen Werk geben? Viele Verbesserungen auf maschinellem Gebiete werden von einfachen Arbeitern gemacht, die oft keinen Nutzen davon haben. Oder der Prinzipal patentiert die Idee, bezahlt dem Arbeiter eine Kleinigkeit, und verdient nachher große Summen.

War die Gewinnsucht der Beweggrund, der Sokrates veranlaßte über Philosophie vorzutragen, oder Shakeaspeare dazu brachte Dramen zu schreiben? Ist es ein Verdienst des Konkurrenzwesens, daß wir die Dampfmaschine, die Bergmannssicherheitslampe, den Telegraphen, und eine Menge solcher Sachen besitzen? War die Gewinnsucht die Ursache warum Darwin sein ganzes Leben der Wissenschaft widmete? Hat die Gewinnsucht uns alle die Geheimnisse der Astronomie klargelegt, alle die wichtigen und schönen Kenntnisse entfaltet, die wir über Wissenschaft und Natur besitzen? Verdanken wir dieser die Buchdruckerkunst, die Gemälde von Albrecht Dürer, die unsterbliche deutsche Musik, die Werke von Goethe und Schiller?

In der Ausübung seiner schöpferischen Thätigkeit wird der wahre Künstler hauptsächlich von seiner Liebe zu der Kunst getragen, begeistert und geleitet, und auch darin findet er sein Entgelt. Geld nimmt er freilich an, denn er muß doch leben, und das Geld ist heutzutage das Merkmal des Erfolges. Aber in seinem Innersten ist ihm die Kunst alles, und gleichviel, ob er Geld hat, oder ob er keins hat, ob er Anerkennung findet oder nicht, dient er nur seiner Kunst und betet sie an. Seine reichen Gönner nennt er Philister, und in seiner innersten Seele hegt er für sie nur Verachtung.

Dieses ewige kleinliche Geschwätz über das Geld, und über die Höhe der Bezahlung! Wozu nützt denn das Geld? Die gesamten Reichtümer von allen Nationen brächten es nicht fertig, nur eine einzige erhabene lautere Seele zu kaufen; alle die Narren in einem ganzen Lande können nicht Herr über einen einzigen tüchtigen Denker werden; die Gewalt aller Könige der Welt ist nicht imstande aus einem tapferen Manne einen Feigling zu machen, alle

die schablonierten abgerichteten Dummköpfe, welche die Nationalökonomie, und solche vernagelte Systeme liefern, können unsere Freiheit und unsere Kenntnisse nicht im mindesten fördern.

Wenn wir auch zugäben, daß das Geld das eigentlich richtige wünschenswerte Lebensziel und der Stachel zur menschlichen Thätigkeit sei, so scheint es doch, daß gerade die geschickten Männer diejenigen sind, die den Löwenanteil nicht bekommen. Es mag einem fatal erscheinen, daß ein Darwin kaum mehr Geld verdient, als ein Arbeiter, der Steine auf der Straße klopft. Dafür giebt es aber Leute, die Menschenherzen brechen, die weitaus mehr verdienen als jene geschickten Männer. Der Finanzmann Jay Gould z. B. wurde besser bezahlt und besaß mehr Reichtümer als Schiller und Koch und Carlyle und Galilei und Columbus und Gutenberg und Raphael und Beethoven und Sokrates und Christus alle zusammengenommen hatten. Bis zu dieser Höhe der Vervollkommnung haben wir also unser Bezahlungssystem gebracht!

Ist es der Fall, daß die besten und die tüchtigsten Leute heutzutage die am besten bezahlten sind? Erhalten die nützlichsten und die emsigsten Leute das meiste Geld? Machen die hervorragendsten, die edelsten, und die tüchtigsten Männer ihre Leistungen des Geldes halber, und werden solche reich? Schafft die große Klasse der Arbeiterbevölkerung ohne Rast um einmal reich zu werden? Hat die Liebe zum Geld irgend einen Menschen je zum Helden, oder zum Märtyrer gemacht, hat sie je eine Schlacht gewonnen? Thut der Mensch sein Bestes, wenn er durch die Liebe, das Ehrgefühl, die Pflicht, oder durch die Gewinnsucht angeregt wurde? Sinkt ein Genie vom Gelde entblößt, zum Niveau eines Narren herab? Wenn umgekehrt ein Narr viel Geld besitzt, kann man ein Genie oder sonst irgend etwas anderes als einen Narren aus ihm machen? Hat der Hang zum Geld eine Nation je groß und bedeutend gemacht, oder ist eine Nation, die reich und luxuriös ward, je groß geblieben?

Giebt es irgend eine Gesellschaft, die so vereint und so wirksam ist als die Familie? Die Familie bildet die schönste, stärkste, und glücklichste Art der menschlichen Gesellschaft, und in unmittelbarem Anschluß an die Einzelfamilie kommen dann die Reihen der Familien. Warum ist die Einrichtung der Familie eine so glückliche? Die Ursache liegt in dem Umstand, daß in der Familie

alles in genauem Widerspruch zu den Regeln der Nationalökonomie und zu der Lehre vom Überleben der Tüchtigsten gehandhabt wird. In der Familie herrscht die Liebe, die gegenseitige Unterstützung. Das schwächliche Kind wird nicht umgebracht, und nicht seinem Schicksal einfach überlassen; es wird vielmehr mit außergewöhnlicher Zärtlichkeit und Sorgfalt behandelt. Die ganze Leitung liegt in den Händen der Eltern, und wird nicht an denjenigen Verwalter verkauft, der das meiste Geld dafür hergeben will. Es kommt selten vor, daß Brüder direkte Geschäftskonkurrenten werden. Die Mädchen werden mit größerer Nachsicht behandelt als die Buben, nicht mit weniger, wie das in den Fabriken der Fall ist, und jedes Kind erhält einen gleichen Teil des zu verteilenden Vermögens.

Ich möchte hier einen Augenblick auf den am Anfang dieses Kapitels erwähnten, Artikel zurückkommen. Der Verfasser schreibt auch weiter:

„Unverhohlen scheint es mir, daß ein Oberlandesgerichtsrat oder der Redakteur einer großen Zeitung ein wertvolleres Element ist als ein Straßenkehrer, und daß es viel mehr Arbeit und Anstrengung kostet, ein berühmter Arzt oder Professor zu werden, als ein Steinbrecher. Jeder hervorragende Wissenschaftler, Jurist, Künstler hat wohl viele Jahre hindurch mühevolle Vorstudien machen müssen, wie solche bei dem Briefträger und dem Straßenbahnkutscher nicht nötig sind.“

Hier finden wir wieder die nämliche, komische Idee, daß Arbeit und der Menschheit geleistete hohe Dienste mit Geld zu belohnen seien. Es ist die Idee, daß, weil ein Mensch in der Lage ist, mehr oder besseres als die anderen zu leisten, er darum mehr Geld erhalten soll. Es ist die unbegreifliche Unfähigkeit, die Wahrnehmung zu machen, daß man von allem Geld der ganzen Welt nicht mehr Nutzen haben kann, als daß man die Bedürfnisse des Lebens deckt, denn jeder hat nur den einen Magen und den einen Körper.

Wenn nun jeder Mensch genug hätte, wäre das nicht ein erbärmliches Schauspiel, wenn die großen Leuchten der Wissenschaft und des Könnens, — das Salz der Erde — nach mehr schrieen? Warum soll der geschicktere Mann mehr haben, als der Durchschnittsarbeiter? Wenn dieser soviel bekommt, daß er seine

Bedürfnisse anständig decken kann, — und das sollte stets der Fall sein — wozu soll der Künstler mehr haben? Wenn der Arbeiter alles in Fülle hat, soll der Künstler einen Überfluß haben? Wozu das? Es hätte keinen Zweck, denn der Künstler braucht es nicht, und kann es nicht anwenden. Gegen den Arbeiter hat er so wie so unendlich viel voraus, denn sein Geschick, seine Kunst ist ihm eine nie versiegende Quelle der Freude, und sein Schaffen ist ihm ein Vergnügen und nicht eine Mühe. Ein wahrhaft edel angelegter Mensch würde nur verächtlich auf eine solche Belohnung blicken. Bei einer würdigen vollständig gesunden Auffassung der Sache, müßte es einen Helden nur beleidigend berühren, daß man ihm Geld und eitle Titel anböte, ungefähr als böte man ihm einen Kinderkuchen oder eine Rassel an. Die Tugend selbst ist die eigene Belohnung. Der Erfolg seiner Ausführung ist des Künstlers Lohn, und seine wahren Ehren sind in seinen Arbeiten zu suchen. Der wirkliche Held begehrt zu dienen, er begehrt nicht Bezahlung. Überall in der ganzen Welt ist „Ich dien'" das Motto des wahren Königs. Es thut not, daß man 'mal eine Liste von Biographien aufschreibt, damit Du, Schulze und Deine Genossen die wirklichen wahren Helden einmal ordentlich unterscheiden lernt. Heutzutage sind diese nicht recht zahlreich. Es ist ewig schade zu einer Zeit, wo das Erscheinen eines Helden recht not thäte, daß das Angebot aufgehört hat. Sonderbar ist's, daß die Helden gar nicht zum Vorschein kommen wollen, gerade jetzt, wo sie doch mehr Geld und mehr Beförderung haben könnten als je zuvor. Ich kann es mir nicht anders erklären, als durch den Umstand, daß scheinbar die Helden nicht im mindesten vom Gesetze von Nachfrage und Angebot berührt werden, und daß Geld und Ehren wenig Verlockendes für sie haben.

Bezahlung! Spricht die Bezahlung etwa mit bei dem edlen aufopfernden Berufe der Barmherzigkeit, welcher so viele Damen in den verschiedenen Konfessionen sich ausschließlich widmen? Diese edlen Geschöpfe wissen nichts von einer Bezahlung, dürfen nicht einmal das kleinste persönliche Geschenk annehmen, legen sich oft Entbehrungen auf, passen sich einer einfachen anspruchslosen Lebensweise, einer strengen Uniformierung an. Im Dienst der Liebe führen sie ihr schönes Werk im Stillen aus, fast unbeachtet von der großen Welt,

und widmen ihre Tage und Nächte dem Zwecke, der Menschen Leiden und Not zu lindern.

Entnehmen wir ein zweites Beispiel einem ganz anderen Gebiete, dem Sportsgebiete. Bei dem bekannten, vom ganzen Volk beliebten Spiel der Engländer, Kricket, ist es gebräuchlich, die Fachspieler völlig gleich zu honorieren. Im Bezug auf die Leistungen ist aber ein großer Unterschied zu konstatieren. Der eine ist ein weitaus besserer Spieler als der andere: er erhält zwar nicht mehr Geld, aber wird es deswegen weniger anerkannt, daß er besser spielt? Keine Idee.

Dasselbe gilt von jedem Gebiet der menschlichen Thätigkeit. Das Verdienst wird in gar keiner Weise, durch den Verdienst ausgedrückt. Eine einzige kleine Operette bringt dem Komponisten mehr Geld ein, als Beethoven während seines ganzen Lebens verdient hat. Aber solche Sachen rufen bei uns nie die geringste Konfusion, den leisesten Zweifel hervor, im Bezuge auf wahre Geisteshöhe.

Nehmen wir abermals das Kricketspiel als Beweis dafür, daß der Mensch sein möglichstes thut, auch da, wo er nicht mehr Geld erhält, als ein weniger geschickter Genosse. Wer einmal da zusieht, weiß zur Genüge, daß die Bezahlung nicht im mindesten in Betracht kommt. Andere Spieler, die auch beteiligt sind — die Dilettanten — bekommen gar nichts, aber sie strengen sich gerade so an, wie die bezahlten Fachspieler, und sind genau so eifrig bemüht, den Sieg davon zu tragen. Und so ist es überall: wenn der Mensch um Liebe oder Pflicht oder Ehre oder Ruhm arbeitet oder kämpft, so ist er eifriger und zäher als wenn er es um Geld thut, denn im ersten Falle zieht ihn sein ganzes Herz hin, und im zweiten nicht.

Noch einen Punkt des vorhin erwähnten Artikels möchte ich vorübergehend berühren. Der Verfasser ist der Ansicht, es sei ganz in der Ordnung, daß ein gewandter vielgesuchter Rechtsanwalt oder ein berühmter Spezialist einen höheren Lohn bekomme, da sein Beruf doch lange Jahre des Studierens erfordert hat. Also deswegen soll er jetzt mehr Lohn bekommen. Wieso? Stammen nicht alle Reichtümer von der Arbeit her? Wer hat diesen Anwalt, diesen Arzt, während der Studienzeit unterhalten? Die Arbeiter haben sie unterhalten, und daher stehen sie in der Schuld der

Arbeiter, und nicht umgekehrt. Über diesen Punkt habe ich hernach mehr zu sagen.

Inzwischen kehren wir zurück zur weiteren Besprechung der vorhin genannten fünf Voraussetzungen oder Glaubensartikel des heutigen Systems des Individualismus. Die ersten zwei davon haben wir bereits widerlegt. Der dritte Glaubensartikel nimmt an, daß das Volk ganz behaglich lebt, und für seine Verhältnisse nicht viel über Härte und Mangel zu klagen hat. So? Wie steht es denn mit den Arbeitslosen; wie steht es mit dem Lohne solcher, die nur untergeordnete Arbeiten verrichten; wie ist es mit der häufigen schamlosen, feigen, räuberischen Ausbeutung armer Hülfloser; wie steht es mit der Arbeit von Frauen und Kindern; mit den Webern, Bergleuten, und mit den Männern, Frauen und Kindern, welche die tausenderlei Kurz- und Spielwaren machen, deren Billigkeit der ganzen Welt rätselhaft ist? Wie lebt ein großer Teil der Nation; wie ist die Behausung vieler; wie steht's mit den Kellerwohnungen Berlins, mit den schlechten, kalten, feuchten, schmutzigen Hofwohnungen, und mit den durch halsbrecherische Stiegen zu erreichenden Dachstuben, wo die Armen zusammengepfercht sind? Die Herren, die die Völker „regieren“ — haben sie keine blasse Ahnung von allen diesen Dingen? Wie soll der Arbeiter in Mülhausener, oder Gladbacher, oder Aachener Fabriken von seinen 9—10 Mark Wochenlohn viel für die Wohnung ausgeben? Man lese Folgendes: „Während die Mansardenwohnungen (in Mülhausen) höchstens nur für eine Person Raum bieten, wurden von 160 Mansardenwohnungen, 85 von ganzen, und zwar bis zu 5 Personen starken Familien, 49 von 2 Personen, und nur 26 von einer Person bewohnt. Bei der gelegentlich der Maßnahmen gegen die Cholera in 1884 in den Arbeiterquartieren vorgenommenen Untersuchung habe man in einem einzigen Haus 6 Familien und einen einzelnen Arbeiter, im ganzen 42 Personen gefunden. Auch habe der Eigentümer dieses Hauses, ein Mann von dem schmutzigsten Geize, 58 Personen gegen eine kleine Vergütung auf stinkendem Stroh ein Lager gewährt.“*)

„Besonders ungünstige Verhältnisse liegen in einigen Häusern

*) Dr. Herkner, Die Oberelsässische Baumwollenindustrie und ihre Arbeiter.

Kochstraße und der Arndtstraße vor.*) (Leipzig.) Jede dort wohnende Familie verfügt nur über 1 Stube 3 m lange 2 m breit und 2,5 m hoch (!) und höchstens eine finstere Kammer. Küche und Abort sind für 5 Familien gemeinsam. In einer, aus einer halben Etage bestehenden Wohnung sind 5 Familien mit 22 bis 30 Personen zusammengedrängt. In einer zweifenstrigen Stube mit 2 Bettstellen ohne Betten und 1 Sofa wohnen 8 Personen, bestehend aus Mutter, Töchtern von 18, 17, 13, 9 Jahren, und Söhnen von 15, 7, und 2 Jahren. Im hinteren Seitengebäude eines Hauses der Ulrichstraße, 6 qm Fläche, wohnen 5 Personen und 2 Kostgänger am Tage, und schlafen 3 Personen, während 2 im Hausflur nächtigen. Das Aftermieterwesen hat in der Brandvorwerkstraße und Umgebung seine größte Ausdehnung gefunden. Familien von 5—8 Köpfen schlafen meist in einem Zimmer, vielleicht nur in 2 Betten. In einzelnen Häusern ist jede Etage in 6—8 Wohnungen geteilt, in denen sich wiederum Aftermieter vorfinden. Eine solche Etage zählt oft 30 Bewohner."**)

„Die Kellerwohnungen***) (Breslau) leiden noch besonders unter den eigentümlichen Boden- und Grundwasserverhältnissen. Die Vorstädte links der Oder stehen zum größten Teil auf sumpfigem Boden, und in diesem alluvialen Terrain steht das Grundwasser unter der Herrschaft der Oder resp. Ohle, und überflutet bei jedem Hochwasser die Kellersohlen der Oder- und der Sandvorstadt. In der Ohlauer Vorstadt herrscht noch der besondere Übelstand, daß ein Teil der neuen Schwemmkanäle anscheinend nicht breit und tief genug angelegt ist, infolge dessen bei plötzlichen starken Regengüssen auszutreten und die Souterrains buchstäblich unter Wasser zu setzen pflegt."

Thun, in seinem Werke, Die Industrie am Niederrhein, führt 14 Straßen in Aachen an, wo die Wohnungen der bessersituierten

---

*) Ganz besonders auch in dem Grundstück Sophienstraße 36 in Leipzig. Dort wohnen z. B. in einer Wohnung bestehend aus Stube, 2 kleinen Kammern und 1 Küche (Mietzins: 225 Mark): Mann, Frau, ein erwachsener Sohn, 1 Schlafbursche und 3 Schlafmädchen. In einer anderen Wohnung, bestehend aus Stube, 1 kleinen Kammer und Küche (Mietzins: 200 Mark): Mann, Frau, 5 erwachsene Kinder und 1 Kind von 8 Jahren.

Der Verleger: Reinhold Werther.

**) Otto Trüdinger, Die Arbeiterwohnungsfrage.

***) Honigmann, Die Wohnungsverhältnisse in Breslau.

Klassen sich befinden, und ebenfalls 14 Straßen des Arbeiterviertels. Die Durchschnittszahl der Personen per Haus im erstgenannten Viertel war 7,6; in dem Arbeiterviertel (es sind keine großen Häuser) 27,2. In größeren Häusern mit Hintergebäuden war das Verhältnis viel ungünstiger, und die Personenzahl 62, 68, 75, 83, 85.

Schnapper-Arndt (Fünf Dorfgemeinden auf dem hohen Taunus) schreibt wie folgt über die Wohnungsverhältnisse der Hausindustriellen der von ihm behandelten Gegend: „80 Prozent der in der Tabelle aufgeführten Personen schlafen in Wohnungen, die aus nicht mehr als einem Zimmer bestehen. Dabei kommt es auch zuweilen vor, daß die dichte Bevölkerung des einen Zimmers noch nicht einmal einer Familie im strengen Sinne des Wortes angehört, indem Schwiegereltern und junge Leute zusammenwohnen; hie und da, allerdings seltener, nimmt auch die eine Familie ganz fremde Schläfer auf oder teilen sich zwei Familien in das einzige Zimmer. Daß drei Leute ein Lager teilen, ist ganz häufig. Bei Todes- oder Krankheitsfällen giebt es natürlich da vielen Ausweg nicht. Der Tote bleibt oft seine drei Tage auf Stroh in der überfüllten Stube liegen, und entsetzlicher, der Schwerkranke nicht selten im selben Bette mit dem Gesunden. Ich habe Leute gesprochen, welche mit dem Typhus behaftete Kinder zusammen mit noch gesunden schlafen ließen. Eines Morgens kam ein Arbeiter zu mir und klagte, daß er wenig geschlafen habe; er habe zu vieren in einem Bette liegen müssen. Bei einer Familie verkehrte ich, in welcher eine Zeit hindurch fünf Personen zusammenlagen: ‚man ist am Morgen müder, als man am Abend war‘ meinte die Tochter.“

Und doch werden alle diese Fälle, wenn sie auch unzählig sind, von dem gewöhnlichen, bequemen Bürger konstant als vereinzelt und unvermeidlich betrachtet. Wenden wir uns daher lieber an die Statistik. In Berlin, wie bereits erwähnt, wohnen heute zwischen 8 und 9 tausend Menschen in unheizbaren Stuben; hundertachtzehntausend wohnen in Kellern. Fast die Hälfte sämtlicher Wohnungen Berlins hat nur ein heizbares Zimmer.*) Gleich nach diesen 50 Prozent kommt ca. 25 Prozent der Wohnungen mit zwei heizbaren Zimmern.**)

*) 1890 wohnten in Berlin 676,475 Leute in solchen Wohnungen. Die Statistik für 1895 ist noch nicht veröffentlicht.

**) Die Gliederung der Gesellschaft nach dem Wohlstand. Michaelis.

Diese Zahlen sind so ziemlich die gleichen für alle Städte, in welchen eine derartige Statistik erhoben wurde, mit dem Unterschied, daß die Klasse mit einem heizbaren Zimmer häufig viel stärker vertreten ist. In Budapest ist sie 62 Prozent, in Chemnitz 75 Prozent, mit 12 Prozent, die zwei heizbare Zimmer haben. Die kleinen bescheidenen Verhältnisse von 75 Prozent bis 80 Prozent der Stadtbevölkerung sind daher sofort ersichtlich.

Trüdinger*) schreibt wie folgt: „Über die Hälfte aller Wohnungen in Berlin, Breslau und Dresden bestanden im Jahre 1880 aus nicht mehr als einem heizbaren Zimmer. In Chemnitz (1871), Königsberg und Stettin war der Anteil dieser niedrigsten Wohnungskategorie noch größer, er betrug je über 60 Prozent.“ In tausenden und abertausenden von diesen kleinen armseligen Haushaltungen werden Aftermieter aufgenommen, so daß, laut Zeugnis der vorhin genannten Autoritäten oft 8, 10, 12 und 14 Personen beiderlei Geschlechts, Familienangehörige und Fremde, in einem Zimmer wohnen und schlafen. In dieser Atmosphäre sollen die Kinder aufwachsen! Das Material zur Statistik der Sterblichkeit kleiner Kinder in derartigen Wohnungen scheint in Deutschland noch nicht gesammelt worden zu sein. Nehmen wir daher eine Stadt in Großbritannien. Von allen Kindern, die bis zum fünften Lebensjahre in Glasgow sterben, kommen 32 Prozent auf Wohnungen mit einem Zimmer, und nur 2 Prozent auf Wohnungen, welche fünf Zimmer und mehr haben.

Das alles sind traurige Thatsachen. Und da wollen die Individualisten es so ausmalen, als wenn das Volk genug für seine Lebensbedürfnisse hätte, oder gar die Vorteile der Zivilisation genösse! Sind solche Dinge, wie frische Luft, ordentliche Kost, Gesundheit, Anstand, und Reinlichkeit, Lebensbedürfnisse oder bilden sie nur einen Luxus? Wenn sie Bedürfnisse sind, was kann man zu den vorhin geschilderten Zuständen in Aachen und Leipzig und Mülhausen und Breslau sagen — Zustände, die in Berlin, und München, und Königsberg, und überall existieren? Sage mir nur, wie der Sozialismus die Thüringer Hausindustrie bankrott machen, die Weber zu Grunde richten wird, in wiefern er den hohen sittlichen Ton der Familien, die mit Aftermietern in

*) Die Arbeiterwohnungsfrage.

einer Stube zusammenwohnen, herunterstimmen wird, und wie er das Ideal der Arbeiterinnen im schlesischen Kohlengebiet zerstören soll? Ehe die Staatsmänner gleichgültig auf die Lebensbedürfnisse des Volkes herabblicken, sollten sie 'mal Sorge dafür tragen, daß das ganze Volk Gelegenheit hätte die allereinfachsten Bedürfnisse zu befriedigen.

Der Einwand, daß der Sozialismus dem Müßiggang Vorschub leisten würde, werde ich in einem späteren Kapitel behandeln.

---

19. Brief.

Der Sozialismus und die Sklaverei.

Es ist kein leerer, schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirn des Thoren,
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Besserem sind wir geboren;
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

Schiller.

Die zahlreichen Mißgriffe bezüglich des Sozialismus sind wirklich zu toll. Der Philosoph Herbert Spencer hat einen, „Die zukünftige Sklaverei," betitelten Artikel geschrieben, in welchem er klarzulegen versucht, daß der Sozialismus die Sklaverei in besonders häßlicher Gestalt hervorrufen würde. Offenbar hat dieser Kritiker, wie die überwiegende Anzahl unserer Gegner, hier zwei wesentliche Dinge ganz falsch aufgefaßt; erstens versteht er den Sozialismus nicht, und zweitens ist er sehr schlecht unterrichtet in Bezug auf den thatsächlichen Zustand der heutigen Gesellschaft im allgemeinen.

Es ist mit aller Entschiedenheit zu leugnen, daß der Sozialismus die Sklaverei verursachen würde: dagegen aber läßt es sich nicht leugnen, daß gegenwärtig die abscheulichste Sklaverei in unserem sogenannten freien Vaterland vorhanden ist.

Unsere Gegner haben die Idee bekommen, daß unter dem

Sozialismus der Staat die Leute gegen ihren Willen zur Arbeit zwingen würde, oder er würde sie zu Arbeiten nötigen, gegen welche sie starke Abneigung hätten. Das ist ganz irrig. Der Staat würde niemanden zur Arbeit zwingen: er würde dafür Sorge tragen, daß alle Menschen Arbeit hätten, und daß sie in Frieden und Anstand und Behagen lebten, und etwas von ihrer Mühe und Arbeit hätten. Wenn einer nicht schaffen wollte, würde es dem Staat nicht einfallen, ihn dazu zu nötigen. Er könnte entweder den ihm zukommenden Teil der Arbeit verrichten und dafür entsprechenden, gerechten Anteil an dem allgemeinen Wohlstand nehmen, oder er könnte es ablehnen, zu arbeiten. Allein im letzten Falle müßte er ohne Erbarmen verhungern, oder er müßte anderswohin gehen.

Bei der jetzigen Einrichtung der Dinge darf man es ja nicht außer acht lassen, daß es Leute giebt, die in Pomp und Luxus leben, ohne die geringste Arbeit zu verrichten; andere giebt es, die fast unaufhörlich emsig schaffen, und doch dabei jämmerlich und im größten Elend existieren; wieder andere giebt es, die man nach hunderttausenden zählt, die gerne arbeiten würden, die aber keine Beschäftigung finden.

Wie die Leute sich über die Sklaverei unter dem Sozialismus äußern, könnte man den Eindruck bekommen, wir hätten jetzt Freiheit. Einer unserer Gegner schreibt:

„Unter denjenigen, die warm für den Sozialismus eingetreten sind, befinden sich manche der edelsten und erhabensten Menschen. Mir kommt der Sozialismus aber als eine häßliche Form der Sklaverei vor. Wie gar nichts anderes, würde er, nach meinem Dafürhalten, den Ehrgeiz und alle die Bestrebungen, welche die Bildung der Menschheit fördern, gänzlich lahm legen. Der Sozialismus will die Familie vernichten und die persönliche Freiheit opfern. Wenn der Staat für die allgemeine Arbeit zu sorgen hat, so muß er auch entscheiden, was der eine und der andere zu machen hat. Kann man sich einen ärgeren Despotismus vorstellen, als so etwas? Die Menschheit kann und darf ihre Freiheit nicht so hingeben gegen irgend einen noch so hohen Grad von Behaglichkeit."

So? Die Menschheit darf ihre Freiheit gegen ein allgemeines Wohlergehen nicht umtauschen? Die Menschheit hat überhaupt keine

Freiheit hinzugeben, denn die Menschen, oder wenigstens die große Mehrzahl davon, sind Sklaven.

Frage Dich, welche freie Wahl Dir heute bleibt. Wenn Du keine Arbeit hast, kannst Du Dir heute welche dadurch verschaffen, daß Du Dich bloß anmeldest und Arbeit verlangst? Nein. Unter dem Sozialismus aber könntest Du stets Arbeit haben. Ist das etwa ein Beweis, daß der Sozialismus die Leute zu Sklaven machen würde? Geben wir zu, man würde Dir deutlich zu verstehen geben, Du müssest entweder arbeiten oder verhungern: wäre diese Handlungsweise härter oder despotischer, als die, welche Du jetzt erfährst? Sage Deinem jetzigen Arbeitgeber, Du seiest nicht gesonnen, länger zu arbeiten, und Du wirst nicht lange über das Resultat im Zweifel sein. Jetzt mußt Du entweder arbeiten oder Hunger leiden. Nun giebt es aber den großen Unterschied zwischen Deinem Schicksal jetzt und Deinem Los unter dem Sozialismus, daß, während Du jetzt lange Arbeitsstunden um eine bloße, nackte Existenz hast, Du dann kurze Arbeitsstunden haben und ein anständiges, behagliches Leben führen würdest.

Der sozialistische Staat würde niemanden zur Arbeit gewaltsam anhalten; wohl aber würde er es verhindern, daß jemand von der Arbeit anderer lebte. Er würde die verschiedenen Industrien ordnen und organisieren, für Produktion und gerechte Verteilung sorgen, und dem Bürger sagen: „Wenn Du alle diese Wohlthaten genießen und Anteil an dem allgemeinen Wohlergehen nehmen willst, so ist es nötig, daß Du auch Anteil an der Arbeit nimmst.“ Das ist gewiß nicht mehr wie billig. Jedenfalls kann man unter gar keinen Umständen einen Begriff der Sklaverei daraus bringen.

Man merke auch den Passus: „Wenn der Staat für die Arbeit sorgt, dann muß er auch entscheiden, was der eine und der andere zu thun hat.“

Warum muß der Staat das? Gegenwärtig ist es der Kapitalismus, der die Leute beschäftigt, aber er bestimmt nicht, was sie arbeiten sollen. Er würde das auch gerne thun, aber es geht nicht. Ähnlich würde der Staat, wenn er sein Volk beschäftigte, auch nicht bestimmen, was die Leute werden sollten.

Du wirst wissen wollen, wie ein sozialistischer Staat die Arbeit einteilen würde. Als Antwort darauf frage ich Dich, wie die Arbeit jetzt eingeteilt wird? Dein Sohn ist mit der Schule fertig und

soll jetzt in ein Geschäft kommen. Er möchte Möbelschreiner werden. Du fragst überall in der Stadt an, allein es ist vergebens; das Geschäft geht schlecht, oder es ist nirgends eine Stelle frei, und so muß der Knabe etwas anderes werden. Schließlich kommt er zu einem Anstreicher oder in eine Reparaturwerkstatt hinein.

Die Freiheit der Berufswahl ist also durch die Nachfrage in der betreffenden Branche beschränkt. Wenn alle die jungen Leute Mechaniker werden möchten, könnten sie nicht alle untergebracht werden.

Genau dieselben Zustände würden auch unter dem Sozialismus obwalten. Der Staat würde eine gewisse Anzahl Klempner, Schreiner u. s. w. nötig haben. Wenn mehr Knaben zu solchen Berufen gerne gingen, als Platz vorhanden wäre, so müßte eben ein Teil davon in anderen Berufen Verwendung finden. Macht man etwa dadurch die Leute zu Sklaven?

Der Verfasser des obengenannten Artikels ist ein sehr angesehener, gescheiter Mann; auch hat Herbert Spencer den Ruf eines großen Denkers. Und doch schreibt man solches Zeug! Was haben diese berühmten Leute mit ihren Augen, ihrer Beobachtungsgabe gemacht? Wie konnten sie dazu kommen, den groben Fehler zu machen, sich so etwas einzubilden, als hätten die Leute heute Freiheit im Bezuge auf die Berufswahl? Wie viele Leute kennst Du, Schulze, die heute den Beruf haben, den sie im Anfang gerne gehabt hätten, oder die leben wo und wie sie wollen?

Kommen wir noch einen Augenblick auf Deinen Sohn zurück. Nehmen wir an, er hat keinen Wunsch, ein Möbelschreiner zu werden, sondern ein Arzt. Du lachst ihn aus ob seiner Anmaßung. Wie kann der Sohn eines Fabrikarbeiters ein Arzt werden? Da muß man viele Jahre studieren, und es kostet sehr viel Geld. Wenn also Dein Sohn Neigung und Talent zum Medizinerberuf besitzt, so hilft das alles nichts; Du hast nicht die nötigen Mittel zu seiner Ausbildung, und so muß er Schlosser werden.

Nun, unter dem Sozialismus würde jeder seine Erziehung und Ausbildung gratis bekommen. Folglich würden Alle gleiche Chancen haben, und derartige Professionen würden aufhören, geschlossene Laufbahnen für die privilegierten Klassen zu sein.

„Nun gut," sagst Du, „unter dem Sozialismus werden aber Alle Ärzte und Künstler und Schriftsteller werden wollen." Das

ist höchst wahrscheinlich. Gegenwärtig wollen sie alle feine Leute spielen, aber nur von wenigen geht der Wunsch in Erfüllung, und sehr viele davon müssen sich damit begnügen, daß sie Bettler oder Diebe werden.

Unter dem Sozialismus würde es jedem jungen Manne mit dem nötigen Talent und Fleiß möglich sein, sich ein Diplom in einem höheren Fach zu erobern. Selbstredend ist nicht damit gesagt, daß er sofort dann eine gewünschte Anstellung bekäme. So viel mir zu Ohren gekommen, warten auch heute Leute genug auf Praxis, und auf Anstellung, und Aufträge.

Es kann gar keine irrigere Anschauung als die geben, daß jedermann heutzutage die freie Wahl bezüglich seines Berufes hat. Das ist ein ganz absurder Irrtum.

Wie diese Herren alle schreiben und reden, sollte man wahrhaftig meinen, es sei heutzutage alles so wunderbar schön eingerichtet und geordnet, daß jede Art von Arbeit wie von selber demjenigen zugeteilt wird, der sie am besten ausführen kann. In Wirklichkeit ist es ganz anders. Schriftsteller und Maler müssen eben das schreiben und malen, was sie an den Mann bringen können, das heißt, wenn sie es überhaupt verkaufen können. Wie es mir gegangen ist, geht es vielen; nach zugebrachten vierzig Jahren als freier Mann in einem freien Lande, muß ich heute bekennen, daß ich es noch nicht fertig gebracht habe, die Art Arbeit zu bekommen, die ich gerne gehabt hätte.

Wie ist es in der Geschäftswelt? Es befinden sich z. B. in einer Stadt zwei Teppichfabriken. Mit der Zeit wird eine dritte solche Fabrik errichtet. Der Geschäftsinhaber ist vielleicht ein vortrefflicher, musterhafter und geschickter Mann, und er fabriziert vielleicht bessere Ware, als die zwei älteren Firmen. Wenn er aber nicht sehr reich ist, werden ihn die anderen dadurch ruinieren, daß sie eine Zeitlang unter dem Kostenpreis verkaufen, um das Geschäft in ihren Händen zu behalten.

Oder es wird mit der Zeit eine dritte Zeitung in einer Stadt herausgegeben, wo bisher nur zwei erschienen sind. Was wird da geschehen? Das neue Blatt ist unter Umständen ein besseres Blatt und bietet mehr, als die zwei älteren, aber trotzdem wird es nicht lebensfähig sein, außer wenn der Eigentümer ein sehr reicher Mann ist. Warum ist das so? Weil die neue Zeitung boykottiert wird.

Den Besitzern der Zeitungsablagen überbringt man eine höfliche Empfehlung von den Herausgebern der älteren Blätter, mit dem deutlichen Winke: „Wenn Sie „das Neue Tageblatt“ verkaufen, so werde ich Ihnen den Verkauf des „Spießbürger“ entziehen;“ und „Wenn Sie „das Neue Tageblatt“ vertreten wollen, so hören Sie auf, den „Stolperer“ weiter zu vertreten.“ Diese Besitzer von Zeitungsablagen sind fast ausschließlich kleine Leute. Nehmen wir an, so einer verkauft die beiden älteren Blätter und verdient eine Kleinigkeit damit. Kann man es erwarten, daß er diese Kleinigkeit gefährden soll, um ein wirklich gutes und tüchtiges Blatt zu verkaufen, das aber vielleicht doch nicht durchdringen, doch nichts abwerfen, und vielleicht nach einigen Wochen zu erscheinen aufhören wird? Nennst Du etwa so einen Verkäufer einen freien Mann? Oder willst Du mich glauben machen, der Herausgeber des „Neuen Tageblatt“ sei ein freier Mann, und daß er in Bezug auf die Arbeit vollständig freie Wahl hat, zu treiben, was er will?

Bei der jetzigen Einrichtung gelingt es stets dem Gelde und der Spitzbüberei, die Ehrenhaftigkeit und das Talent zu überlisten.

Das sind keine Theorien, über die ich mich hier verbreite; es sind einfache Thatsachen, und ich spreche aus Erfahrung. Unlängst habe ich den Geschäftsleiter einer großen, in einer Hauptstadt erscheinenden Wochen-Zeitung getroffen, der mir über seinen Versuch, sein Blatt in den Provinzen zu verkaufen, berichtete. Er erzählte, wie die Lokalblätter ihn boykottierten, und den Verkauf so ungemein erschwerten, daß jedes verkaufte Exemplar auf vier Mark kam. Es steht außer allem Zweifel, daß sein Blatt weitaus besser ist, als die Lokalblätter; allein der Wert, die Güte der Zeitung kommt hier absolut nicht in Betracht. Die Lokalblätter hatten die Zeitungsverkäufer so bearbeitet, daß der Verkauf des besseren, auswärtigen Blattes nur langsam und schwer vorwärts ging.

Sklaverei! Das Geschwätz da über die Freiheit der Annahme oder Ablehnung des Gebotenen! Wie viele Abmachungen unter eurem vielgepriesenen Freiheitssystem werden beiderseits freiwillig getroffen? Bei all' dieser Großsprecherei über die Freiheit der Einzelnen, wie viele Einzelne giebt es denn, die Freiheit haben? In unserem lieben Vaterlande sind die Menschen heute in der großen Masse Sklaven. Sie sind Sklaven, nicht im Dienste einer weisen, wohlwollenden, allgemein wohlthätigen Verwaltung, sondern im

Dienste eines von geizigen, habgierigen Narren gebildeten Ringes, einer Sippschaft von Barbaren, die die letzte Nachtigall einfangen und zerkochen würden, wenn ihre Überreste irgend einem Industriezwecke dienten. „Kann man sich einen ärgeren Despotismus vorstellen, als die Regelung der Arbeit durch die Regierung?“ Fast glaube ich es; ich glaube beinahe, daß man etwas ärgeres fände. Hier z. B. ist ein Brief von der Sorte, die ich fortwährend in großer Anzahl zugesandt bekomme.

„Wenn Sie auch für uns arme Teufel hin und wieder einige Worte des Trostes hätten, so würde uns das über manches hinweghelfen. Wir haben furchtbar lange Arbeitsstunden, werden dazu sehr schlecht bezahlt, und dürfen um alles in der Welt nicht zu einem Verband gehen, denn man würde uns dann sofort entlassen. Organisieren wir einen Streik, dann übt man dadurch einen Druck auf uns aus, daß man unsere Frauen und Kinder (die fast alle arbeiten müssen) mit Entlassung bedroht. Richten wir einmal ein Schreiben an die Zeitung, so dürfen wir es nicht wagen, unsere Namen zu unterschreiben, und wenn wir eine Versammlung abhalten, so darf das nur im Geheimen sein. Unter dem Druck solcher Verhältnisse ist das Leben nur eine Last. Richten Sie doch hier und da einige Worte an uns, um den Verzweifelnden wieder etwas Mut einzuflößen und die Schwachen wieder aufzumuntern. Irgend jemand muß uns zu Hilfe kommen, denn allein können wir nichts ausrichten. Seit so langer Zeit sind wir so arg drunten, daß wir gar nicht wissen, wie wir es anfangen sollen, uns wieder aufzurichten. Ich bitte Sie um Gotteswillen, meinen Namen ja nicht zu nennen.“

Ja, um Gotteswillen den Namen nicht nennen! Was ist denn das? Es ist doch kein Verbrechen, an eine Zeitung zu schreiben „ich bin unglücklich“; oder „ich werde schlecht bezahlt“; oder „wir haben keinen Arbeiterverband“. Das sind doch keine Verstöße gegen die Gesetze. Wenn aber jemand zittert, seinen Namen genannt zu wissen wenn er von nackten, gutverbürgten Thatsachen erzählt, wie steht es dann mit der heiligen, persönlichen Freiheit? Ist dies eure vielgepriesene Freiheit, die Freiheit, welche man „gegen einen noch so hohen Grad von Behaglichkeit nicht hergeben darf“? Sind das die hohen Bestrebungen, die die Einführung des Sozialismus gefährden und vernichten würde? Eine nette Freiheit ist das, wo

ein freier Mann Angst und Furcht hat, seinen Namen genannt zu wissen. Mir kommt es fast vor, als wären wir heute von einem klein wenig Despotismus nicht gänzlich frei.

„Die Menschheit darf ihre Freiheit gegen einen noch so hohen Grad von Behaglichkeit nicht hergeben.“ So heißt es. Ich glaube zur Genüge bewiesen zu haben, daß die Menschen überhaupt keine Freiheit haben: man soll aber nicht den Eindruck bekommen, als wollten die Sozialisten bloß die allgemeine, materielle Behaglichkeit. Wir verlangen bessere Dinge als die Behaglichkeit, und streben nach Freiheit und Gerechtigkeit, nach Bildung und Verehrung. Der echte, richtige Anhänger der Behaglichkeit ist der Individualist. Damit dem Komfort und dem Luxus dieser Klasse gedient wird, müssen die Armen auf alles Höhere und Bessere in diesem Leben verzichten. Jene sind der Ansicht, daß, so lange der Arbeiter nur etwas zu essen und zu trinken hat, er allen Grund hat, zufrieden zu sein. Ihr Behaglichkeitsbegriff für den Arbeiter gleicht ungefähr dem Behaglichkeitsgefühl des Tieres — einen vollen Magen, ein Strohlager und einen engen, schmutzigen Stall. Die Sozialisten dagegen verlangen, daß die großen Volksmassen etwas anders behandelt werden als die Tiere; wir wollen, daß sie als Mitmenschen angesehen und behandelt werden.

Die Erreichung der bloßen Behaglichkeit ist nicht die Erfüllung des menschlichen Lebens. Das Volk braucht mehr als bessere Löhne; es braucht Muße, Bildung, vernünftige und anregende Unterhaltung, und die Gelegenheit, seine höheren und besseren Gaben und Eigenschaften mehr an das Tageslicht zu bringen. Ich möchte eigentlich wissen, warum der Bergmann, der Weber, der Metallschläger, der Hausindustrielle dazu verurteilt werden sollen, sich ihr Leben lang rastlos abzumühen und zu plagen — Arbeit kann man das nicht mehr nennen — und in Kummer und Armut und Elend ihr Dasein zuzubringen. Warum soll die gelegenheitliche Sonntagsmusik der kleinen, vom Arbeitervolk besuchten Wirtshäuser als genügend betrachtet werden? Sollte nicht vielmehr das Beste und das Höchste, das die Kunst, und Wissenschaft, und Musik, und Poesie, und Litteratur aufzuweisen haben, gerade dem Arbeitervolk zur Verfügung gestellt werden? Warum soll das Fabrikmädchen nicht auch eine feine Dame sein; warum der Bergmann nicht ein gebildeter Herr?

Die Antwort lautet, daß der Kapitalismus dies verhindert. Die Begehrlichkeit des Kapitalismus quält und unterdrückt diese Bedauernswerten, nimmt ihnen Ruhe, Gesundheit, Nahrung, Muße und Energie, so daß sie schließlich keinen Wunsch, keine Zeit und keine Gelegenheit mehr haben, etwas anderes als Sklaven zu sein. Das Geschwätz über schönen Ehrgeiz und edle Bestrebungen! Heutzutage sind solche Dinge für die wenigen Bevorzugten da; wir wollen sie aber auch für die großen Massen haben.

Man muß acht geben, daß man das, „was man unter dem Ausdruck Sozialismus versteht", mit der wahren, echten Ware nicht verwechselt. Der echte Sozialismus würde aus einem Arbeiter einen feinen Herrn machen. „Was man unter dem Sozialismus versteht", könnte dagegen höchstens aus dem feinen Herrn einen Arbeiter machen. Das ist ein Unterschied.

---

20. Brief.

Über den Fleiß.

Fast jedes Problem der Staatsökonomie unter der heutigen Auffassung und Handhabung besteht in irgend einem spitzfindigen Kunstgriff, Euch Arbeiter zu überreden, den Lebensunterhalt für uns nachdenkende ästhetische Personen zu erarbeiten, da wir es doch vorziehen, ruhig dazusitzen und zu träumen, oder unseren Beifall oder unsere Kritik über etwas auszusprechen. Wenn wir also der Sache ordentlich auf den Grund kommen, so sehen wir die Menschen in zwei Hauptklassen geteilt — in die große Klasse der Arbeiter, die mit dem flinken Werkzeug in der Hand die Urheber und Urquelle aller Nahrungsmittel sind; — um diese gruppiert sich die zweite Klasse — ein Gedräng von feineren Leuten, die den Arbeitern die Sophisterei beibringen, daß sie wegen irgend eines — häufig theoretischen und nicht recht gut verständlichen — Dienstes auch ihren Anteil an dem Erarbeiteten zu beanspruchen haben. Ruskin.

Wenn die Sozialisten auf das Elend und den Kummer der Armen hindeuten, so wird ihnen von Politikern und Zeitungsschreibern oft gesagt, daß alle die Leiden der Armen hauptsächlich von ihrer eignen Dummheit und ihrem eignen Laster

herstammen. Erst neulich hat wieder ein freisinniges Blatt die Behauptung aufgestellt, daß das massenhafte Elend die Folge von dem ererbten und angeeigneten Laster der Massen sei. Genau das Gegenteil ist der Fall. Die weitverbreitete Armut stammt von dem Laster, Unwissen und der Nachlässigkeit solcher, welche den Arbeitern ihren Lohn vorenthalten, und die von dem physischen und sittlichen Untergang der Arbeiter reich werden. Ist es wahr, daß die heutige Armut die Folge von Faulheit, von Laster, und von Mißwirtschaft ist? Wenn dies so wäre, so würde es sich dann zeigen, daß die Faulen und die Lasterhaften stets arm, und die Fleißigen und die Mäßigen immer gut daran wären. Es unterliegt aber gar keinem Zweifel, daß es viele Faule, viele Lasterhafte, und viele schlechte Wirtschafter giebt, die reich sind. Auch ist es eine Thatsache, daß gerade die allerfleißigsten, mäßigsten, und sparsamsten Leute die ärmsten auf der Welt sind.

Ich möchte zunächst nachweisen, daß die Sünden der Armen ihrer Umgebung zuzuschreiben sind; nicht als wenn etwa ihre Umgebung die Folge ihres Lasters wäre. Zweitens möchte ich nachweisen, daß ein allgemein stark entwickelter Fleiß, nebst einem hohen Grad von Mäßigkeit und Sparsamkeit unter den Armen sie nur in noch größere Armut stürzen würde.

Man beschuldigt die Armen der Faulheit, des schlechten Wirtschaftens, und des Trinkens. Die erste Klage ist eine böswillige Verleumdung, denn soweit davon entfernt sind die Armen, als eine Klasse, sündhaft faul zu sein, daß man sie mit mehr Recht als sündhaft thätig bezeichnen könnte. Die zweite Klage ist eine falsche Benennung, denn das schlechte Wirtschaften der Armen ist so offenbar die Folge von Unwissen, daß man diese Untugend schlechtweg also nennen sollte. Leider muß man zugeben, daß die dritte Beschuldigung eher begründet ist.

Gehen wir nun auf den Begriff des Wortes Fleiß etwas näher ein. Den Fleiß hört man oft als eine Tugend preisen. Mir scheint er an und für sich keinen derartigen Anspruch machen zu dürfen. Das Tugendhafte davon liegt nur in dem Beweggrund zur Thätigkeit, und in der Methode derselben. Einem Pflug wohnt keine Tugend inne. Der Pflug ist ein Werkzeug, welches dem Guten oder dem Bösen dient, je nachdem er verwendet wird einen Acker für die spätere Ernte vorzubereiten, oder einen Blumen-

garten gehässig aufzureißen. Ähnlich steht es mit dem Fleiß. Es giebt Leute welche darin geschickt sind, daß sie der Menschheit schädliche Dinge ersinnen, Leute, die im Übelthun emsig sind. Es würde uns nicht einfallen den Fleiß eines Diebes zu loben, wenn es ihm auch gelänge ein Dutzend erfolgreiche Einbrüche in der Woche zu machen. Wenn die bloße Thätigkeit ohne weiteres lobenswert ist, dann müssen wir in der That dem Alexander, dem Napoleon großes Lob spenden. Diese haben unaufhörlich geschafft, — nicht zum unverfälschten Wohl der Menschheit.

Der Fleiß ist für eine Nation nur dann geziemend und wertvoll, wenn er dem Gemeinwohl dient. Bei dem einzelnen ist er nur da lobenswert, wo ihm ein würdiger Trieb zu Grunde liegt. Glaube ja nicht, daß diejenigen Nationen, die am fleißigsten sind, deswegen die ersten und größten Nationen sind. Teile nicht die falsche Anschauung des Nationalökonomen, daß diejenigen, die am meisten produzieren, die bedeutendsten und die würdigsten Leute sind. Ehe wir den Fleiß und die Produktivität eines Volkes loben, müssen wir uns vergewissern, ob die produzierten Sachen edel, oder ob sie wertlos sind, ob die Rührigkeit der Hände die Arbeit von Sklaven oder von freien Männern ist, von Künstlern oder von Philistern.

Es ist nicht immer der Fall, daß derjenige, der am fleißigsten ist, am meisten ausrichtet, oder daß ihm viel Lob, seiner Thätigkeit halber, gebührt. Vielleicht zwingt ihn sein Los also zu arbeiten, und es heißt vielleicht bei ihm, arbeiten oder verhungern. Oder er ist vielleicht deswegen unermüdlich weil er nach beschränkteren persönlichen Zwecken strebt; — er jagt dem Geld, dem Ehrgeiz, der Eitelkeit nach, möchte für etwas gelten, sich Herrn Kommerzienrat nennen hören. Wenn dann seine Arbeit eine gute, tüchtige und rechtschaffene Arbeit ist, so trifft es oft zu, daß sie dienlich ist. Keineswegs zeigt man aber dadurch irgend einen edlen Zug. So einer verdient keine Spur von Bewunderung oder Nachahmung, denn er wird von keinem höheren Trieb geleitet als der Wucherer, der Geldspieler, oder der allgefällige Politiker.

Der Fleiß, welcher lobenswert, ist die Art, die ein nützliches Ziel sucht, und die keinen selbstsüchtigen Zweck hat. Setzen wir den Fall (es handelt sich natürlich um eine weitentfernte Kolonie), daß der ganze Grundbesitz auf einer Insel in den Händen

von einigen Leuten sei, und daß alle die anderen den Boden um ihr tägliches Brot bearbeiten müßten. Die Grundbesitzer geben nur täglich ein Pfund Brot her als volle Entschädigung für die Arbeit eines Tages, den sie auf vierzehn Arbeitsstunden festgesetzt haben. Für die große Masse wäre das ein fleißiges Arbeiten. Die Leute müßten furchtbar arbeiten oder verhungern oder um das bißchen Brot raufen. Wenn sie sich also plagten und geduldig sich alles so gefallen ließen, würde man eine solche Sklaverei Fleiß nennen? Würde man sie recht hochschätzen und recht herausloben als edle und fleißige Männer? Ich für meinen Teil wäre eher geneigt sie Mutlose und Narren zu nennen, daß sie sich das alles ruhig gefallen ließen. Ich würde sagen ihr Leben sei ein Leben voll Mühe und Qual und Plage, aber ein fleißiges Leben würde ich es nicht nennen; daß ihre verzweifelte Anstrengungen ihnen so wenig Ehre machten als die Bemühungen des Tramgauls, der sich vor der Peitsche fürchtet.

Das ist ungefähr ein Bild der heutigen Industrie in allen „großen“ Staaten. Es ist das Bild, welches der Kapitalist, der Zeitungsschreiber, der Geistliche und der Redner vor ihren Augen, ihrem Sinne haben, wenn sie so nette Reden halten und schöne Artikel schreiben über die Würde der Arbeit, und über die Tugendhaftigkeit und den Segen des ehrlichen Fleißes.

Nehmen wir jetzt an, daß die Sachen bei unserer Kolonie anders liegen. Der Bodenbesitz ist in den Händen des Volkes, allein die Ausbeute ist eine magere, und das Brot ist nur in beschränktem Maße vorhanden. Der Arbeitstag ist auf zehn Stunden festgesetzt, weil dies die Minimalzeit ist, die bei den ungünstigen Bodenverhältnissen erforderlich ist, das hervorzubringen, was zum Unterhalt der Bevölkerung nötig ist. Würdest Du denjenigen, der tagtäglich seine zehn Stunden redlich arbeitete, einen recht fleißigen Mann nennen? Würdest Du ihn für einen recht lobenswerten und bewundernswürdigen Mann halten? Ich denke nicht. So einer thut seine bloße Pflicht und nicht mehr, und es ist keine Tugend in einem Menschen, daß er seine Pflicht thut, denn es wäre eine Sünde wenn er das unterließe. So einer steht ungefähr in demselben Verhältnis zu einem fleißigen Manne als ein Redlicher zu einem freigebigen Manne steht. Der ehrliche Mann bezahlt, was er schuldig ist. Die Pflicht, wie er

seine Pflichten versteht, kann nicht mehr von ihm verlangen, und er wäre ein Schurke, wenn er nicht einmal so viel thäte. Der edelmütige Mann dagegen begnügt sich nicht damit, daß er nur das bezahlt, was er schuldig war, sondern er macht freiwillige Schenkungen.

Oder sagen wir es handelt sich um einen Menschen, der allein steht. Wenn er täglich zwanzig Stunden schaffte, um seine Lebensbedürfnisse zu decken, oder sich Schleckereien zu verschaffen, so würdest Du das an ihm nicht besonders loben. In einem solchen Falle ist der Trieb lediglich ein selbstsüchtiger, und der Mann macht die ganze Arbeit, damit er allein die Früchte davon genießt. Diese Art von Fleiß ist aber eine Art, die von unseren Sittenlehrern in Wort und Buch immer hochgepriesen wird. Dieser ledige selbstsüchtige Schwelger ist von dem nämlichen Stoffe gemacht wie viele Industriehelden. Er hat eine unheimliche Ähnlichkeit mit vielen, die man uns zur Nachahmung empfohlen hat, und die man uns als Götzenbilder zu unserer Anbetung hinstellt. Das ist die Art, die im Geschäft Erfolg hat und die reich wird.

Kehren wir nun zu unserer Kolonie zurück. Der Boden gehört der Gemeinde; der festgesetzte Arbeitstag ist ein zehnstündiger, aber trotzdem wird der Boden immer noch nicht genügend bearbeitet, und die Ernte ist stets eine mangelhafte. Wenn nun unter diesen Umständen jemand hinausgeht und alle Tage ruhig fünf Überstunden zu Gunsten der Gemeinde arbeitet, dieser ist in der That ein fleißiger Mann zu nennen. Er ist von dem Stoffe gemacht, von dem wirkliche Helden gemacht sind. Oder wenn er sieht, daß die Leute mit dem primitiven vorhandenen Werkzeug, trotz ihrer Bemühungen, dem unfruchtbaren Boden nicht viel abzugewinnen vermögen, und wenn er dann allen Vergnügungen entsagt und sich Entbehrungen auferlegt, um alle seine freie Zeit und seine Denkkraft auf die Aufgabe zu verwenden, einen Pflug oder sonstiges Werkzeug zu konstruieren, wodurch dem geplagten und hungernden Volk einige Erleichterung verschafft wird, — einen solchen Mann nennt man mit Recht einen fleißigen, einen hochherzigen Mann. Das ist eine ehrliche Arbeit.

Oder sagen wir es handelt sich um jemanden, der seine Arbeit, seinen Beruf aufrichtig liebt. Wir haben es vielleicht mit einem Künstler zu thun, der das Malen, oder die Musik, mit seiner ganzen Seele liebt. Er arbeitet in seinem geliebten Beruf mit

voller Kraft, mit Hingebung, Geduld, Ausdauer und Mut. Mit einer Ergebenheit und Treue, die kein Mangel an Erfolg zu erschüttern vermag, arbeitet er in Ruhe und Zurückgezogenheit, und es ist ihm oft Befriedigung genug, schöne Sachen aus purer Liebe zum Schönen zu schöpfen. So einer ist auch ein fleißiger Mann. Er ist ein Mann, den die Mitwelt in sehr hohem Grad schätzen sollte, wenn er auch nicht so hoch steht als der vorher Genannte.

Es ist ein großer Unterschied zwischen Arbeit und Plackerei, zwischen einer Arbeit, die man freiwillig und mit Lust und Liebe ausführt und einer befohlenen Arbeit, die man notgedrungen macht. Leider wird dieser große Unterschied nur zu oft von den Moralpredigern übergangen, die dem Volke vorzupredigen pflegen. Zwischen der Arbeit des Taglöhners, der eine endlose Reihe mit Thon oder Erde gefüllter Schubkarren über ungezählte Kilometer von Holzbrettern, gegen eine geringe Entschädigung schiebt, und der Arbeit des auch mit Sorgen und Armut ringenden Malers oder Schriftstellers, der in seiner Dachstube von trockenem Brot und von schönen Träumen lebt, giebt es einen großen Unterschied. Es ist das der Umstand, daß, während einerseits die Arbeit des Taglöhners eine langweilige, eintönige, unabsehbare Aufgabe ist, die nur gemacht wird, weil sie den kargen leiblichen Unterhalt einigermaßen sichert, die Arbeit des Malers oder Schriftstellers andererseits — und wenn derselbe noch so arm und unbekannt, — eine Arbeit ist, die ihm Lust und Freude macht, eine Aufgabe, die ihm gleichzeitig ein Vergnügen, eine Unterhaltung und ein Gegenstand der weiteren Ausbildung ist. Dieser beschäftigt sich mit Arbeiten, welche die hervorragendsten Eigenschaften der Menschenseele in Anspruch nehmen und dieselben bilden, die die höchste Begeisterung erwecken, die dem ärmsten und unbedeutendsten Anhänger wenigstens eine ganz kleine Verheißung, eine winzige Möglichkeit, wenn auch noch so entfernt, geben, vielleicht später einmal etwas zu werden, zu den höchsten Ehren und der reichlichsten Entschädigung zu gelangen.

Der Schriftsteller, Ingenieur, Großindustrielle, Virtuos und ähnliche Leute haben gut reden, wenn sie oft über die Arbeiter losziehen und behaupten, sie seien träge, genußsüchtig und verschwenderisch. Man sollte aber hier Gerechtigkeit walten lassen und dem Umstand Rechnung tragen, daß die geringe Arbeit weder anregend, noch gefällig, noch bildend, noch lohnend ist. Wie

oft hört man von Leuten in höheren Berufen solche Äußerungen wie diese: „Die arbeitenden Klassen! Was wissen denn die vom Arbeiten? Die arbeiten nie so unausgesetzt als ich es thue. Sie wissen gar nichts davon, wie geistiges Arbeiten einen anstrengt. Ich bin Rechtsanwalt, Arzt, Großfabrikant, und bin mit meiner Arbeit nie zu Ende.“ Dies ist alles ganz richtig; der Arzt, der Künstler, der Schriftsteller wird nie fertig. Man darf aber dabei nicht übersehen, daß ihm seine Arbeit so viel Vergnügen macht, und so anregend ist, daß er gar nicht damit fertig werden möchte. Er ist mit seiner Arbeit so zusammengewachsen, daß, wenn sie zu Ende wäre, und wenn er gezwungen wäre noch in der schönsten Manneskraft seine Thätigkeit niederzulegen, so würde er vor Gram zu Grunde gehen.

Die Herren in den höheren Berufen haben leicht reden, wenn sie sich ihrer Thätigkeit und ihres Fleißes rühmen. Diese haben eine Arbeit, die sie sich ausgesucht haben, und die ihnen Freude macht. Würden wir sie aber von der Bühne, dem Studierzimmer oder dem Atelier entfernen und sie Backsteine eine Leiter hinauftragen, oder in einem schwülen Zimmer den ganzen Tag Kleider nähen heißen, so würden wir Gelegenheit haben zu beobachten, welchen Grad von Fleiß sie dann entwickeln würden.

Es fällt nicht schwer, einem Arbeiter den Rat zu geben recht fleißig und zufrieden in der Stellung zu sein, zu welcher ihn die Vorsehung berufen hat. Schwerer und unangenehmer dagegen wäre es die Rolle mit ihm zu tauschen und ihm das alles ganz schön vorzumachen. Es ist meine feste Überzeugung, daß, wenn die Vorsehung einen Staatsminister oder einen Kirchenfürst, in einer Kohlengrube, oder in einer Fabrik arbeiten hieße, so müßte eben die Vorsehung ungemein deutlich sprechen, sonst würden diese Herren den Ruf gar nicht hören.

Man frage irgend jemanden, der die geringste Spur von Geschmack und Kunstsinn besitzt, was er vorzöge — eine Vase, die ein daraufgedrucktes schabloniertes Muster trägt, die schlechte Copie eines tausendmaligen vervielfältigten Originalentwurfs, oder eine ganz apart geformte Vase mit eigner handgemalter Ornamentik, die sonst auf keiner anderen Vase vorkommt? Jedermann würde die Originalarbeit nehmen.

Und nun frage man sich, ob man lieber eine Maschine, die

vollkommen gleichgestaltete gleichfarbige Vasen nach dem Tausend fertigstellte, beaufsichtigen würde, oder ob man lieber mit eigner Hand, den Thon zu jeder einzelnen Vase formen würde? Man frage irgend jemanden, der von der menschlichen Natur und vom Leben etwas versteht, ob eine Anzahl Männer und Frauen es vorzöge, dasselbe Muster zehntausendmale nach einander auf ein Stückchen Gips aufzudrücken, oder ob diese Leute nicht lieber das Werkzeug zur Hand nehmen, und nach eignem Geschmack und eigner Zusammenstellung, Blätter und Blumen schnitzeln oder malen würden?

In demselben Verhältnis wie den Leuten die Arbeit anregend und künstlerisch gemacht werden kann, werden sie Freude daran haben, und diese Arbeit wird dementsprechend bildend und veredelnd wirken und Zufriedenheit hervorrufen.

Je gefälliger und interessanter die Arbeit wird, desto mehr werden die Leute gerne arbeiten, und je mehr das Volk die Arbeit liebt, desto fleißiger und zufriedener wird es. Es ist dies ein hohes Verdienst der Kunst.

Im Gegensatz zu diesem Positiv der Kunst giebt es aber auch ein Negativ. Wenn eine Arbeit lästig, grob, häßlich, freudenlos ist, wenn sie jedes Interesses entbehrt und aussichtslos ist, dann wird der Arbeiter abgemattet und unzufrieden. In seiner geisttötenden Arbeit findet er keine innere Befriedigung, es ist da keine Hoffnung, keine Abwechselung, keine Freude, keine Anregung, nichts für den Geist und den inneren Menschen; und so wird er gezwungen, anderswo Abwechselung und Unterhaltung zu suchen. Notgedrungen muß er irgend eine Art von Ausruhen, von Vergnügen, und von Anregung haben, und je langweiliger und hoffnungsloser seine Arbeit, desto größer ist seine Sehnsucht nach Anreizung. Das sind Thatsachen, die man recht beherzigen sollte. Wenn es eine unbedingte Notwendigkeit ist, daß man aus den Leuten Sklaven und Knechte macht, so hat man zum mindesten die Verpflichtung ordentlich für das Gegengift zu dieser Verderbnis zu sorgen, sonst suchen die Leute in ihrer Unwissenheit und Umnachtung selber ein Gegengift. Rings um uns mühen sich diese Sklaven und Knechte ab. Habt ihr dafür gesorgt, daß sie aus reinen lauteren Quellen der Unterhaltung und der Erholung recht reichlich schöpfen können? Ihr habt da wenig oder gar

nichts gethan. Allerdings giebt es Wirtshäuser genug, auch hat man die verschiedenen sogenannten „Feste"; und die Komiker Vorstellungen und Varieté-Theater vermehren sich ungeheuer. Das Beispiel, mit welchem ihr vorangeht, ist wahrhaftig kein recht erhabenes Schauspiel. Das alles führt — wohin?

---

21. Brief.

Von der Umgebung.

Ein zivilisiertes Volk will doch, daß diejenigen, welche die Reichtümer produzieren, intelligent, umsichtig, ehrlich, daß sie gut daran seien, und daß sie den höchst möglichen Grad von Bildung erreichen. Das Volk kann aber unmöglich in den Besitz dieser Vorteile nebst den damit zusammenhängenden guten Folgen gelangen, wenn die Arbeiter nicht anständig und genügend für ihre Mühe und Plage entschädigt werden, und wenn sie nicht immer von neuem wieder aufgemuntert werden. Thorold Rogers.

In Sizilien leben die Arbeiter so einfach und anspruchslos wie die Hunde, und man sieht sie auch ungefähr so an wie die Hunde.

Der Clarion.

Von der Natur aus haben die Menschen große Ähnlichkeit miteinander; es ist hauptsächlich die Umgebung, die uns so sehr weit von einander trennt.

Confucius.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Arbeiterstand viel Geld für das Trinken ausgiebt. In sehr großen Landstrichen hat man es mit dem leidenschaftlichen gefährlichen Schnapstrinken zu thun, während in Bier- und Weingegenden dem Trinken noch weiterer Vorschub durch den festen Glauben geleistet wird, daß diese Getränke auch einen Nährwert haben. Dabei sollen wir aber nicht außer acht lassen, daß es im Mittelstande Leute genug giebt, die an einem Tage mehr Geld für das Trinken ausgeben, als ein Arbeiter während der ganzen Woche verdient. Unter allen Umständen muß man, um hier gerecht zu sein, zugeben, daß das

Trinken bei den Arbeitern und den Armen sich vielfach entschuldigen läßt. Bei harter, anstrengender, heißer Arbeit, oder bei solcher, wo fortwährend viel Staub eingeatmet wird, ist es begreiflich, daß die Leute viel trinken. Oder wenn einer ein trauriges, hoffnungsloses, von Elend und Jammer begleitetes Leben führt, ist es gewiß nicht ganz ohne Entschuldigung, wenn er einigermaßen Linderung und Vergessenheit und Reiz durch das Trinken sucht. Unter der Arbeiterbevölkerung giebt es viele Bedauernswerte, die gesundheitsschädliche Beschäftigungen haben, und die unter furchtbar traurigen Verhältnissen leiden, die zu schwer und zu lange arbeiten, und die ein Leben voll Sorgen und Kummer und Ängsten führen. Wenn solche Leute sich manchesmal der Trunksucht ergeben, wäre es von uns richtiger und gerechter und humaner, wenn wir sie nicht zu streng aburteilten, sondern die Schuld denjenigen gäben, die sie zu solcher Verzweiflung getrieben.

Lebt das Volk einmal unter gesunden Verhältnissen, führt es ein menschenwürdiges Dasein, hat es schöne gesunde Wohnungen, lautere Speisen und Getränke, Muße und vernünftige Unterhaltung, dann wird der Trinkreiz bald von selber aufhören. So lange das Volk unter dem Drucke schlechter, unnatürlicher Verhältnisse leidet, so lange die Leute überarbeitet, und nicht gebildet und unterrichtet werden; so lange es elende Wohnungen und ungenügende Kost giebt; so lange es an unschuldiger, menschenwürdiger Unterhaltung fehlt, während es gestattet wird, an jeder Straßenecke eine Bierschänke oder Schnapsbude zu errichten, — so lange wird man die Enthaltsamkeit vergebens predigen. Ein Geistlicher in sehr angesehener Stellung hat unlängst genaue Menschenkenntnisse bekundet als er sagte, daß, wenn er unter denselben Verhältnissen lebte, wie so viele Arme, so würde er sich sehr wahrscheinlich auch dem Trunk ergeben.

Kann irgend jemand einen Zweifel hegen, daß das Laster, das Unwünschenswerte im Volkscharakter nur von der Umgebung herkommt? Man stecke eine Anzahl bessere Leute in schlechte, ungünstige Verhältnisse hinein und zwinge sie dort zu bleiben. Nach Ablauf von hundert Jahren würde man eben dieselbe Art Leute finden, die man jetzt unter diesen traurigen Verhältnissen findet. Umgekehrt ziehe man eine Anzahl Leute aus ihren elenden Verhältnissen heraus, bringe sie nach einem neuen Lande mit neuer,

gesunder Umgebung, wo die Arbeit anständig belohnt wird, und wo sie frische Luft und Freiheit und Hoffnung genießen; nach einer Generation hat man dort eine wohlhabende und blühende Kolonie. Hat man nicht dies so und so oft beobachtet? Auf beide Arten ist der Beweis geliefert worden, daß die Menschen das sind, wozu die Umgebung sie macht.

Man sagt, der Schmutz sei Materie am unrechten Ort. Mir schien es oft, als wenn Leute, die es zu nichts bringen, Beispiele von Energie am unrechten Ort wären. Emerson sagt, „jede sittliche Entstellung ist eine am unrechten Platze zum Vorschein kommende gute Leidenschaft.“ Es giebt Naturen, die das Bedürfnis nach stetiger Erregung und Anreizung haben, Naturen, die ein solch heißes Verlangen, einen solchen wahren Hunger nach Thätigkeit haben, daß das gewöhnliche Alltagsleben der makellosen Spießbürgerlichkeit und der Profitmacherei ihnen nicht entspricht, und nicht sympathisch ist. Martin Behaim war ein kühner Seefahrer und tüchtiger Gelehrter; als Fabrikarbeiter mit 10 Mark Wochenlohn kann ich ihn mir nicht als besonders hervorragend vorstellen. Haben diese unruhigen Geister einmal in einem ihnen zusagenden Bereich ordentlich Spielraum, so leisten sie viel Gutes, wie man oft erfahren hat. Aber die stumpfe eintönige Alltäglichkeit und die unanregende, gezwungene, maschinenähnliche Thätigkeit passen ihnen gar nicht; daher suchen sie irgendwo anders Abwechselung und Reiz und geraten oft auf dieser Suche auf Irrwege.

Leuten, die also auf Irrwege geraten sind, das Versprechen geben, man werde ihnen eine hülfreiche Hand entgegenstrecken, so bald sie von ihren Untugenden ließen, ist ungefähr so, als wenn man einem Kranken sagen würde, er soll ins Gebirge, oder an die See gehen, so bald seine Gesundheit völlig wieder hergestellt ist.

Wenn Du Weizen auf einen schlechten unfruchtbaren Boden säest, so giebt es eine kleine Ernte. Würdest Du da sagen, „so lange es schlechte Ernten giebt, so lange muß es auch ungünstige Bodenverhältnisse geben?“ Stecke einen Fisch in eine Glaskugel, wo er wenig Raum und schlechtes Wasser hat, so wird er kränkeln. Würdest Du da sagen, „so lange es kränkelnde Fische giebt, so lange muß es kleine Glaskugeln und unreines Wasser geben?“

Und doch sagst Du, daß, so lange Untugenden und Unbildung und Unwissen existieren, so lange muß die Armut bestehen.

Warum sind die besseren Klassen um das Heranziehen, die Bildung ihrer Kinder so sehr bemüht? Warum benützen sie jede Gelegenheit, in die jungen Gemüter gute Grundsätze über Ehrlichkeit und Fleiß und Tugendhaftigkeit und über die Notwendigkeit ihrer Ausbildung einzuflößen? Warum senden sie ihre Kinder in die besten Schulen und in die teuersten Pensionen. Warum bemüht man sich ihnen höfliche Gesellschaftsformen, ein schickliches Benehmen, Mäßigkeit, Rücksichtnahme auf andere beizubringen? Wie überwacht man sie und leitet und bildet sie und ist besorgt, sie vor jedem ungesunden und verderblichen Einfluß zu schützen. Warum dies alles? Es geschieht alles, nicht wahr, damit solche Kinder körperlich, geistig und sittlich sich gut entwickeln? Dies ist klar.

Demnach scheint es, daß auch die Kinder ehrlicher, gebildeter, gutgesitteter Leute eine sorgfältige Erziehung brauchen, um zu verhindern, daß sie in Nichtsthun und Untugend aufwachsen. Denn wenn diese Kinder auch ohne so viel liebevolle Überwachung und Belehrung sittsam und artig aufwachsen würden, wäre es ein offenbarer Unsinn, so viel Zeit und Geld für ihre Erziehung zu verschwenden. Wenn daher diese sorgfältige Behandlung notwendig ist, um einen gewissen Grad von Vortrefflichkeit zu erreichen, so ist es klar, daß solche Vortrefflichkeit nicht zu haben ist ohne die Anwendung besagter Mittel. Das heißt also, daß die Sorgfalt guter Eltern, die zarte Pflege, die den Kindern zu teil wird, kurzum die ganze Bildungseinrichtung davon Zeugnis ablegt, daß das Kind das wird, was man aus ihm macht.

Wenn nun ein Kind solche Vorteile nicht genießt, wenn es in einer armseligen Kammer geboren und wenn die Verhältnisse solche sind, daß Reinlichkeit und Schicklichkeit fast völlig unmöglich sind? Wenn die Gasse der Spielplatz, wenn die Werkstatt oder die Fabrik die Fortbildungsschule, wenn der Trunkenbold das tägliche Vorbild, und der Grobian oder der Dieb der Lehrer ist? Es giebt Kinder, welche die Opfer schlechter Pflege, schlechter Luft, ungenügender Kost und grober Behandlung sind. Ihr tägliches Brot ist Armut und Schmutz und Schimpfereien und ewige Arbeit. Wenn so ein Kind Blutarmut, Apathie, ein grämliches Gemüt, einen siechen Körper und Untüchtigkeit von seinen schlechtgenährten-

überarbeiteten, mit Sorgen und Elend kämpfenden Eltern geerbt hat, kann man verlangen, daß es recht gescheit und heiter und sittlich und tüchtig sein solle?

Noch etwas. Was ist es, das die Kinder der besseren Klassen, abgesehen von der Erziehung und den Verhältnissen, glücklich und artig und fleißig macht? Lediglich die schöne angenehme Umgebung, in welcher sie sich befinden. Für sie hat das Leben einen hohen Wert; sie empfinden fortwährend Zärtlichkeit und Trost, sie vermehren von Tage zu Tage ihre Kenntnisse, der Kreis wird immer ausgedehnter, und sie haben Aussicht und Hoffnung. Das Kind der Armen dagegen hat keins von diesen Dingen. Sein Los ist Plage und Armut, sein Vergnügen sucht es bald im Bierkrug oder im Schnapsgläschen, seine Zukunft wird noch trostloser und jammervoller als die schreckliche Gegenwart. Man schwätzt da von den häuslichen Tugenden! Diese Bedauernswerten haben oft nicht einmal genügend Kost, noch Ruhe, noch Luft, noch Licht. Man trage dafür Sorge, daß sie Kost und gute Luft und Muße und menschlichere Verhältnisse und etwas mehr Bildung und mehr Hoffnung haben, und die Untugenden und das schlechte Wirtschaften der Armen werden dann bald nachlassen.

Die Armen! Die Armen! Immer wieder hört man von dem schlechten Wirtschaften, von dem Undank und der Trägheit der Armen. Wie lange muß man dieses Geschwätz noch anhören? Wie lange sollen wir noch Leute über die arbeitenden Klassen und über die Armut schwätzen hören, die gar keine Idee haben, was die Armut ist, die nie den Hunger gespürt, die nie in ihrem Leben eine ordentliche schwere Tagesarbeit vollbracht haben, und deren Kenntnisse von der Armut nur vom Hörensagen, oder von Dilettantenstudien herstammen?

Wenn es die Umgebung ist, welche die Leute bildet, wird man vielleicht erwidern, daß nach dieser Ausführung, alle Leute die in ähnlichen traurigen Verhältnissen sind, die gleichen Untugenden haben würden. Nein, Schulze, das ist nicht der Fall. Du würdest doch nicht die Behauptung aufstellen, daß bei einer Seuche sämtliche Leute von der Krankheit angegriffen würden, sondern lediglich solche, bei welchen die Disposition vorhanden wäre.

Die Ansicht ist vielfach verbreitet, daß, wenn die Armen sämtlich furchtbar fleißig, enthaltsam, und haushälterisch wären,

so würden sie bald aufhören arm zu sein. Diese Anschauung stammt von einer Verwirrung der Begriffe her.

Es ist ganz richtig, daß ein nüchterner, fleißiger Mann mehr Chancen hat es weiter zu bringen, als einer, der diese Eigenschaften nicht besitzt. Es ist aber unbedingt nicht wahr, daß, wenn das Volk als Ganzes diese Eigenschaften hätte, die Löhne dann in die Höhe gehen würden. In einer Werkstatt sind zehn gleichtüchtige Gesellen beschäftigt, wovon einer nie fehlt, während die anderen neun gerne „blau" machen. Dieser eine wird wahrscheinlich zum Vorarbeiter gemacht. Er bekommt diesen Posten, nicht weil er besonders eifrig ist, sondern weil es die anderen neun nicht sind. Wenn die anderen alle gleich eifrig wären, könnten sie das kleine Vorrecht doch nicht erlangen.

Du verlangst immer Thatsachen, und daher wollen wir ein paar solche aufführen. Die Arbeiter in China und Indien sind außerordentlich anspruchslos, genügsam und fleißig, und anstatt besser daran zu sein als andere Völker, sind sie schlechter daran. Die Hausindustriellen in Deutschland, die Kurz-, Spiel-, Webwaren u. s. w. an Kaufleute liefern, sind unbeschreiblich fleißig und enthaltsam; was ist ihr Lohn für einen Arbeitstag von oft vierzehn, fünfzehn, zwanzig Stunden? Hunger und Elend.

Wenn die Arbeiter den Luxus von Bier und Wurst und Käse völlig aufgeben und nur von Gras leben würden, so hätten sie keinen Nutzen davon, denn sie würden dann nur entsprechend billiger schaffen, und andere würden den Profit einstecken. Unter dem Konkurrenzsystem erwächst ihnen nicht der geringste Vorteil von dem Fleiß und der Anspruchslosigkeit. Dadurch versinken sie nur noch tiefer in die Sklaverei und ihre Fesseln werden immer fester. Der eine arbeitet fünfzehn Stunden im Tage und ißt hie und da einen Bissen Roßfleisch, nun kommt der andere, der von Kartoffeln und Cichorienbrühe lebt, und der achtzehn Stunden arbeiten will, damit er die Ware noch billiger hergeben kann.

Der Kapitalismus und das Konkurrenzsystem bleiben stets dem Grundsatz treu, die niedergedrücktesten Preise zu bezahlen, welche der Arbeitslieferant annehmen will, respektive muß. So lange es massenhaft Leute giebt, die sich dazu hergeben, alle Tage fünfzehn oder mehr Stunden zu arbeiten, und von Kartoffeln und Malzkaffee zu leben, so lange wird „das Gesetz von Angebot und

Nachfrage" dafür sorgen, daß das jetzige System des Schweißtreibens immer noch in Thätigkeit bleibt. Gelänge es einmal den Leuten die felsenfeste Überzeugung beizubringen, daß eine nahrhafte Kost und Ausruhen und Abwechselung und eine anständige Häuslichkeit zu ihrem Leben unbedingt notwendig seien, so würden die Löhne, der Anschaffung dieser Sachen entsprechend, in die Höhe gehen. Es würde dann keine Leute geben, die ihre Arbeit gegen eine Kartoffel- und Malzkaffee-Kost anböten; und die Arbeit müßte man doch haben.

Was ist das Resultat der absoluten Anspruchlosigkeit vieler unserer bedauernswerten Nebenmenschen? Das Resultat für sie ist ein Hungerlohn. Und für andere? —

Ein junger Herr braucht z. B. einen Maskenanzug, oder er kauft sich einmal ein Dutzend Hemden. Gewöhnlich bezahlt er 6 Mark per Hemd. Nun begegnet er einem Freund, der dieselbe Qualität um 4 Mark kauft. Er geht in den empfohlenen Laden, kauft dort seine Hemden und erspart 24 Mark. Dies ist rein gefundenes Geld und er giebt es nachher für Cigarren, oder Champagner, oder irgend einen Luxus aus. Die arme Weißnäherin aber, in ihrem Kämmerlein über vier Stiegen, lebt von Kaffee und Semmeln, und trinkt Thee um Mitternacht, damit sie über ihre Arbeit nicht einnickt.

Es giebt seichte Denker, welche behaupten, daß, wenn jemand es sich fest vornimmt, einen Erfolg zu haben, er es auch dahin bringen wird. Dies ist nicht der Fall; und wenn es wahr wäre, würde es den Beweis nicht liefern, daß die Energie und das Talent, welche es ermöglichen, daß ein Mann seine Lage verbessert, es dahin brächten, daß alle Leute ihre Lage verbessern könnten. Dem einen gelingt es, kraft seiner größeren Geschicklichkeit und Stärke; würden alle die anderen dieselben Eigenschaften in demselben Grad zeigen, dann könnte er den Erfolg nicht haben.

In einem Theater entsteht eine Panik und ein allgemeines Zuströmen nach den Ausgängen. Einem großen kräftigen Manne gelingt es selbstredend leichter, sich über die Körper der Schwächeren durchzudrängen. Wäre es da nicht ein Unsinn, wenn dieser Mann den anderen es klarlegen würde, daß, wenn sie ebenso kräftig wären, als er, sie gerade so gut hinauskommen würden? Wenn sie alle gleich kräftig wären, so könnte er selber das Freie nicht erreichen.

Es giebt eine Menge Leute, die den festen Glauben haben, daß die Armen deswegen arm bleiben, weil sie nicht ernstlich bestrebt sind, ihr Los zu ändern. Ist das in Wahrheit so? Sind es nur die Trägen, die arm sind? In allen Gauen Deutschlands kann ich Dir Männer und Frauen zeigen, die von der Frühe bis in die späte Nacht hinein, von Woche zu Woche, jahraus, jahrein mit der vollen Wucht ihrer Arbeitskraft, in düsteren, elenden Löchern schaffen; und trotz ihres enormen Fleißes sind sie arm, völlig entblößt sind sie, und der Lohn, den sie für ihre Dauerarbeit erhalten, ist ein Stück Brot, eine Unterbringung, die des Viehes nicht würdig ist, und Lumpen. Ich könnte Dir zeigen, wie Männer in Schmutz und Schweiß und mit Aufwendung ihrer vollen Kraft sich täglich zwölf Stunden plagen und abmühen und nachts in Viehställen schlafen, bis, nach Ablauf von ganz wenigen Jahren, sie geistig und körperlich total zusammenbrechen, und dem Bettel überliefert werden, derweil man sich neue Sklaven geholt und sie dem goldenen Triumphwagen des Handels angejocht hat. Zeigen könnte ich Dir, wie Männer und Frauen also arbeiten und leiden und verschmachten und frühzeitig sterben, von einer Generation zur anderen und wie sie, je anstrengender und je unausgesetzter sie arbeiten, desto tiefer ins Elend versinken. Ich will Dir die vielen Grabstätten zeigen und will die Belege dafür bringen, daß unzählige, tapfere, rechtschaffene, emsige Leute ein Leben voll Arbeit und Kummer und Armut geführt haben und in Jammer und Elend gestorben sind.

Alle diese Dinge sind das Resultat der Sünde, — nicht der eigenen, sondern der Sünde der schmucken Heuchler und Schurken, die dadurch reich geworden sind, daß sie einem großen Teil ihrer Mitmenschen Eigentum und Arbeit und Gesundheit und alles nach und nach auf gesetzlichem Wege abgelauert, und diese Mitmenschen in den Abgrund gestürzt haben.*)

---

*) In der Hausindustrie sind mir Fälle bekannt, wo die Heimarbeiter früher verhältnismäßig gut daran waren und etwas besaßen. Bei der Arbeit haben sie ihr bißchen Habe beständig zugesetzt, und stehen heute als Bettler da.

Anmerkung des Herausgebers.

22. Brief.

Die Rechte des Einzelnen.

Der Gottlose lauert in den Höfen, er erwürget die Unschuldigen heimlich, seine Augen halten auf die Armen.

Er lauert im Verborgenen wie ein Löwe in der Höhle, er lauert, daß er den Elenden erhasche, und erhaschet ihn, wenn er ihn in sein Netz zieht.

Er zerschlägt und drückt nieder, und stößt zu Boden den Armen mit Gewalt.

Er spricht in seinem Herzen: Gott hat es vergessen, er hat sein Antlitz verborgen, er wird es nimmermehr sehen. Psalm 10, 8—12.

Die Gesetze sind einzig und allein für das Eigentum da.

Macauley.

Das Ding, genannt Individualismus, wird Dir nicht ganz fremd sein. Auch hast Du vielleicht manchesmal in der Zeitung Artikel gelesen oder Reden gehört, in welchen man den Sozialismus deswegen anfeindet, weil er die Rechte des Einzelnen einschränken würde. Möglicherweise hat es Dich Wunder genommen, daß unter diesen diversen Rechten des Einzelnen einfach das Recht zu leben keinen Platz, keine Berücksichtigung hat, oder daß die Anhänger des Individualismus die Gefahren so wenig erkennen, die in der Ausübung des unbeschränkten Konkurrenzsystems und der freien Kräfte liegen. Allein darüber brauchst Du Dich nicht zu wundern, denn der Individualismus ist nur ein Überbleibsel aus rohen wilden Zeiten, und seine Anhänger würden Propaganda machen für die Wiedereinführung des guten alten Rechtes des Einzelnen durch Gewaltthaten sich fremdes Gut anzueignen, wenn sie nicht erprobt hätten, daß das Gesetz von Angebot und Nachfrage, obwohl eine heimtückischere und feigere Kampfart als mittels eines gewaltsamen Überfalls, unendlich viel wirksamer und tötlicher ist.

Jene Leute sagen, daß die menschliche Gesellschaft aus Einzelnen besteht. Dieses Dogma, wenn es überhaupt etwas bedeutet, will so viel sagen, daß die Gesellschaft ein Zusammenlauf von unabhängigen, ungebundenen Atomen ist, und kein vereintes Ganzes. Man weiß aber von vorne herein, daß die Schilderung der That-

sache nicht entspricht, auch daß sie mit einer vernünftigen und sittlichen Anschauung nicht in Einklang ist. Wir wissen, daß die Gesellschaft aus einer Anzahl mehr oder weniger gegnerisch gesinnter Teile oder Gruppen besteht, unter welchen, zum Zwecke des sozialen und geschäftlichen Verkehrs, ein gewisser Grad von Vereinigung vorhanden ist, und daß dort, wo wir auf einen unabhängigen Einzelnen stoßen, dieser entweder ein hochherziger Mann ist, der die anderen auf die Bahn der Vernunft und der Gerechtigkeit führen will, oder er ist ein schlechter Mann, der zu seinem eignen Nutzen die anderen überlisten will.

Wie kann das stimmen, daß die Gesellschaft aus einer großen Menge ungebundener Einzelner bestehen soll? Wenn man im Wörterbuch nachschlägt, so findet man diese als eine Vereinigung von Leuten mit gemeinschaftlichen Interessen definiert. Wie kann das eine menschliche Gesellschaft genannt werden, wo Gemeinsinn und Gemeininteresse gänzlich fehlen? Ein Haufen von feindseligen Einzelnen ist ein Chaos, nicht eine menschliche Gesellschaft.

Dann wieder in Bezug auf den gemachten Anspruch, man möge doch die Leute den Kampf ganz ruhig, jeden für sich, ausfechten lassen, — ist das Zivilisation oder Anarchie? Wird das schließlich zum Frieden oder zum Krieg, zum Volkswohlstand oder zum Volksunglück führen? Nicht die Zivilisation, sondern die Rohheit, nicht das Christentum, sondern der Kannibalismus liegt dieser verrückten und selbstsüchtigen Lehre zu Grunde. Wiederum frage ich hier, wie dort, wo wir das Thema der Habgier besprachen: Ist die Neigung nicht mächtiger, als die Gleichgültigkeit und die Selbstsucht? Und wird nicht eine Gesellschaft, die auf Liebe und Gerechtigkeit beruht, fortgedeihen, während eine, die auf Hader und Streit beruht, zu Grunde geht?

Noch ehe Du antwortest, halte ein wenig Umschau und betrachte die soziale Lage heute, in Deutschland wie überall, und greife dabei auf die in der Weltgeschichte gemachten Erfahrungen zurück. Wo hinaus läuft die Lehre von Angebot und Nachfrage, das Evangelium der Habgier? Wozu führt das sogenannte freie Spiel der Kräfte? Es führt dazu, unzählige brave, tüchtige Leute zu überlisten, zu berücken, einzufangen und auszunützen und die Schwachen zu Grunde zu richten; — und dies alles des unnützen Gewinnes, oder des eitlen leeren Ansehens halber! Ist es nicht

der Fall, daß einer reich wird, indem er viele arm macht? Einer bringt es dadurch fertig, ein Schloß zu bewohnen, daß er eine Menge andere in Hütten zu wohnen zwingt. Stöhnt das Volk nicht unter einem Alb von Steuern und Lasten, derweil Nichtsnutzige und Müßiggänger das Geld mit vollen Händen hinauswerfen?

Aus dem, von einem unserer Gegner unlängst geschriebenen Artikel, hebe ich folgende Stelle hervor: „Der Individualist stellt es entschieden in Abrede, daß A. und B. das Recht besitzen, dem C. darüber Vorschriften zu machen, was er thun und treiben soll, eventuell die Hilfe der Polizei anzurufen. Er verweigert dem A. und dem B. jedes Recht, irgend einen Zwang auf C. auszuüben so lange er nichts thut, was die Rechte anderer einschränken könnte, und so lange er zur Aufrechterhaltung der allgemeinen Freiheit beiträgt."

Die Schlußstelle habe ich unterstrichen. So weit gehen wir völlig einig. Über den Begriff aber, worin eine Beeinträchtigung der Rechte anderer liegt, gehen unsere Ansichten freilich auseinander. Es will mir nicht eingehen, warum man die Art Dieb, die man Einbrecher nennt, bestraft, und die Art Dieb, Sweater oder Ausbeuter genannt, nicht. Der Mörder, der im Jähzorn, oder aus Rache oder Eifersucht einem einen plötzlichen Todesstoß giebt, wird enthauptet; der Mörder aber, welcher nur des schnöden Gewinnes halber in aller Gemütsruhe Arbeiter und Arbeiterinnen langsam zu Tode schindet, erhält keine Strafe.*)

Derselbe Verfasser schreibt dann weiter, „der Individualismus ist bestrebt, die Gesetzgebung so zu machen, daß," wie sich Kant ausdrückt, „jeder sein eigenes Glück nach eignem Gutdünken suchen kann, vorausgesetzt, daß er nichts unternehme, welches auf die Freiheit anderer in ihrem Bestreben nach einem ähnlichen Ziel, hemmend wirken könnte."

Dies ist nur eine Wiederholung derselben Idee. Wo sollen wir da anfangen und wo aufhören, im Bezug auf die Beeinträchtig-

*) Es dürfte z. B. vielleicht nicht allgemein bekannt sein, daß in Cafés, die während der Karnevalszeit die ganze Nacht offen bleiben, es vorkommt, daß die Kellnerinnen den ganzen Tag, die Nacht durch, und wieder den darauffolgenden Tag in Dienst sind, mit höchstens einem Ausruhen von zwei Stunden in den Kleidern, und dies nicht immer.

Anmerkung des Herausgebers.

tigung der Freiheit anderer? Sollen wir den Verkäufer von gesundheitsschädlichen Nahrungsmitteln, sollen wir den Ausbeuter sein „eignes Glück nach eignem Gutdünken" mir nichts, Dir nichts suchen lassen? Sollen wir gegen die Leute einschreiten, die anderer Freiheit mittels kapitalistischer Monopole beeinträchtigen, oder sollen wir lediglich gegen die anderen Spitzbuben und Schurken vorgehen, welche unsere Freiheit mittels des Totschlägers und des Revolvers beeinträchtigen? Wir sind alle darüber einig, daß es entschieden wünschenswert ist, daß die Gesellschaft sich vor manchen Arten von Schurken schützt, nur gehen die Ansichten auseinander in Bezug auf die Arten von Spitzbuben, vor welchen man sich schützen sollte.

Ein anderer Kritiker in einem herausgegebenen Flugblatt schreibt: „Die Regierung besitzt kein Recht einen Zwang auszuüben, auch da nicht, wo es sich um Volkswohlfahrt handelt, sie hat nur dafür zu sorgen, daß Gewaltthaten und direkter offenbarer Betrug verhindert und bestraft werden."

Es wird also der Regierung das Recht zugesprochen, die Gesellschaft vor der Gewaltthat oder dem direkten Betrug des Einzelnen zu schützen, nicht aber vor der Wirkung des indirekten Betrugs. Aber warum soll die Regierung die Machtbefugnis haben, Gewaltthaten zu bestrafen? Ich weiß nicht, was den Individualisten zu der Anschauung bringt, daß die Regierung die Verpflichtung hat, den Unterthan vor dem Räuber und dem Fälscher zu schützen. Denn wenn es klug und recht ist, den gefährlicheren und spitzbübischeren Ausbeuter und Warenwucherer laufen zu lassen, will es mir nicht einleuchten, warum man den Dieb und den Strolch aufgreift.

Die Gesellschaft, wie ich die Sache auffasse, ist eine zur allgemeinen gegenseitigen Wohlfahrt gebildete Vereinigung. Jedes Mitglied der Vereinigung muß es sich gefallen lassen, daß es ein klein wenig eignen Willen und eignen Vorteil opfert, anbetracht der Vorteile, welche ihm durch die Vereinigung mit den anderen Mitgliedern erwachsen. Einer dieser Vorteile besteht in dem Umstand, daß man Schutz genießt. Was sind die Gefahren, vor welchen der Unterthan Schutz genießen sollte? Für meinen Teil würde ich da antworten, es sei ihm Schutz vor Feinden von außen, vor Beschädigung seitens seiner Mitbürger, und vor durch sein eignes Unwissen verursachtem Unglück zu gewähren. Auf den ersten

und den dritten Punkt brauchen wir hier nicht näher einzugehen, dagegen kann uns der zweite einen Augenblick beschäftigen.

Es soll also dem Unterthan Schutz vor Beschädigung seitens seiner Mitbürger gewährt werden. Hier gehen unsere Ansichten mit denen der Individualisten in die Quere: jene finden es ganz recht, daß der Gewaltthäter, der Falschmünzer, und der Hungerleider, der ein Stück Brot nimmt, um sich vor dem Hungertod zu bewahren, eingekerkert werden. Dagegen wollen sie nichts davon hören, daß die heilige unantastbare Freiheit des Warenwucherers und des Ausbeuters die geringste Einschränkung erleide, sondern sie wollen diesen feigen Schurken und Heuchlern vollständig freie Hand lassen, die Hilf- und Wehrlosen immer mehr und mehr auszusaugen und auszunützen und dadurch weitaus größeres Unheil anzurichten, als ein anderer Spitzbube, der einen plötzlich überfällt, anrichten kann.

Eine solche Inkonsequenz ist mir unerklärlich. Wenn die Regierung, oder die Gesellschaft, den Dieb und den Fälscher bestraft, so geschieht das aus der Überzeugung der Notwendigkeit, dafür zu sorgen, daß ein Mitglied vom anderen nicht geschädigt wird. Da dies der alleinige Grund ist, so dürfte der von der Regierung zu gewährende Schutz ein viel weitergehender sein, als die Individualisten meinen. Denn der Ausbeuter und der gesetzlich geschützte Wucherer*) (weil er seinen Wucher mit Waren und nicht mit Geld treibt) sind nicht nur sittlich schlimmer als der Räuber und der schleichende Dieb, sondern sie bringen den Menschen noch viel größeren und tötlicheren Schaden bei.

Vorläufig stehen solche Schurkereien in verschiedenen Gestalten unter dem Schutze des Gesetzes. Ich würde das anderes machen.

---

*) Nehmen wir ein paar mir sehr genau bekannte Fälle. Gegen bar kaufe ich einen Gegenstand um 13 Mark. Gegen miserabel bezahlte Arbeit, ohne daß des Tausches halber der Preis höher gehalten wird, muß der Heimarbeiter 19 Mark dafür bezahlen. Einen anderen Gegenstand kaufe ich um 40 bis 45 Mark. Der Heimarbeiter, ein vollständiger Leibeigener, der sich nicht rühren darf, ist gezwungen 170 Mark für denselben Artikel in Ratenzahlungen zu entrichten.

Man wird aufgefordert, für die jetzige Sitte und Ordnung zu kämpfen. Die soeben erwähnten Thatsachen zeigen, was alles unter den Begriffen Sitte und Ordnung zu verstehen ist. Anmerkung des Herausgebers.

Die Individualisten aber wollen nichts davon wissen. Sie begnügen sich damit, daß sie uns lediglich Schutz vor dem Gewaltthäter und dem Bauernfänger gewähren. Die anderen Sachen gehen sie nichts an. In meinen Augen aber ist es nicht viel anders, wenn eine rentable Straßenbahngesellschaft eine dreizehnstündige Arbeitszeit hat, oder wenn ein reicher Kaufmann seine geplagten Heimarbeiter so schamlos übervorteilt, und ausbeutet, daß sie, trotz fünfzehnstündiger Arbeitszeit, von Brot und Malzkaffee leben müssen, als wenn ein Dieb in seiner Schlauheit Dir etwas entwendet. Offen gesagt, ist der Ausbeuter, der Schweißtreiber eigentlich ein viel abscheulicherer, gefährlicherer, feigerer, und tötlicherer Schuft als der Taschendieb.

Andererseits müssen wir allerdings zugeben, daß des Schweißtreibers Opfer seine vollständige „Freiheit“ bei der gemachten Vereinbarung hat. Diese Opfer sind keineswegs gezwungen, die Bedingungen des Blutsaugers anzunehmen. Sie haben ja freie Wahl und können verhungern, wenn sie das vorziehen. Vermutlich aber würde der verstockteste Individualist einen Menschen daran verhindern, sich in einen tiefen Abgrund zu stürzen, oder von einem Bahnzug sich überfahren zu lassen. Das ist eine Form von Beschädigung, vor welcher es ganz am Platze ist, daß wir einander beschirmen. In Angelegenheiten aber, wo Erpressung und langsamer Mord an armen, wehrlosen Teufeln von Heimarbeitern begangen werden, soll sich kein Mensch hineinmischen. Vor allen Dingen den gebührenden Respekt vor der heiligen Freiheit der gegenseitigen Vereinbarung hegen, und keinen Frevel mit der Freiheit des Einzelnen treiben.

Freiheit ist was wir alle gerne möchten, so weit das eben ausführbar ist, und so weit es mit der Freiheit anderer in Accord ist. Allein, absolute völlige Freiheit der Einzelnen läßt sich in der Gesellschaft nicht erzielen, und angesichts der verschiedenen Vorteile, die einem das Kommunalleben bringt, muß man es sich gefallen lassen, daß seine Freiheit in manchen Hinsichten etwas begrenzt wird. Gegenwärtig haben wir einerseits zu viel, andererseits zu wenig Freiheit. Der Sozialismus würde diese Sache regeln: der Individualismus, die Anarchie dagegen giebt einem Teil der Gesellschaft viel mehr Freiheit als gut und wohlthuend ist.

Freiheit! Wenn der Staat sich niemals in die Verhältnisse

zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten hineingemischt, wenn er niemals Eingriffe in die Freiheit des Einzelnen gethan hätte, wäre heute die Lage der Arbeiter völlig unerträglich. Weißt Du etwas von dem infamen Truckunfug, der Jahrhunderte lang währte, vor verhältnismäßig kurzer Zeit in voller Blüte war, und der heute noch trotz des Verbots eine Rolle spielt? Die Arbeiter waren gezwungen, einen Teil des empfangenen Lohnes in der ihrem Herrn gehörigen Schänke zu vertrinken und sehr beträchtliche Warenmengen an Geldes Stelle zu nehmen. „Die Waren, die der Fabrikherr eigens zu diesem Zweck in möglichst schlechter Qualität anschaffte, wie sie der Arbeiter selbst aus freien Stücken nicht gekauft hätte, bestanden in der Regel in beschädigten, altmodisch gewordenen Artikeln, seidenen und wollenen Tüchern, Pfeifen, Sackuhren, Luxusgegenständen, falschem Weiberschmuck, Viktualien, Branntwein, Tabak, Lebensessenz, Frankfurter Pillen, u. s. w. Der Arbeitgeber setzte ihren Preis willkürlich und weit über ihrem realen Wert durch die Drohung fest, die Arbeit zu verweigern, wenn sie zu demselben nicht angenommen würden, und die Arbeiter waren genötigt, sie sofort mit Verlust, zuweilen in demselben Hause zu verkaufen, um nur die notwendigen Lebensbedürfnisse sich beschaffen zu können." *)

Dem Solinger Fabrikgericht wurde im Jahr 1845 eine Anzahl Lieferbüchlein der Arbeiter vorgelegt, die die Beträge angeben, welche die betreffenden Arbeiter in bar und in Waren in einer Reihe von Jahren erhalten hatten. Diesen Arbeitsbüchlein entnehmen wir folgende Posten:**)

Nr.	Erhaltenes Bargeld in Thalern	Erhaltene Waren in Thalern
1	228	658
7	12	129
8	26	92
9	13	94
10	6	78
11	15	49
13	83	338

*) Anton, Geschichte der preußischen Fabrikgesetzgebung.

**) Die Industrie am Niederrhein. A. Thun.

Nr.	Erhaltenes Bargeld in Thalern	Erhaltene Waren in Thalern
14	2	264
15	—	202
18	—	500
19	2	115
20	—	365

Ein Mann bekam im Laufe der Jahre 2 Thaler in bar und 115 Thaler in Waren, wieder einer 264 Thaler in Waren, im Verhältnis zu derselben Municifenz in bar, während zwei andere 365 Thaler, beziehungsweise 500 Thaler in Waren erhielten und keinen Heller Bargeld!

Diese unmenschliche Ausbeutung der Arbeiter durch den Truckunfug hat durchaus nicht aufgehört, sondern sie ist nur etwas zurückgedrängt. Die Heimarbeiter im Blattmetallgewerbe z. B. erhalten reichlich Rohmaterialien zu einem hochgeschraubten Preis von ihrem Kaufmann, und waren oft genötigt, den Überfluß, den sie gar nicht verwenden können, mit 20 bis 30 Prozent Verlust zu verkaufen.

„Beim Korbhändler ist die reine Sklaverei," meinte ein Arbeiter. „Bei jeder Bestellung heißt es, ‚dazu brauchst Du soviel Lackrohr, soviel Weiden, soviel Esparto und anderes Rohr' — und wird nichts vergessen, auch nicht die Stifte und Schließen. An dem Rohmaterial nehmen die Kaufleute bis zu 50 % Gewinn."*)

„Die Unsitte des Trucksystems herrscht innerhalb der Korbwaren- und Schiefertafelindustrie Oberfrankens. Die Kaufleute liefern dem Arbeiter die hauptsächlichsten zur Fabrikation dienenden Rohmaterialien; von dem Reste des Arbeiterlohnes muß $1/3$ bis $1/2$ dann noch in Waren entnommen werden. Als Tauschwaren dienen hauptsächlich Mehl, Zucker, Kaffee, Cichorie, Tabak, Zigarren, aber auch Blechartikel, Wollwaren und dergl."**)

*) Die Hausindustrie in Thüringen. Sax.

**) Die Hausindustrie in Thüringen. Sax.

„Es soll in der Umgegend von Lichtenfels vorkommen, daß seit 1884 die Leute angehalten werden, eine Erklärung zu unterzeichnen, wonach sie ihren

Über diese Zustände ist zu wiederholten Malen von den Fabrikinspektoren in den Jahren 1881, 1882, 1883 und 1884 berichtet worden.

Ein beliebter, vielangewandter Kniff war auch früher das Zusammenkaufen von allen möglichen fremden Münzen zu billigen Preisen und das Bezahlen der Arbeiter mit denselben zu einem hohen Kurs.

Richten wir unser Augenmerk noch auf einige Beispiele der Wirkung der unbegrenzten Freiheit der Handlung in früheren Jahren.

Anton in seiner bereits erwähnten Geschichte der preußischen Fabrikgesetzgebung berichtet über Kinderarbeit in Spinnereien. Solche Kinder wurden vom sechsten Jahre an aufgenommen, auch zur Nachtarbeit verwendet. Er nennt Fabriken, in welchen 90 bis 100 Kinder am Tage und 65 bis 80 Kinder die Nacht durch beschäftigt waren. Die Arbeitszeit währte 13 Stunden mit nur kurzen Eßpausen, und die Kinder verdienten 2 bis 3 Groschen täglich. In Nagelschmieden des Erfurter Bezirks waren die Kinder von früh 4 Uhr bis abends 6 Uhr mit einer weit über ihre Kräfte gehenden Arbeit, dem Blasebalgziehen beschäftigt. Erkundigungen, welche in Frankfurt a/O. eingezogen wurden, stellten fest, daß Kinder bis zu sechzehn Stunden per Tag Arbeitszeit in der dortigen Gegend hatten.

Der folgende Fall ist nicht dem grauen Alter entnommen, sondern er stammt aus unserer Zeit und ereignete sich vor wenigen Jahren und zwar in der Hausindustrie. Sax*) bespricht die Phosphorzündhölzchen-Industrie und berichtet wie folgt. „So wurden im Winter vor meinem Besuch 9 oder 10 Kinder im Alter zwischen neun und vierzehn Jahren, bei einem ‚Fabrikanten‘ von Sonnabend mittag bis Sonntag früh um 2 Uhr an der Arbeit zurückbehalten; dann wurde die Thür ‚abgeschnappt‘ (zugeriegelt) und den Kindern zwei Stunden Ruhe vergönnt. Um 4 Uhr früh mußten sie wieder antreten und fortarbeiten bis zum

---

Lohn in barem Geld erhalten hätten; beim Verlassen des Comptoirs müssen sie dann einen Laden passieren, wo ihnen die üblichen Waren angehängt werden.“ Sax.

*) Die Hausindustrie in Thüringen.

Kirchenbesuch. Schultheiß und Lehrer, die mir diese Mitteilung machten, fügten hinzu, Ähnliches sei schon wiederholt vorgekommen. Kinder sollten doch nicht länger als bis 8 Uhr abends (!) verwendet werden, da setzten aber die Fabrikanten Deckel und Bretter in die Fenster ein, daß man nicht hineinsehen kann. Für erwachsene Personen rechnet man in Neustadt die übliche Arbeitszeit von 5 Uhr früh bis 8 Uhr abends."

Dieselbe zarte Rücksicht und väterliche Vorsorge für die reiferen Jahre, wie sie die Liegnitzer Regierung früher zeigte, scheint der leitende Gedanke bei verschiedenen Regierungen zu sein, in Bezug auf die ablehnende Stellung, die dieselben heute einnehmen, dem Schutze der kleinen Kinder in der Hausindustrie gegenüber. Die besagte Regierung hielt seinerzeit eine Fabrikgesetzgebung nicht für erforderlich, „weil die üblen Folgen dieses Berufes (der Glasfabrikation) viel zerstörender auftreten würden, wenn die Gewöhnung an sie nicht schon in früher Jugend begönne!*)"

A. Thun in seiner „Industrie am Niederrhein" schreibt wie folgt: „Das Minimum der Arbeitszeit in den Textilfabriken war effektiv 12 Stunden; gewöhnlich betrug sie 14—15 Stunden, nachweisbar oft 16—17 Stunden. Die Kinder arbeiteten stets in Reihe und Glied mit den Erwachsenen. Die ganze Arbeitszeit über blieben sie ununterbrochen in der Fabrik, selbst ihr Mittagsmahl, oft nur in einem Stückchen Brot bestehend, schlangen sie zugleich mit dem Staub des Spinnsaals in sich hinein." Lange Zeit wurde natürlich das Fabrikgesetz wenig beachtet, ungefähr so wie heute noch das Truckverbot umgangen wird. Ein Inspektor „denunzierte**) mehrere Kommerzienräte, und es zeigte sich bald, daß die Handelskammer-Präsidenten und die angesehensten Fabrikanten das Gesetz übertraten; trotz wiederholter Bestrafung dauerte das fort. Mit einem überlegenen Lächeln äußerte ein Fabrikant: ‚Sie werden sich doch nicht dazu hergeben, einen solchen Unsinn durchzuführen.‘ Erbittert rief ein Industrieller aus: die 50 Thaler quetsche ich in einer Woche wieder aus den Kindern heraus."

*) Anton, Geschichte der preußischen Fabrikgesetzgebung.

**) Thun, Die Industrie am Niederrhein.

In den jungen Jahren des Fabriksystems sind tausende von Mädchen aus den Dörfern in die Fabrikstädte wie Aachen, Gladbach, Mülhausen u. s. w. geströmt. Dort angelangt, haben sie oft, teils aus Mangel an Raum, teils aus Billigkeitsrücksichten kein Zimmer gemietet, sondern haben in den Fabriksälen, in welchen sie 14—16 Stunden gearbeitet hatten, im Dampfkesselraum, oder in Schuppen auf Säcken und Lumpen geschlafen — Burschen und Mädchen und Kinder alle beisammen, und die Sittenlosigkeit, die herrschte, spottet aller Beschreibung.

Es giebt zahlreiche Berichte über alle diese Greuel. Wer etwas davon liest, und sieht wozu die unbegrenzte Ausdehnung der Freiheit der Handlung führt, schwärmt nicht mehr arg dafür, und er bekommt eine ganz andere Auffassung von den „Rechten der Einzelnen."

Der Wunsch nach Freiheit ist einem sehr begreiflich, allein völlige unbegrenzte Freiheit ist etwas, das wir nicht haben können, so lange wir es mit so vielen Gaunern, so vielen rücksichtslosen Menschen zu thun haben. Dafür, daß wir das Vergnügen dieser Leute Gesellschaft haben, müssen wir den Preis zahlen, daß die Freiheit ein wenig eingeschränkt wird. Mir kommt es vor, als hätte der Individualismus die Wirkung, daß er den rücksichtslosen niedrigen Charakter stärkt und unterstützt und begünstigt im Kampfe mit dem echten biederen Manne, und ich hege die Hoffnung und Überzeugung, daß der Sozialismus die entgegengesetzte Wirkung ausüben würde. Ich gebe ja zu, daß der Sozialismus mehr oder weniger eine Beeinträchtigung der Freiheit der Einzelnen bedingen würde. Nun müssen wir aber fragen, welche Einzelne das treffen würde? Es würden die Gauner und die Rücksichtslosen davon getroffen werden. Sagen wir, es befinden sich ein Dutzend Leute in einem kleinen Boot im offenen Meer, mit Proviant für nur zwei Tage. Wäre es da klug und am Platze, auf die Freiheit des Einzelnen achtzugeben? Wenn der stärkste Mann von der Gesellschaft alles an sich zöge und die anderen verhungern ließe, würden die anderen elf Personen im Recht oder im Unrecht sein, wenn sie den ersten festhielten und den Proviant gleichmäßig verteilten?

Die Schwachen, die Einfachen, die Ungeschickten, die Biederen, die Gleichgültigen, durch Gewalt, oder Rücksichtslosigkeit, oder List

übervorteilen, — das ist der Individualismus. Den Gauner verhindern, das an sich zu reißen, was ihm nicht gehört, — das ist der Sozialismus.

---

23. Brief.

Über den Luxus.

So einem, in größtem Pomp lebenden Raubritter, wurde es von einem philisterhaften, schlichten Alltagsmenschen verargt und vorgeworfen, daß er der Mittel vieler anderer sich bemächtige und sie verzehre. „Sehet nur aber," sagte der prunkhafte Raubritter, „wie großartig und verschwenderisch ich das alles wieder ausgebe, was ich kriege."

„Jawohl," erwiderte der trockene, einfache Alltagsmensch, „aber wie kommt ihr zu eurer Beute?"

„Eine solche Frage," antwortete der andere, „ist heimtückisch, und gehört nicht hierher." Ruskin.

Dieses ehrbegierige eitle Weib meint seinen Wert dadurch zu steigern, indem es sich mit Gold und Edelsteinen und allerhand Schmuck überlädt. Damit es in immer mehr und mehr imponierendem Prunk erscheine, soll alles zusammenhelfen, und die ganze Nation in der Erledigung dieser Aufgabe sich erschöpfen. In diesem mühevollen Dienst soll die Kunst stöhnen und schwitzen, und die ganze Industrie sich abmühen und abnutzen. Bossuet.

Es giebt keinen Staat, in welchem das ganze Jahresprodukt dazu verwendet wird, nur die Fleißigen zu unterhalten. Überall verzehren die Müßiggänger einen sehr beträchtlichen Teil davon; und je nach dem Verhältnis, in welchem das Jahresprodukt unter diese zwei Klassen verteilt wird, muß der Wert desselben entweder steigen oder fallen, oder sich gleich bleiben.

Adam Smith.

In diesem Brief werde ich den Luxus behandeln, und werde mir die Aufgabe stellen, es klar darzulegen, daß der Luxus der Reichen eine unmittelbare Ursache des Elends der Armen ist.

Es ist von großer Wichtigkeit, daß wir bezüglich dieser Sache vollständig ins Klare kommen, denn gerade hier haben teils einfältige, teils unaufrichtige Leute sich sehr bemüht, eine Verwirrung

hervorzurufen. Bekanntlich hat man lange Zeit die Ansicht gehegt, daß der Reiche, durch den bloßen Umstand, daß er Geld ausgab, dem Armen wohlthätig und hilfreich ward.

Diese irrige Meinung hat man jetzt meistens, auch unter Staatsökonomen, schon längst aufgegeben, und sie wird heutzutage von nur schlecht unterrichteten oder unintelligenten Leuten geäußert. Unter diesen hebe ich folgende Stelle aus den Äußerungen eines Adeligen und Staatsmannes hervor:

„In dieser Angelegenheit giebt es aber Dinge, welche, ihrer Natur nach, greifbare Thatsachen sind, und nicht bloß Anschauung und Grübelei. Wir bekommen mehr Klarheit, sobald wir uns eine genaue Vorstellung davon gemacht haben, was gewisse Ausdrücke bedeuten. Nehmen wir hier den Ausdruck — die Beschäftigungslosen. Beschäftigung in dieser Hinsicht bedeutet die Anstellung von Leuten, um die verschiedenen Bedürfnisse des Lebens zu decken. Je größer der Kreis dieser Bedürfnisse wird, und je mehr letztere stimuliert werden, desto mehr Anlaß wird man immer nehmen, Leute zu beschäftigen. Folglich ist das ganze Geschrei und das ganze Vorurteil gegen den Reichtum und den sogenannten Luxus, in Wirklichkeit weiter nichts als eine Verurteilung der wahren Ursache und Urquelle aller Beschäftigung. Dieser Schluß ist absolut richtig."

Der Satz ist auf meine Hinwirkung gesperrt gedruckt. Dieser Adelige scheint der Ansicht zu sein, daß dem Volk keine anderen Mittel zu seinem Lebensunterhalt zu Gebote stehen, als daß die Leute gegenseitig einander zur Arbeit mieten. Es erinnert mich an die Kolonie, in welcher alle die Bewohner ihr Leben dadurch fristeten, daß sie gegenseitig das Waschen für einander besorgten. Ohne Frage hat dieser Staatsmann da recht, wo er sagt, daß, je mehr die Bedürfnisse der Reichen künstlich vergrößert werden, desto mehr Arbeit wird es für das Volk geben. Da aber die einzige Bedeutung dieses Spruches die ist, daß, je mehr die Reichen vertilgen und vergeuden, desto mehr muß das Volk sich plagen, so will es mir nicht einleuchten, inwiefern das Volk ein Interesse daran haben kann, die Müßiggänger zu immer größer werdender Prasserei und Vergeudung zu stimulieren. Unser Gegner hat es gänzlich übersehen, uns darüber Auskunft zu geben, wie die Reichen, wie der vorhin erwähnte Raub-

ritter, zu ihren Reichtümern kommen, und wo sie dieselben hernehmen.

Unser Adeliger steht aber nicht vereinzelt in seinem Unwissen da. Die Herren der Presse haben wir stets mitten unter uns, und von diesen Herren gebe ich unten drei, großen Zeitungen entnommene Stellen wieder, alle gleich falsch und gleich einfältig.

Der eine schreibt, daß „der von den Reichen getriebene Luxus den Armen nützliche Beschäftigung bringt“.

Der zweite, daß die „Ausgaben der Reichen den Armen den doppelten Segen bringen, daß letztere Beschäftigung und Löhne haben“.

Der dritte bringt die Nachricht, daß „der Reiche sein Geld nicht ausgeben kann, ohne dadurch eine ganze Menge Leute zu beschäftigen, die sonst verhungern müßten“.

Diese drei Äußerungen verschiedener Blätter kommen auf eins heraus. Die scharfsinnigen Herren, die dieselben thaten, waren fest überzeugt, daß die Reichen ihr eigenes Geld ausgeben, während sie thatsächlich das Geld anderer Leute ausgeben. Sie waren der Meinung, daß der Reiche, durch seine verschiedenen Bedürfnisse, eine Anzahl Leute auf eine nützliche Art beschäftigte, während es in Wahrheit einfach unmöglich ist, einen Menschen auf eine nützliche Art zu verwenden, indem man ihn unnütze Sachen machen läßt. Diese Herren waren ferner der irrigen Ansicht, daß die von den Reichen beschäftigten Leute verhungert wären, wenn sie diese Arbeit nicht bekommen hätten; in der That aber würden alle diese Leute mit nützlichen und nicht mit unnützen Arbeiten beschäftigt sein, wenn der Reiche mit seiner störenden Einmischung fern geblieben wäre.

Alles, was der Mensch macht oder gebraucht, kann man in zwei Kategorien teilen. In großen Zügen gilt es von jedem Gegenstand, daß er entweder ein Gebrauchs- oder ein Luxus-Gegenstand ist. In die erste Kategorie würde ich alles hineinbringen, was die höchste Entwickelung des Menschen fördert und begünstigt. Solche Sachen, die diesem Zwecke nicht dienen, würde ich als Luxus oder Überfluß bezeichnen. Demnach sind Speisen, Kleider, Häuser, Bücher, Bilder, musikalische und wissenschaftliche Instrumente u. s. w. als Gebrauchsgegenstände anzusehen. Finger- und Ohrringe, Rennpferde und Lakaiendienst nennen wir dagegen Luxus.

Alle diese Dinge, gleichviel, ob sie der einen oder der anderen Kategorie angehören, werden von den Menschen gemacht. Diamantringe, Brotlaibe, Klaviere und Bügeleisen wachsen nicht an den Bäumen. Das Volk muß alles machen, und es ist völlig klar, daß, je mehr Zeit ein Volk auf die Herstellung von Luxusgegenständen verwendet, desto weniger Zeit hat es übrig, die nötigen Gebrauchsgegenstände herzustellen.

Wenn in einer aus zehntausend Mann bestehenden Kolonie neuntausend davon Brot und eintausend Juwelen machen, so wird es klarerweise mehr Brot als Juwelen geben. Bei genau umgekehrten Konditionen wird es mehr Juwelen als Brot geben. Bei dem ersten Beispiel wird es reichlich Brot für alle geben, wenn auch die Juwelen etwas rar sind. Bei dem zweiten müßten die Leute rettungslos verhungern, und wenn sie sich noch so mit Goldschmuck überlüden.

In einem gut und vernünftig organisierten Staate würde man nicht eher mit Luxusgegenständen anfangen, als bis Alle mit Gebrauchsgegenständen reichlich versehen worden wären.

Robinson Crusoes erste Sorge war die, sich Speise und Obdach zu verschaffen. Wenn er seine Ziegen- und seine Boden- und Baumkultur vernachlässigt und die Zeit mit der Herstellung von recht zierlichen Muschelschachteln zugebracht hätte, so hätte er verhungern müssen. Er wäre dann offenbar ein großer Narr gewesen. Und was sollen wir von den zarten, feinen und gebildeten Damen denken, die in Seide und Perlen gehen, derweil die Leute, welche diese Sachen herstellen und sie v e r d i e n e n, in Elend und in Mühseligkeit leben?

Nehmen wir einmal eine Gesellschaft von zwei Leuten, die den Boden bebauen. Diese zwei finden, daß durch ein sechsstündiges Arbeiten, Nahrung reichlich hervorgebracht wird. Nun entwendet man den einen davon der Feldarbeit und läßt ihn Halsbänder herstellen. Was geschieht da? Das geschieht, daß der andere Arbeiter von nun an täglich zwölf Stunden anstatt sechs zu schaffen hat. Sein Kamerad hat aufgehört, Brot zu bauen, aber nicht aufgehört, Brot zu essen. Folglich hat der Weizenbauer jetzt die Aufgabe, für zwei Mann anstatt für einen das Brot hervorzubringen. Je mehr Leute also in der Herstellung von Luxusartikeln verwendet werden,

desto schwerer wird die Last des anderen Teiles, der die notwendigen Dinge zu beschaffen hat.

In dem obenerwähnten Falle erhält der Feldbauer wenigstens einigermaßen eine Entschädigung für die extra Arbeit. Es ist kein Kapitalist da, und so bekommt der Bauer die Hälfte der gemachten Halsbänder im Tauschwege.

Nehmen wir an, wir haben es mit einer Gesellschaft von drei Männern zu thun. Der eine besitzt den ganzen Boden und die anderen zwei sind seine Pächter. Der Grundbesitzer erhält die Hälfte von dem, was die Bodenkultur abwirft, als Miete, leistet aber keinen Dienst. Was geschieht hier?

Wir haben vorhin gesehen, daß die zwei Arbeiter bei einer sechsstündigen Arbeit genug zu ihrem Unterhalt produzierten. Nun kommt aber der Grundbesitzer und nimmt die Hälfte dieses Ertrags. Seine Erscheinung auf der Bildfläche hat zur Folge, daß die zwei Pächter jetzt genügende Nahrung für vier Personen hervorbringen müssen. Von diesen vier Teilen beansprucht der Grundbesitzer zwei, während jeder der Pächter je einen bekommt. Wenn es also die Arbeit von sechs Stunden erfordert, um den Unterhalt von einem Menschen zu sichern, so wird die Arbeit von zwölf Stunden nötig sein, wenn einer sogleich den Lebensunterhalt für einen zweiten besorgen muß. Unsere zwei Pächter sind daher genötigt, die doppelte Arbeit gegen früher zu verrichten.

Nun findet aber der Grundbesitzer, daß er noch einmal so viel Zeug hat, als er verzehren kann. Was thun? Er sinnt und sinnt und kommt auf die Idee, einen Teil des Weizenüberflusses auszugeben, um auf diese Weise eine „nützliche Beschäftigung“ für einen der Pächter zu finden. Er entzieht also den einen der Bodenkultur und giebt ihm den Auftrag, ein Haus für seinen Herrn zu bauen. Was hat dies zur Folge? Die Wirkung hiervon ist, daß der eine bei der Feldarbeit bleibende Pächter jetzt die Nahrung für alle drei allein bauen muß. Auch erhält er nichts für alle seine extra Arbeit. Er hat nichts davon.

Man überlege diese Sache. Alle Menschen müssen essen. Wir haben aber hier schon zwei, die keine Nahrung produzieren. Um die Nahrung für einen Menschen hervorzubringen, braucht es eine Arbeit von sechs Stunden. Wenn einer allein für den Unterhalt von drei Menschen sorgen soll, so braucht es eine Arbeit von acht-

zehn Stunden. Der eine hat daher dreimal so viel Arbeit und muß sich dreimal ärger plagen als ursprünglich. Als die zwei Männer allein waren, hat der Feldarbeiter wenigstens den ihm zukommenden Teil der hergestellten Halsbänder erhalten. Bei dem gegenwärtigen Beispiel aber hat er nichts für alle seine Arbeit und Mühe. Die diversen Luxusartikel, welche der eine Arbeiter im Laufe der Zeit nach und nach herstellt, sind für den Bodenbesitzer allein.

Dieser entnimmt dem Pächter den Löwenanteil von dem, was er produziert, und außerdem mietet er sich einen sonst nützlichen Mann, der ihm den Überfluß vertilgen helfen soll.

Es giebt also hier drei Klassen:

Erstens haben wir den Bodenbesitzer, der keine Arbeit leistet.

Zweitens haben wir seinen Diener, der ausschließlich dem Herrn dient.

Drittens haben wir den Bauern, der die Aufgabe hat, für sich und die anderen zwei das Brot zu bauen.

Alle Völker in Europa, wenn nicht von der ganzen Welt, sind in diese drei Klassen zu teilen.

Um diese Sache noch augenscheinlicher zu machen, wollen wir hier folgende Figur anwenden. In derselben tragen zehn Männer eine Last, welche den Lebensunterhalt von zehn Leuten vorstellt.

Lebensunterhalt
von zehn Männern.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10.

Diese durch Zahlen dargestellte Leute sind sämtlich mit der Herstellung von Gebrauchsgegenständen beschäftigt. Was ich hier recht klar machen möchte, ist die Thatsache, daß, wenn einer dieser zehn der nützlichen Arbeit entzogen, und einer unnützen Arbeit zugeteilt wird, er deswegen nicht aufhört, Speisen zu verzehren. Nach wie vor muß er gespeist werden, und dies haben diejenigen jetzt zu besorgen, welche die Nahrungsgegenstände hervorbringen. Nehmen wir nun an, wir entfernen von der nützlichen Arbeit sieben dieser zehn Leute. Aus einem davon machen wir einen Salon-

herrn, während andere sechs, in verschiedenen Eigenschaften, seine Diener werden. Die Figur wird jetzt anders aussehen.

Lebensunterhalt von zehn Männern.

1. 2. 3.

Die Last ist dieselbe, aber die Lasttragenden sind jetzt drei anstatt zehn.

C. ist Juwelier und setzt Edelsteine für B. Woher nimmt B. das Geld, um C. bezahlen zu können? Er bekommt es von A. Es ist daher völlig klar, daß A. den B. und den C. beide unterhält.

An der Hand der Statistik (Kapitel 7) haben wir bereits gesehen, daß die Verteilung des ganzen nationalen Jahreseinkommens sich folgendermaßen gestaltet:

Das Gesamteinkommen beträgt 15,700 Millionen Mark.

Die Einwohner sind 50 Millionen. Die Berechnungen von Pierstorff, Böhmert und anderen als Grundlage nehmend, haben drei Viertel der Bevölkerung ein Einkommen bis zu 1000 Mark. Diese drei Viertel der Einwohner erhalten nur ein Drittel des Gesamteinkommens, während das übrige eine Viertel zwei Drittel vom ganzen Einkommen bekommt.

Das heißt in anderen Worten, 37 Millionen produzieren um 15,700 Millionen Mark, wovon sie nur 5 Millionen Mark für sich bekommen, während die übrigen 13 Millionen Leute (worunter sehr viele Nichtproduzenten und Müßiggänger) 10 Millionen Mark erhalten. Dies bedeutet, daß jeder Arbeiter während nur eines Drittels der Arbeitszeit für sich, und während zweier Drittel derselben für andere Leute arbeitet.

Es wäre dies schon schlimm genug, allein der wahre Thatbestand ist viel ärger. Unter den 37 Millionen giebt es eine enorme Anzahl Nichtproduzenten — die also abzurechen wären — Millionen von Frauen und Kindern, dann Millionen von Arbeitern, welche überflüssige Sachen fabrizieren.

Herr Kanonikus Girdlestone in seiner Broschüre „Society Classified“ (Die Gesellschaft in Klassen geteilt) schreibt:

„Zur Genüge ist es nachgewiesen worden, daß wenn man bei den

Begriffen ‚Gebrauchsgegenstände‘ und ‚Comfort‘ die allerausgedehnteste Anwendung gelten läßt, so findet man, daß nicht weniger als immer noch vier Elftel der ganzen Arbeiterbevölkerung damit beschäftigt ist, reine Luxusgegenstände herzustellen, lauter Dinge, welche dem gesunden Menschengeist in einem gesunden Körper purer Überfluß sind. Und wenn wir ferner in Betracht ziehen, daß der größte Teil dieser Verkörperungen des Fleißes anderer Hände (Dr. Thring nennt solche Dinge das akkumulierte Leben der Arbeiter) von Nichtproduzenten gekauft, und nur mit Geld allein bezahlt wird, so müssen wir zugeben, daß die endgültige schlimme Wirkung dieser Handlung keine kleine und geringe ist.“

So etwas möchte ich sehr gerne einmal sehen, nämlich eine ordentliche und richtige Klassifizierung der Gesellschaft. Wenn wir richtig zu sehen bekämen, wieviel Leute arbeiten um Gebrauchsgegenstände zu machen, und wieviel in Luxusbranchen beschäftigt sind, so würden wir wahrscheinlich herausfinden, daß jeder einzelne Arbeiter der heute Gebrauchsgegenstände macht, ungefähr zwanzig Personen zu unterhalten hat.

Frau Kommerzienrat Protz will einmal dem Schuhmachermeister Putz so eine „nützliche Beschäftigung“ geben. Sie braucht Ballschuhe für ihre Fräulein Töchter. Prüfen wir diese Angelegenheit etwas näher.

Wo nimmt die Frau Kommerzienrat das Geld her? Dies erhält sie vom Herrn Kommerzienrat, der es von Hans und Peter und Michel und anderen seiner Arbeiter bekommt. Nachher beauftragt sie den Putz, Ballschuhe zu machen und zahlt ihm mit dem Gelde von Hans und Peter und Michel. Wenn Putz aber diese Bestellung nicht bekommen hätte, so wäre er damit beschäftigt gewesen, ordentliches, nützliches Schuhwerk für Hans und Peter und Michel und ihre Kinder zu machen. Wie die Sache aber jetzt liegt, kann der Hans und die anderen keine Stiefel kaufen, weil sie kein Geld haben, denn die Frau Kommerzienrat hat es genommen.

Oder die Frau Kommerzienrat läßt sich zu Stoffberg und Seidemann hinfahren und bestellt dort einige Kostümes. Diese Kostümes bezahlt sie mit dem von Hans und Peter und Michel verdienten Geld. Unterdessen ziehen Frau Hans, Frau Peter, und Frau Michel irgend welche alte Fetzen an.

Rechnen wir einmal was manchesmal so ein arg übertriebener

Luxus eigentlich kostet. Vor zwei oder drei Jahren hat ein Kürschner einen Prozeß gegen eine reiche Dame angestrengt, weil diese sich weigerte, die Rechnung für Aufbewahrung ihrer Pelzwaren zu bezahlen. Diese Rechnung betrug 1800 Mark und die Pelzwaren waren auf 120,000 Mark geschätzt.

Die Lieferung und Herstellung dieser Pelzwaren hatten schon einer großen Menge Leute, wie Jäger, Gerber, Matrosen, Kaufleute, Zwischenhändler, Kommis und noch mehr, „Beschäftigung“ gegeben. Nehmen wir an, daß diese Leute, groß und klein, einen durchschnittlichen Wochenlohn von 40 Mark haben. Das ist gleich der Arbeit von einem Manne während dreitausend Wochen oder sechzig Jahre. Sechzig Jahre über diesen einen Posten Pelzwaren zugebracht! Wenn wir die Schaffenszeit eines Menschen auf durchschnittlich zwanzig Jahre festsetzen, so ergiebt es sich, daß das Arbeitsleben von drei Menschen der Nation verloren gegangen ist, damit der Eitelkeit und der Prunksucht einer müßigen hochmütigen Frau gedient werden konnte.

Bei Hochzeiten und großen Festen in Millionenstädten kommt es ziemlich häufig vor, daß die zur Dekoration verwendeten Blumen allein einen Wert von 20 000 Mark repräsentieren. Schätzt man den Durchschnittslohn der vielen Leute, die mit der Kultur, dem Verkauf und dem Transport dieser Blumen beschäftigt sind, auf wöchentlich 20 Mark per Mann, so kommt die Summe von tausend Wochen oder zwanzig Jahren heraus — d. h. das volle Arbeitsleben von einem Menschen — die darauf verwendet werden, die Salons einer eitlen müßigen Dame während eines einzigen Abends zu dekorieren.

Nehmen wir jetzt ein Beispiel in noch größerem Maßstabe. Es giebt Palais und Schlösser, deren bauliche und dekorative Herstellung Millionen gekostet hat. Ein solcher großartiger Bau giebt „Beschäftigung“ für vielleicht hundert Leute zehn Jahre hindurch. Während dieser langen Zeit haben jene Arbeiter keine Gebrauchssachen für sich produziert. Sie haben aber nicht unterlassen diese unentbehrlichen Dinge zu verzehren; und diese Sachen mußten von denselben Leuten hervorgebracht werden, welche die ursprünglichen Gelder herbrachten, die der reiche Adelige, Bankier oder Spekulant nun ausgiebt. Das heißt also, daß die Maurer und Zimmerleute von den Hervorbringern von Gebrauchsgegenständen unterhalten

und mit dem Gelde bezahlt wurden, welches die besagten Produzenten dem obenerwähnten Reichen verdient hatten. Das Schlußresultat für die Produzenten von Gebrauchsgegenständen ist, daß sie das Vergnügen hatten, während zehn Jahre, hundert Arbeiter mit ihren Familien zu unterhalten.

Und wozu eigentlich? Damit diese Leute in der Periode eine Wohnung für einen müßigen Mann herstellen konnten.

Mir scheint es demnach, daß es mit der Klugheit und Gescheitheit der Maxime, daß es vorteilhaft sei, die Lebensbedürfnisse immer mehr und mehr zu stimulieren, nicht recht weit her ist. Es gab einmal einen Weisen, der sagte, daß das Glück eines Volkes nicht in der Fülle der Reichtümer, sondern in der geringen Anzahl der Bedürfnisse bestünde. Heutzutage haben wir eine neue Interpretation; da heißt es, das Glück des Volkes besteht in der großen Anzahl seiner Bedürfnisse.

Für meinen Teil würde ich dem Volke eher den bescheidenen Rat geben, lieber darauf bedacht zu sein, die eignen Bedürfnisse zu befriedigen, als die Bedürfnisse anderer zu stimulieren. Der Mensch kann nicht von Bedürfnissen leben, man braucht etwas zu essen. Ich meine, die Sache ist so einfach, daß jeder einsehen muß, daß, je mehr Bedürfnisse ein Volk hat, desto fleißiger es zu arbeiten hat, um dieselben zu befriedigen. Übrigens, wenn die Einrichtung so ist, daß diese Bedürfnisse von nur einer Klasse kultiviert werden, während die andere Klasse das ausschließliche Amt hat, dieselben zu befriedigen, so kommt es mir vor, als wenn —?

Was für eine Menge Leute giebt es, bei welchen alles verschwommen, alles im Nebel ist! Da fällt mir wieder eine Broschüre ein — die Pflichten des Reichtums — der ich ein paar Stellen entnehme.

„Gerade der Reichtum, auf welchen so viele neidisch sind, und bei dem so viele den Kopf schütteln, ist so weit davon entfernt, die Ursache von ausgedehnter Armut zu sein, daß er faktisch die Ursache ist, warum Millionen nicht verhungern.“

Diese Stelle will die Behauptung aufstellen, daß es die müßigen Reichen sind, welche die Arbeiter unterhalten, nicht daß die Arbeiter die müßigen Reichen unterhalten.

Bei einer anderen Stelle will der Verfasser die Falschheit der Ansicht klar machen, daß der Reichtum des einen den Mangel des anderen bedeutet; —

„Nehmen wir z. B. einen Kunstschrank, für welchen ein kunstsinniger reicher Mann zwanzig- oder dreißigtausend Mark bezahlt. In dem Besitz dieses Mannes bildet das Werk einen Teil von des Besitzers Reichtum. Wie will man nun ein solches Stück Reichtum verteilen? Ganz abgesehen von dem Umstand, daß man so etwas nicht zerstückeln und die Fraktionen verteilen kann, ist es klar, daß wenn man das Kunstwerk dem Reichen nehmen, und dem Armen geben würde, so würde das diesen nicht im geringsten bereichern. Würde man so ein wertvolles Stück in die Hütte eines armen Webers hineinstellen, so würde es ihn höchstens mehr genieren als ihm nützen."

Das nenne ich wieder einen ordentlichen Unsinn schreiben. In Bezug auf diesen Kunstschrank giebt es zwei Dinge zu bemerken. Erstens wurde er von Arbeitern gemacht, die, wenn sie gerade diese Arbeit nicht gehabt hätten, wahrscheinlich die Zeit darauf verwendet hätten Gegenstände zu machen, die für die Armen einen Zweck und Nutzen gehabt hätten. Demnach hat der Schrank den Armen doch etwas gekostet. Zweitens kann man so ein Kunstwerk doch verteilen. Wenn der hier in Betracht kommende Schrank ein wahrer Kunstschatz ist, so gehört er gar nicht in den alleinigen Besitz des Reichen, der ihn schließlich den Armen doch abgeplündert hat, sondern er gehört in ein öffentliches Museum hinein, wo jedermann ihn sehen und bewundern kann. Dies wäre das einzig richtige Verfahren mit allen großen Kunstschätzen. Es ist eine der schwersten Ubelthaten der Reichen, daß sie in ihren Wohnungen eine Menge schöne Sachen zusammenscharren, die eigentlich im Besitz der Gesamtheit sein sollten.

Das darf man ja nicht außer Acht lassen, daß jeder Luxusartikel nicht mit Geld, sondern mit Mühe und Arbeit bezahlt wird — mit der Mühe und Arbeit der anderen. Jede Flasche Wein, die man trinkt, jeder Edelstein, der an der reichen Toilette der Frau Kommerzienrat funkelt, wird mit dem Schweiß und den Thränen und der Verzweiflung der ärmsten des Volkes bezahlt.

Es wird oft behauptet, daß der Kapitalist dem Arbeiter gerade so unentbehrlich sei, als der Arbeiter dem Kapitalisten, und es wird uns die Frage gestellt, wie wir dann gedenken, ohne den Kapitalisten zurecht zu kommen?

Diese Frage entsteht aus einer völligen Begriffsverwirrung in

Bezug auf die zwei Ausdrücke, Kapital und Kapitalist. Der Papst in seiner Encyclika macht denselben Fehler, wo er von der Arbeitsfrage schreibt als das Problem zur Zurechtmachung der entgegengesetzten Ansprüche des Kapitals und der Arbeit.

Allein, von den Ansprüchen des Kapitals und der Arbeit reden, ist gerade so absurd, als von den Ansprüchen der Kohlen und der Bergleute reden, oder von den Ansprüchen der Lokomotiven und der Lokomotivenführer.

Es ist ein mächtiger Unterschied zwischen Kapital und Kapitalisten. Das Kapital ist unentbehrlich, aber die Kapitalisten braucht man nicht. Was versteht man unter dem Ausdruck Kapital? Kapital bedeutet das Material, welches in der Produktion und Verteilung von Reichtum funktioniert. Darunter kommen also alle solche Dinge wie der Boden, das Verkehrswesen, Fabriken, Maschinen, Geld u. s. w.

Der Kapitalist ist aber nicht das Kapital. Er ist derjenige, der Kapital besitzt, der es hinausleiht, und der sich für dessen Gebrauch gute Zinsen zahlen läßt.

Dieses Kapital, welches er gegen Verzinsung herleiht, hat er es produziert? Es war nicht sein Werk, und jetzt greift er auch nicht thatsächlich ein und schafft und arbeitet. Alles was er thut, ist, das Kapital mit einer Steuer zu belegen.

Wer hat denn das Kapital hervorgebracht? Alles Kapital entsteht einzig und allein durch die Arbeit. Und wer wendet das Kapital praktisch und handgreiflich an? Die Arbeit ist es, die das einzige Mittel bietet, das Kapital anzuwenden.

Wenn man sagt, man kann ohne Kapital nichts machen, so stimmt das ungefähr so genau, als wenn man sagte, daß man ohne eine Sense nicht mähen könne. Sagt man aber, daß man ohne einen Kapitalisten nichts machen kann, so ist das so grundfalsch, als wenn man sagte, das Mähen ginge gar nicht, wenn sämtliche Sensen nicht in dem Besitz von einem Manne wären. Noch mehr; es ist so falsch, als wenn man sagen würde, man könne nicht mähen, außer wenn alle Sensen das Eigentum von einem Manne wären, und außer wenn dieser ein Drittel der Ernte für die Abnützung der Sensen beanspruchte.

Nennen wir hier ein paar Beispiele. Im Post- und Telegraphenwesen und in den Staatseisenbahnen liegt sehr wertvolles

Kapital, aber es giebt hier keinen Kapitalisten. Diese Anstalten sind sozialistische Einrichtungen. Der Staat bezieht die betreffenden Einnahmen vom Volke, und der Staat hat die ganze Administration in Händen. Die mannigfachen öffentlichen Einrichtungen und Besitztümer der Städte weisen unschätzbares Kapital auf. Hier giebt es wieder keine Kapitalisten. Der Direktor bei einem Bergwerk, der Geschäftsleiter bei einer Fabrik ist notwendig, aber einen Besitzer braucht es nicht. Ein Schiffskapitän ist ein durchaus nützlicher Mensch, aber ein Schiffsrheder hat gar keinen Zweck.

Wir brauchen wohl nicht mehr Beweise zu bringen, daß Kapital und Kapitalisten nicht zu verwechselnde Begriffe sind.

Hart, in seiner „Konstitutional Socialism" betitelten Broschüre macht es recht klar, wie überflüssig der Kapitalist, dem Wesen der Sache nach betrachtet, eigentlich ist. Er schreibt:

„Die Ausführbarkeit des Sozialismus läßt sich schon heute sehr deutlich nachweisen, denn man hat bereits eine Menge Beispiele in der Geschäftswelt. Im Handel und in der Industrie giebt es zahlreiche große Unternehmungen, die die kleineren immer mehr und mehr ruinieren, welche das Kapital von Beteiligten beziehen, die nicht das mindeste Fachverständnis besitzen, und die Geschäftsführer, Kommis, und Arbeiter in ihrem Solde halten, bloß damit diese die Arbeit für sie thun. Ob es sich um 8000 solcher Aktionäre in einem Lande handelt, oder um 80,000, oder um 8,000,000, ist vollständig nebensächlich, und hat mit der folgenden Frage nichts zu thun. — Können die Aktionäre Geschäftsleiter und Personal bekommen, die Waren für sie fabrizieren, verkaufen und versenden? Die Antwort lautet: Ja, es wird gegenwärtig so gemacht.

Noch mehr. Wenn es diesen Angestellten, trotz der großen Konkurrenz, und trotz der Gefahr durch die Erfindungen, oder die Intriguen anderer zu Grunde gerichtet zu werden, dennoch gelingt, heute mit Erfolg zu arbeiten, würde dann nicht die Leitung der Geschäfte noch viel leichter sein, wo diese Gefahren nicht mehr vorhanden wären, und wo es weiter nichts zu thun gäbe als bestimmte Quantitäten Waren, je nach dem Bedarf, anzufertigen und dieselben nach den Verteilungsorten bringen zu lassen?"

Das ist die Antwort auf die Frage, wie es die Arbeit anfangen soll, damit sie ohne die Kapitalisten zurecht komme. Noch eine

Frage, ehe wir dieses Kapitel schließen. Wird nicht die Verbreitung von sozialistischen Ideen einen großen Schrecken unter den Kapitalisten hervorrufen, und diese Leute veranlassen ihr Kapital dem Lande zu entziehen?

Ihr Kapital dem Lande entziehen! Sich können sie dem Lande entziehen, und dabei würden sie zweifelsohne ihr tragbares Eigentum mitschleppen. Das Land würde aber diesen Verlust leicht verschmerzen. Hören wir wieder, wie die große Autorität, John Stuart Mill, sich in dieser Sache äußert:

„Wenn von dem uralten Wohlstand eines Volkes geredet wird — von Reichtümern, welche von längst verstorbenen Ahnen herstammen — so will man einem den Begriff beibringen, daß der Stamm dieser Reichtümer vor lange vergangenen Zeiten produziert wurde, daß dieselben im Laufe der Jahre allmählich angewachsen sind, und daß nur eine kleine Fraktion, ein kleiner Jahresbeitrag im verflossenen Jahre zum ursprünglichen Kapital hinzugetreten ist.

Der Thatbestand ist aber ganz anders. Der größte Teil der heute vorhandenen Reichtümer wurde durch fleißige Hände innerhalb der letzten zwölf Monate geschaffen. Nur ein ganz minimaler Teil davon hat vor zehn Jahren existiert. Von dem uns heute zu Gebote stehenden großen Kapital war vor zehn Jahren fast gar nichts vorhanden außer Gebäuden, Maschineneineinrichtungen und einigen Schiffen, und sogar diese würden heute nicht viel Wert haben, wenn rührige Hände nicht fortwährend damit beschäftigt gewesen wären, sie in gutem Zustand zu erhalten.

Der Grund und Boden dauert fort, und dies ist fast der einzige Gegenstand, der Fortdauer hat. Alles, was der Mensch hervorbringt, geht zu Grunde und meistens in sehr kurzer Zeit.

Das Kapital wird nicht durch Aufbewahrung von Periode zu Periode erhalten, sondern durch fortwährend erneuerte Produktion“.

Etwaige Drohungen der Kapitalisten dem Lande das Kapital zu entziehen, brauchen uns nie bange zu machen. Darüber können wir uns ganz ruhig verhalten und den Zeitpunkt abwarten, wann die Fabrik- und Grubenbesitzer ihr Kapital herausziehen und damit auswandern. Ihre Maschinen können sie mitnehmen, aber dies wäre so ziemlich alles. Gegen das, was das Wesen des Kapitals bildet — die Fabriken, Bergwerke, Eisenbahnen, Anwesen und der-

gleichen — wären die Kapitalisten, Aktionäre und Dividendenjäger völlig machtlos. Nein! Die Kapitalisten mögen gehen wann sie wollen. Alles wesentliche müssen sie in der Heimat zurücklassen, und ohne sie wird es viel besser gehen, denn ihr Einfluß war stets nur ein verderbender und Unglück bringender.

Eine einfältigere Annahme hat es gar nie gegeben als die, daß der von den Reichen gemachte verschwenderische Aufwand dem Arbeiterstand etwas nütze. Versäume nicht, Schulze, den weiteren logischen Schluß zu ziehen, daß auch der Trunkenbold den Arbeitern ein nicht zu unterschätzender Wohlthäter ist. Auch er findet „nützliche Beschäftigung" für eine ganze Menge Leute als Bauern, Schnapsbrenner, Bierbrauer, Böttcher, Wirte, Kellner und andere, die er braucht, um seinen bestialischen Durst stillen zu können.

---

24. Brief.

Fragen von untergeordneter Bedeutung.

Es haderten einmal zwei Schiffskapitäne mit einander, wobei Kapitän A. dem anderen vorwarf, daß er seiner Mannschaft nichts zu essen gäbe.

„Das ist wirklich ausgezeichnet," sagte B., „Deins ist ein hübsches Musterschiff! man hat mir sogar erzählt, daß die Leute nicht einmal Senf kriegen."

„Das stimmt," erwiderte A. „und ich hoffe, wir werden mit der Zeit auch Senf bekommen. Darüber aber sollst Du den Umstand nicht vergessen, daß Deine Matrosen gar kein Fleisch kriegen."

Die Moral von dieser Geschichte ist, daß derjenige, der den Splitter aus dem Auge des anderen ziehen will, zuerst den Balken aus dem eignen Auge ziehen sollte. Aus den Fabeln des Clarion.

In diesem Brief werde ich verschiedene Fragen beantworten, welche häufig an sozialistische Redner und Schriftsteller gestellt werden. Hier haben wir sogleich eine solche.

Was wird man unter dem Sozialismus mit den Strolchen anfangen?

Noch bevor ich auf diese Sache eingehe, möchte ich manchen eifrigen, aber etwas unerfahrenen Sozialisten einige beherzigenswerte Worte sagen. Unsere Gegner scheinen fest davon überzeugt, daß, sobald es ihnen gelungen ist, auf die geringste Schwierigkeit in der Handhabung des Sozialismus aufmerksam zu machen, sie damit die Unausführbarkeit und die Lächerlichkeit der ganzen Sache demonstriert haben. Es giebt eifrige, aber weniger erfahrene Anhänger der Sache, die in ihrem Übereifer den Beweis liefern möchten, daß der Sozialismus und das Paradies eins und dasselbe sind.

Beide Teile sollten nicht übersehen, daß der Sozialismus nicht als ein vollkommenes ökonomisches System angepriesen wird. Es wird aber behauptet, daß er wenigstens ein viel besseres System wäre als das jetzige. Demnach haben wir nicht zu erwägen, ob der Sozialismus das beste ist, was der Mensch sich vorstellen könnte, sondern ob er mehr bietet als unsere gegenwärtigen Einrichtungen.

Wenn daher ein Gegner einen jungen Sozialisten fragt, ob unter dem Sozialismus dieser oder jener Übelstand bestehen werde, so erwidere der Sozialist sofort mit der Frage, ob der besprochene Übelstand jetzt existiere.

Und da haben wir sogleich ein Beispiel mit den Strolchen. Es giebt eine Menge vertrauensvolle, aber nicht besonders tiefgehende Kritiker, die da siegreich ausrufen: „Was werdet ihr mit euern Strolchen machen?"

Solchen Kritikern gebe ich zur Antwort: „Was macht ihr mit euren Strolchen?"

Müßiggänger, Schmarotzer giebt es verschiedene Arten: es kann sich hier um einen Strolch handeln, der kaum einen Fetzen anzuziehen hat, oder es kann sich um einen Faulenzer handeln, der eine große Rente bezieht. Es giebt eine große Menge Leute, die eine gute Rente beziehen, ohne daß sie die geringste Arbeit verrichten. Unter dem Sozialismus würden diese Leute noch dieselben Faulenzer bleiben können, aber sicher ist es, daß sie nicht noch reich sein, auch nicht als „Gentlemen" angesehen werden könnten.

Dann außer den hunderten und tausenden von gutbezahlten und gutgenährten Müßiggängern und Schmarotzern die von dem

Verdienst der Arbeiterbevölkerung unterhalten werden, giebt es eine riesige Anzahl Armenpfleglinge, Bettler, Strolche, Verbrecher und eine stetige beträchtliche Anzahl Leute, die keine Beschäftigung finden können.

Ehe ich mich darüber verbreite, was der Sozialismus mit allen diesen Leuten anfangen würde, wollen wir einmal sehen, was heute mit ihnen geschieht.

Bildest Du Dir vielleicht ein, daß die heutige Gesellschaft alle diese Leute nicht unterhält? Leben müssen sie alle auf irgend eine Art, und wovon leben sie?

Alle Reichtümer stammen von der Arbeit her, nicht wahr? Es folgt daraus, daß sämtliche zum Unterhalt von Strolchen, Dieben, Bettlern und Armenpfleglingen verwendete Almosen, Steuern, Gerichts- und Gefängnisausgaben, Beute und Stiftungen ihre Urquelle in der Mühe und dem Schweiß der Arbeiterbevölkerung haben und ausschließlich darauf zurückzuführen sind.

Unter der jetzigen Einrichtung genügt es nicht, daß diese Leute alle genährt und untergebracht werden. Noch dazu hat man sich die Last auferlegt Bataillonen von Richtern, Direktoren, Wärtern, Ärzten, Aufsehern, Polizisten, Hausmeistern und dergleichen anzustellen, die das Amt haben, die ersten zu bedienen, und die ebenfalls vom Arbeiterstand unterhalten werden.

Dann ferner die Beschäftigungslosen. Diese Leute müssen alle existieren, so gut es eben geht; sie leben in gezwungener Unthätigkeit und auf Kosten derjenigen, die Arbeit haben. Man merke hier folgendes: Es ist nicht nur, daß solche Leute wenig oder nichts thun, was zu ihrem Unterhalt dient, sondern aus Scham, aus Not und durch das gezwungene Faulenzen fallen viele davon dem Laster zu. Es ist dies nicht nur eine Vergeudung von Reichtum und Arbeitskraft, sondern auch ein schändliches und gottloses Zugrunderichten von Menschenseelen.

Nun wollen wir einmal betrachten, wie die Sache unter dem Sozialismus sich gestalten würde. Die Strolche wollen wir in zwei Klassen einteilen, in die Klasse, welche arbeiten könnte aber nicht mag, und in die Klasse, die gerne arbeiten möchte, die aber keine Beschäftigung findet.

So lange die Möglichkeit noch vorhanden bleibt, daß jemand, der arbeiten will, zur Unthätigkeit gezwungen wird, so lange bleibt

die Ursache Almosen zu geben. Was sind die Gründe, die uns dazu bewegen, einem Landstreicher, einem Bettler etwas zu schenken? Es ist die halbe Überzeugung, die sich in uns rührt, daß der Mann vielleicht doch nicht ganz und gar ein Taugenichts ist, daß seine Armut vielleicht doch mehr die Folge von Unglück als von Faulheit ist. Unter dem Sozialismus aber würde dieser Zweifel gar nicht zum Vorschein kommen, denn es würde dann Arbeit für alle geben. Unter dem Sozialismus würde jeder Mensch, der fähig wäre zu arbeiten auch anständig leben können. Diese Thatsache würde so ganz selbstredend und so allgemein verbreitet sein, daß es gar keinen arbeitsfähigen Menschen geben könnte, der Arbeit nicht hätte. So etwas wie ein Bettler würde daher ganz klarerweise ein Taugenichts sein und keine Hand würde sich ihm hilfreich entgegenstrecken. Die Antwort würde da immer lauten: „Wenn Du Hunger hast, so arbeite." Weigerte sich der arbeitsfähige Mensch zu schaffen, dann müßte er eben Hunger leiden.

In Bezug also auf die Frage, was mit den Faulenzern geschehen würde, giebt der Sozialismus den Bescheid, daß diese entweder arbeiten oder umkommen müßten. Heutzutage machen wir aus solchen Leuten entweder „feine" Herren oder Diebe oder Bettler oder Armenpfleglinge; gleichviel in welche Kategorie sie kommen, führen sie ein müßiges Leben und werden durch die Arbeit anderer unterhalten.

Ist es heute nicht der Fall, daß die unthätigsten Leute die reichsten, und die fleißigsten die ärmsten sind? Da die Kritiker wissen wollen, was die Sozialisten mit den Müßiggängern anfangen werden, so mache ich gern auf diesen Punkt aufmerksam.

Nehmen wir jetzt eine andere Frage: Wie wird es mit der Verrichtung von niederen Arbeiten unter dem Sozialismus stehen? Wer wird z. B. die Kehrichtabfuhr besorgen?

Diese Frage ist eine alte Bekanntschaft von mir, und ich habe sie wirklich ganz lieb gewonnen. Ich kann mich kaum erinnern, je ein Argument gehört, oder etwas gegen die Ansprüche der Gerechtigkeit auf dem sozialen Gebiet gelesen zu haben, wo unser Freund der Kehrichtmann nicht eine Rolle gespielt hätte. Dieser Kehrichtmann ist wahrhaftig ein äußerst wichtiger Faktor. Und doch würde man kaum denken, daß der ganze Kosmos sich um ihn drehte; daß gerade er den Schlußstein der europäischen

Gesellschaft bildete. Wenigstens berechtigen nicht sofort beim ersten Blick sein Aussehen und sein Lohn zu dieser Annahme. Du biederer Kehrichtmann! Ich fange wahrhaftig an zu glauben, daß die Sorge um Dich der eigentliche Grund ist, warum die Völker so große Angst vor Reformen haben. Deine Kehrichttonne ist die feste Burg des Kapitalismus, Dein Besen die Standarte, um welche der Stolz, die Bildung und der Wohlstand der heutigen Gesellschaft sich gruppieren. Und dies hast Du nie gewußt und nie geahnt, sonst hättest Du sicherlich einen Streik in Scene gesetzt und zehn Pfennige im Tage mehr verlangt.

Die Sozialisten haben schon viel weit hergeholten, mehr oder minder schwerfälligen Spott aushalten müssen. Tüchtige und gelehrte Männer haben uns der Verachtung preisgegeben, haben unsere Theorien, unsere Ansprüche und Bestrebungen ausgelacht. Ich möchte aber wissen, ob es etwas Verächtlicheres, etwas Absurderes geben kann, als das Schauspiel einer großen und reichen Nation, der man auf dem Vorwärtsmarsch Halt! kommandiert — weil man auf einige Kehrichtmänner und Straßenreiniger Rücksicht nehmen muß?

Und wenn große Nationalökonomen Artikel schreiben und die Redner der verschiedenen politischen Richtungen Reden loslassen, des Inhalts, wie gefährlich es sei in die heiligen Gesetze der Nationalökonomie einzugreifen, so ist es im Grunde genommen, der Kehrichtmann, den diese Herren vor ihres Geistes Auge haben; und ihre Gemüter werden von der Sorge um den Kanalreiniger beunruhigt.

Um die Antwort auf diese Frage berufe ich mich zum Teil auf den 10. Brief. Übrigens ist diese Sache von Bellamy und anderen bereits beleuchtet worden. Einer diesbezüglichen Broschüre entnehme ich folgende kurze Stelle:

„Es giebt unentbehrliche, unangenehme Arten von Arbeit — die Reinigung der Kanäle, Grubenarbeit u. s. w. — die wohl gar keinem Menschen recht gefallen. Als Ausgleich könnte man es einrichten, daß die Arbeitsstunden bei derartigen Beschäftigungen wesentlich kürzer wären, als die normalen Arbeitsstunden.

Übrigens könnte ein großer Teil solcher unangenehmen Arbeiten mittels Maschinen verrichtet werden. Das würde auch heute schon geschehen, wenn es nicht wohlfeiler wäre, eine Helotenklasse aus-

zubeuten. Bekanntlich hat man in früheren Zeiten in England arme kleine Knaben eingefangen, um sie im Schlotfegerdienst zu verwenden. Wie dann das Gesetz einschritt und es nicht mehr gestattete, daß die Kinder die Schornsteine hinauf gejagt werden dürften, da hat das Schornsteinfegen nicht aufgehört, sondern man hat einen Apparat dazu konstruiert."

Beim Militär werden die verschiedenen Pflichten und Dienste, der Reihe nach durchgemacht. Da kommt jeder daran, und an ein Entwischen ist gar nicht zu denken.

Wie werden solche Arbeiten heute bei uns verrichtet? Wir geben alle zu, daß das Kehrichteinsammeln und das Reinigen der Kanäle unwünschenswerte Arbeiten sind. Ganz aus freier Wahl geht wohl niemand dazu. Diese Sachen werden aber doch erledigt, und so können wir keinen anderen Schluß ziehen, als daß die betreffenden Arbeiter unter dem Einfluß eines Zwangs dazu gehen. Diese erledigen die Arbeit, man nötigt sie lange Arbeitsstunden gegen einen geringen Lohn zu schaffen, und schließlich werden sie nur mit Abneigung und Verachtung angesehen.

Es ist das doch eine empörende Tyrannei und Ungerechtigkeit, und ist wieder ein Beispiel von der Kleinlichkeit, der Selbstsucht, und dem Mangel an Rechtsgefühl der sogenannten höheren und gebildeten Klassen. Die Idee ist wirklich gelungen, daß einer ein zu feiner Herr ist, als daß er den eigenen Kehrichtkübel ausleeren könnte, wobei er aber in der That doch nicht fein genug ist, um einem anderen zu verweigern, daß er das für ihn mache. Vieles, welches heute zum Begriff des Anstandes gehört, wird später unter dem Sozialismus nicht mehr dazu zählen.

Eine dritte Frage, die oft gestellt wird, ist die: Wird der sparsame Arbeiter unter dem Sozialismus seine Ersparnisse, sein bißchen Anwesen hergeben müssen?

In Eugen Richters seichter Broschüre, Sozialistische Zukunftsbilder, macht das Volk einen Aufstand, weil die Regierung das Geld in der Sparkasse nationalisiert hatte.

Angenommen die Regierung hätte dies gethan, und hätte alle Depositen nationalisiert. Würde der sparsame Arbeiter dabei zu kurz kommen? Er würde nichts verlieren. Unter der jetzigen Einrichtung erhält der sparsame Arbeiter ungefähr nur ein Drittel

seines Verdienstes. Unter dem Sozialismus würde er den vollen Verdienst bekommen.

Was veranlaßt den sparsamen Mann, etwas zurückzulegen? Er spart für die Zukunft, denn wenn er später arbeitsunfähig wird, fällt er der Armenpflege zu, wenn er keinen Spargroschen hat. Unter dem Sozialismus aber braucht es ihm um die Zukunft gar nicht bange zu sein. Für den Lebensabend eines jeden braven, pflichtgetreuen Mannes würde gesorgt werden, und niemand würde in seinen alten Tagen verlassen und entblößt sein. Die Kranken, die Schwachen und die Unfähigen würden ihre ausgezeichnete Pflege haben; und Witwen und Waisen würde man beschirmen und reichlich für sie sorgen.

Bekanntlich lassen sich viele Männer sehr hoch in der Lebensversicherung aufnehmen, um auf diese Weise für die Zukunft ihrer Angehörigen Sorge zu tragen. Unter dem Sozialismus würde der Staat für die hinterlassenen Witwen und Waisen sorgen. Der Sozialismus bildet daher den besten und zweckmäßigsten Lebensversicherungsplan, den man bisher kennen gelernt hat.

Sagen wir, Du hast es durch große Sparsamkeit so weit gebracht, daß Du achthundert Mark, oder fünfzehnhundert Mark, oder dreitausend Mark auf der Sparkasse liegen hast. Würdest Du diese Summe nicht mit der größten Bereitwilligkeit hergeben, gegen die Pflichtübernahme vom Staate, reichlich und würdig für Dich im Alter, und für die Erziehung und den Unterhalt Deiner Kinder nach Deinem Tode zu sorgen?

Ich halte es aber für unwahrscheinlich, daß ein sozialistischer Staat dem Arbeiter seine Ersparnisse nehmen würde. Dabei möchte ich abermals auf die jetzige Einrichtung aufmerksam machen, bei welcher j e d e m Arbeiter zwei Drittel seines Verdienstes genommen werden.

Dann das Häuschen, welches der kleine Mann hie und da besitzt. Nehmen wir an, der Betreffende hat sein Anwesen mit seinen Ersparnissen gekauft, und der Staat nationalisiert dasselbe nachher. Kommt der Besitzer dabei schlecht weg? Ein solcher Mann kauft heute ein Anwesen, damit er sicher ist, für sich und seine Angehörigen wenigstens ein Obdach zu haben. Allein unter dem Sozialismus würde jedem Menschen diese Sicherheit zu teil werden. Es giebt jetzt verhältnismäßig wenig Leute,

die ein Haus besitzen. Die große Masse des Volkes besitzt nicht einen Stein.

In Irland habe ich Ökonomieanwesen gesehen, wo der Boden buchstäblich von den Pächtern gemacht worden war. Jene Gebirgsgegend war ursprünglich nur ein steinernes Meer, wo jetzt die Natur anmutig grünt. Die Pächter haben die großen Steine weggeschafft, mühsam das Erdreich körbchenweise vom Thal die steilen Wege hinaufgeschleppt, und auf diese Weise zwanzig mühselige Jahre zugebracht, den Boden zu machen. Außerdem haben sie für Material Geld ausgegeben und die Wohnhütten selber gebaut. Am Schlusse der geschehenen Arbeit waren die Ökonomie und die Wohnhütten das alleinige Eigentum des Grundbesitzers und er hat die Pächter, je nach der Ertragsfähigkeit von zweihundert bis fünfhundert Prozent gesteigert!

Und da hat man die Angst, daß der Sozialismus den haushälterischen Mann um seinen Sparpfennig berauben könnte!

Mir kommt es komisch vor, daß die Leute oft so nebensächlichen Fragen, so viel Wichtigkeit beimessen. Aber gerade solche untergeordneten Dinge bilden häufig ein großes Hindernis in der Verbreitung von sozialistischen Ideen.

Hier ist z. B. eine derartige drollige Frage: Wer wird unter dem Sozialismus den Salm bekommen, und wer die marinierten Häringe?

Bei der Erledigung dieser wichtigen Sache wollen wir uns an die bereits vorgeschlagene Methode halten und die Frage stellen: Wer bekommt jetzt den Salm, und wer ißt die Häringe?

Ist es nicht der Fall, daß sämtliche Delikatessen heute das Monopol der Müßiggänger sind, während umgekehrt die gröberen, billigen Eßwaren dem Arbeiter zukommen?

Möglich ist es, daß unter dem Sozialismus diejenigen den Salm essen werden, die ihn fangen. Heute geschieht so etwas nicht.

Oder es wird vielleicht so eingerichtet werden, daß derartige Delikatessen für Kranke und gebrechliche Leute, für schwache Frauen und Kinder reserviert werden.

Eins steht außer jedem Zweifel, nämlich, daß kräftige, starke, robuste Männer sich dann an Austern, Wild und Gansleberpasteten

nicht mästen werden, während arme bleichsüchtige Mädchen fünfzehn Stunden im Tage bei einer Kartoffel- und Malzkaffeekost arbeiten. Das ist ziemlich sicher.

Es mag ja leicht der Fall sein, daß es auch unter dem Sozialismus nicht Salm und Ananas reichlich für alle geben wird. Es wird aber wenigstens Brot, Fleisch und einfache Kost für alle geben, und das ist heute bei weitem nicht der Fall.

Doch genug davon. Wer Lust hat, die Sache weiter zu verfolgen, findet mehr darüber in meiner Antwort auf die „Sozialistischen Zukunftsbilder.“

---

25. Brief.

Über bezahlte Propagandamacher.

Wenn Du darüber nachdenkst, wird es Dir klar werden, daß der ärgste Fluch, der auf unserem Zeitalter ruht, das ewige leere Geschwätz der Narren und des ihnen nachlaufenden großen Haufens ist, ein allgemeines Geschnatter, welches verursacht, daß die ruhigen Stimmen der weisen Männer vergangener Zeiten nicht mehr hörbar sind. Ruskin.

Die kapitalistische Presse, wahrscheinlich weil sie es nicht fertig bringt, die gegnerischen Theorien und Behauptungen zu widerlegen, hat die Gewohnheit die Sozialisten zu beschimpfen. Sozialistische Redner und Verfasser, und die Führer bei Arbeiterbewegungen werden oft „bezahlte Agitatoren“ genannt, und es wird ihnen vorgeworfen, daß sie ihren Appell fortwährend an die niedrige Leidenschaft des Pöbels richten, und daß sie es verstanden haben, durch die Beiträge der Narren und Betrogenen ein leichtes und angenehmes Leben für sich einzurichten.

Dies ist die Sprache, welche die Presse stets führt, wo es sich um irgend eine radikale Reform handelt. Es ist die Sprache, die man von der Presse und von der Respektabilität immer zu erwarten hat. Es ist das ganz natürliche unwillkürliche Auf-

treten seichter, furchtsamer, oder interessierter Leute, die bei der schrecklichen Erscheinung einer neuen Idee, schaudern.

Der Nörgler ist auch auch kein angenehmer Mensch. Er stört den allgemeinen Frieden und unterbricht die Gemütlichkeit. Mit roher Hand packt er alte morsche Einrichtungen und rüttelt daran herum, daß sie ins Wanken kommen. An das helle Tageslicht zerrt er manchen entsetzlichen, grauenhaften Übelstand, welchen feiges Schweigen oder spitzbübische Respektabilität bisher unter einer dünnen Schichte des Humbugs schön sorgfältig zugedeckt behielt. Mit Füßen tritt er ehrwürdige Lügen und Scheindinge; der Gewohnheitsruf ist ihm gar nicht heilig, imponiert ihm gar nicht; von den Dächern ruft er ungeniert die schändlichsten Wahrheiten aus: er ist heftig und empört, lärmt und schreit, wählt nicht immer parlamentarische Ausdrücke und legt nicht jedes Wort auf die Goldwage. Häufig kommt es vor, in seiner Indignation über Unrecht und in der Heftigkeit seiner Empörung über das harte Los und das Leiden Unschuldiger, Hilfloser, daß er seine Wahrheiten mit Unwahrheiten vermengt, und daß er in seinen gerechten Denunzierungen fast ungerecht wird. Er ist den privilegierten Klassen ein Greuel; die gedrückten Klassen können den Menschen gar nicht begreifen, und wissen nicht, was er will; die Bequemen, die ihre Ruhe haben wollen, vermeiden ihn wie die Pest. Wie Ismael findet er, daß jedermanns Hand wieder ihn ist.

Oliver Wendell Holmes vergleicht das Grauen einer neuen Idee mit dem Umwenden eines Steines auf dem Acker. Nachdem er eine Schilderung der blinden, schlängelnden Kreaturen, die unter dem Steine ihre Wohnstätte haben, gemacht hat, fährt er fort:

„Sobald man den Stein umgewendet, und das volle Tageslicht auf das blinde zusammengedrängte Gewimmel und Gekrabbel hell hat strahlen lassen, so fangen alle diejenigen an, die Beine haben — und die meisten haben sehr viele — wild und aufgeregt herumzujagen, alles stoßend und schiebend, eiligst das alleinwünschenswerte Ziel suchend, Reißaus zu nehmen, schleunigst der durch das Sonnenlicht verpesteten Region zu entkommen, und einen zusagenden Zufluchtsort im Dunkeln zu finden. Nie wirst Du irgend einen althergebrachten Trug umstoßen, ohne daß die greulichen Kreaturen

die sich darunter aufhalten, ein Gewinsel und Gequiek aufschlagen, und sich in große Aufregung versetzen.

Jeder ernste Gedanke, der irgend einen ernsten Gegenstaud behandelt, überrascht irgend jemanden dermaßen, daß er ihm den Atem wegnimmt. Sobald dieser sich von seinem Schrecken etwas erholt, verwendet er gewöhnlich den ersten wiederkehrenden Atemzug dazu den Urheber zu beschimpfen. Es giebt gar keinen besseren Beweis, daß man eine Äußerung gethan hat, die zu thun es die höchste Zeit war."

Wenn aber der Nörgler kein angenehmer, so ist er wenigstens ein nützlicher Mensch. Der gewandte, leutselige, höfliche Weltmann dagegen ist ein angenehmer Mensch; er ist aber die unbewußte Stütze von allem, was vom Übel ist, so gut als von dem wenigen, was gut ist.

Es gab Perioden, in welchen Mädchen und Frauen, der Hexerei angeklagt, gefoltert wurden; wo man Gefangene so lange mißhandelte und folterte, bis sie sich der Verbrechen schuldig bekannten, die sie gar nicht begangen hatten; Zeiten, in welchen brave Männer und Frauen gemartert und zu Tode gehetzt und gequält wurden, weil sie das Dogma von anderen Leuten nicht glauben konnten; Zeiten, in welchen die schwersten Strafen die Sühne für die allerleichtesten Überschreitungen (oder auch Nichtüberschreitungen) waren. Jene Tage sind vorbei; solche Verbrechen sind heute nicht mehr möglich; jene Unrechte haben aufgehört. Und wenn, in Bezug auf alle diese Sachen, jetzt Besserung eingetreten ist, so haben wir den Fortschritt den Nörglern zu verdanken.

Es sind nur die Nörgler, von Christo ab, die das Salz der Erde gewesen sind. Es sind solche allein, die die Gesellschaft vor Fäulnis und Schimmel bewahren.

Dann fehlt es nie an praktischen, verständigen Spießbürgern, die die Unausführlichkeit einer neuen Idee sofort leicht nachweisen. Und doch ist eine ganz hübsche Anzahl unausführbarer Dinge leidlich zur Ausführung gelangt. Jene biederen Männer waren völlig überzeugt, daß es dem Stephenson nicht gelingen würde, seinen Zug mit einer Geschwindigkeit von zwanzig Kilometern in der Stunde fahren zu lassen. Ebenso klar war es, daß die Lokomotiven die Pferde vollständig verdrängen und entwerten müßten. Hat man nicht klar nachgewiesen, wie unmöglich es sei, einen atlantischen

Kabel zu legen? Haben nicht interessierte Kreise, furchtsame Kreise, von jeher laute Stimmen im Parlament und in der Presse erhoben, um die Beweise zu bringen, daß jede Verfassungsreform, jeder Fortschritt die Nation unbedingt in Anarchie und Verderben stürzen müßte. Und alle jene wichtigen Verfassungsreformen, die den ersten Freiheitskämpfern, Einkerkerung und Flucht und Verbannung brachten, deren Einführung aber den Patriotismus nur erhöht, und den Staat stets fester konsolidiert hat — alle jene Reformen stammten von kleinen Gruppen von Nörglern her, und sie wurden durchgesetzt, trotz der leidenschaftlichen Heftigkeit der Gegner und trotz aller Gehäßigkeit, aller Verleumdung und alles Schreiens.*)

Auf unsere Zeit zurückkommend, finden wir es an der Tagesordnung, daß über die Führer bei Arbeiterbewegungen scharf hergefallen wird. Die Lieblingslüge, die gegen sie geschleudert wird, ist die, daß man sie der Quacksalberei beschuldigt. Der Mann, der an der Spitze einer Arbeiterbewegung steht, wird von der Presse als ein bezahlter Agitator geschildert, und in der Regel wird insinuiert, daß er auf Rosen gebettet ist, auf Kosten der Dupierten, die sich von ihm zum besten halten lassen.

Wenn die Presse jemanden einen bezahlten Agitator nennt, oder insinuiert, daß er ein Störenfried aus Eigennutz ist, was soll damit gesagt werden? Es soll so viel gesagt werden, daß er ein Lügner und ein Schuft ist, der mit Wissen und Absicht Unwahrheiten vertritt, weil er dabei seine Rechnung findet. Derartige Beschuldigungen werden mit solcher böswilligen Hartnäckigkeit wiederholt, daß Tausende von ganz achtbaren Leuten die felsenfeste Überzeugung gewonnen haben, daß der Führer der Arbeiterbe-

---

*) Ein im Oktoberheft 1894 der „Zukunft", unter dem Titel „die Sozialdemokratie und der Reichstag" erschienener Artikel, der allem Anschein nach mit vollem Ernst geschrieben ist, und nicht im mindesten das Gepräge eines Faschingscherzes trägt, empfiehlt die gänzliche Ächtung von Millionen von steuerzahlenden, militärpflichtigen deutschen Bürgern. Der Verfasser meint „eine Partei, die durch Jahrzehnte hindurch keine freie Meinungsäußerung, keine Presse besitzt, deren Mitglieder keinerlei politische Rechte haben, und die außerdem mit allen Mitteln bekämpft wird, wie Religion und Erziehung sie an die Hand geben: eine solche Partei wird und muß zu Grunde gehen."

Anmerk. des Herausgebers.

wegung und der Eigentümer oder Leiter des Parteiorgans ein ganz nettes Geschäft durch den, an den armen Dupierten begangenen Verrat macht.

Stellen wir die blanken Thatsachen jener Verleumdung gegenüber. Wenn diese Führer dumme, beschränkte Männer wären, die absolut keine Fähigkeit besäßen, durchzudringen, außer als Demagogen; wenn die Arbeit eine spielend leichte wäre und keinen Eifer und kein Talent erforderte, wenn sie nur stummen, unintelligenten Leuten predigten, die gar keine Kritik ausübten; wenn das, was sie lehren, nicht verteidigungsfähig gegen alle Angriffe der Geschicktesten und Bestunterrichteten der Partei des Privilegiums und der Ausbeutung wäre; wenn die Bezahlung eine recht hohe, und das Leben jener Führer ein recht luxuriöses und beneidenswertes wäre, dann könnte einem die Sache ebenso verdächtig vorkommen, als sie einem bei dem Geschäftspatrioten, dem Zeitungsschreiber verdächtig vorkommt, der laut seiner Vereinbarung, die beständige Verpflichtung hat, nach einer bestimmten Richtung zu schreiben und den Beweis zu bringen, daß der eine Politiker stets recht, und der andere immer unrecht hat.

Ist es aber nachweislich der Fall, daß die Leiter einer Volkspolitik tüchtige und fleißige und begabte Männer sind, die lieber den Dornenpfad als den Rosenweg gewählt haben; wenn ihre Lehren imstande sind, alle Angriffe der Gegner zurückzuschlagen; wenn man sich überzeugen kann, daß diese Führer einfach und bescheiden leben, tüchtig arbeiten, und ihr bloßes Auskommen haben, dann erscheint es mir völlig überflüssig, ihre Ehre gegen die heimtückischen Verleumdungen von Zeitungsschreibern zu verteidigen, die keinen Namen und keine Kompetenz haben, die nicht nur eine Bezahlung annehmen, sondern ihr Gewissen auf dem freien Markte zum höchsten Preise verkaufen, der sich erzielen läßt.

Ist das Los solcher Leiter heute so beneidenswert in Deutschland? Ausweisung, Konfiskation, Haussuchungen, Gefängnisstrafen, Hohn, Verleumdung, tüchtige Arbeit. Wird dieser Beruf so sehr gut bezahlt? Die Fälle sind im Gegenteil bekanntlich zahlreich genug, wo ein unmittelbares pekuniäres Opfer gebracht wird. Wenn der Verdienst das Ziel dieser Leute gewesen wäre, kann da jemand, der seinen gesunden Verstand hat, nur einen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß sie einen leichten Erfolg gehabt

hätten, wenn sie ihr Talent und ihre Gewandtheit auf einem anderen Gebiet entfaltet hätten?

Nein: solche Leute werden schlecht bezahlt, sie haben viel Arbeit, und anstrengende Arbeit, sie werden mißdeutet, und sie ernten Undank und Verleumdung. So einer reibt sich auf und wird frühzeitig alt; ein reicher Mann kann er niemals werden.

Dann bezüglich der Äußerungen die gegen die Arbeiterpresse gerichtet werden. Es wird uns der Vorwurf gemacht, daß wir uns aus dem Verdienst der irregeführten Arbeiter Nutzen ziehen. Bekanntlich ziehen die Zeitungsschreiber, die für die verschiedenen Parteirichtungen schreiben, keinen Nutzen von den irregeführten Lesern. Diese Leser der verschiedenen Parteiorgane sind keine Dupierten; im Gegenteil, sie sind alle intelligente, helle, selbständige Denker. Und die Zeitungsschreiber der Parteiorgane sind doch keine Mietlinge; sie sind lauter Ehrenmänner. Das ist ja der reinste Zufall, daß ihr Gewissen mit den Erfordernissen der momentanen Lage immer ganz genau zusammentrifft. So einer ist doch ein ganz anderer Mensch, als der gewissenlose Zeitungsschreiber an einem Arbeiterblatte, der die Reichen schwarz malt, um sich dadurch bei dem Pöbel einzuschmeicheln und also sein Geschäft zu machen.

Der Ausdruck „Reptilienblätter“ ist nicht völlig unbekannt. Da war die Welt Zeuge des erhabenen Schauspiels, daß große Zeitungen, die auf Gewicht und Anstand Anspruch machten, Schmiergeld in der Form von Subsidien annahmen, für eine gegebene bestimmte Richtung sich förmlich käuflich gewinnen ließen. Und bei jeder Zeitung, mag sie noch so große Ansprüche auf Unabhängigkeit machen, und einen noch so hohen moralischen Ton anschlagen, bleibt die Hautsache stets die Abonnentenzahl; und es giebt kein Blatt, sei es noch so groß und stark, das es wagen würde, irgend eine unangenehme Wahrheit aufzunehmen deren Veröffentlichung eine größere Anzahl Abonnenten abspenstig machen würde.

Bezahlung! Freilich erhalten die Verfasser der Artikel in Arbeiterzeitungen eine geringe Bezahlung. Dasselbe scheint auch von anderen Zeitungen zu gelten, und ich höre, daß die großen Blätter von Berlin, Frankfurt, Hamburg u. s. w. Summen be-

zahlen, die gar nicht gering sind. Staatsminister verschmähen es ebenfalls nicht, sich als Politiker bezahlen zu lassen.

Wenn man der irrigen Meinung ist, daß man aus Gewinnsucht sich dem Sozialismus widmet, dann möge man wenigstens so gerecht sein, ein für allemal diese Ansicht aufzugeben. Der Sozialismus ist noch im Anfangsstadium; da hat noch sehr viel zu geschehen, um das Volk zu belehren und zu bekehren. Nach zwanzig Jahren wird die Sache ein ganz anderes Gesicht haben, und dann werden die großen Tageszeitungen einsehen, daß die früheren Sozialisten, wenn sie auch unreife Denker waren, eine nicht unwesentliche Rolle spielten, indem sie den Weg anbahnten und zeigten. Heute können wir nicht mehr thun, als alle die Vorbereitungen treffen; später werden andere die reifen Früchte ernten.

Der Papst nennt die Pioniere des Sozialismus hinterlistige Agitatoren. Eine solche Benennung will sagen, daß diese Führer hinter der Maske der Gemeinwohlfahrt den Eigennutz bergen. Will irgend jemand, der nicht ein Kandidat für eine Blödenanstalt ist, den Versuch machen, den Beweis dafür zu bringen, bezüglich der in Deutschland anerkannten Sozialistenführer? Was haben diese Leute davon? Mir sind viele Sozialisten und Sozialistenführer bekannt, aber ich kenne keinen, der ein gutes Geschäft aus der Sache macht. Engels hinterließ neulich ca. eine halbe Million: durch die Einführung des Sozialismus hätte er also an Geld und gesellschaftlicher Stellung nur eingebüßt. Genau dasselbe gilt von Singer, Ruskin, Morris, De Mattos, Carpenter und vielen begeisterten Anhängern im Privatleben, die Volkswohl und Gerechtigkeit ersehnen.

Wir beklagen uns auch nicht darüber, daß wir mißdeutet werden. Wir widmen unsere Zeit und unsere Kraft der Sache der Armen und Unterdrückten, und der Lohn dafür ist hauptsächlich Mißtrauen und Schimpf und üble Nachrede. Gott segne die Armen, und erbarme sich ihrer! Sie sind harte Zuchtmeister, und es ist schwer, ihnen etwas recht zu machen. Sie sind gerade so unerkenntlich, als sie einfältig sind; allein sie können nichts dafür, und man hat einmal den Wunsch und das Bestreben, ihnen zu helfen.

26. Brief.

Über Volksvertretung.

Das ganze Parlamentswesen unseres Zeitalters, mit den mitten darin sitzenden Berichterstattern, und den draußen zugaffenden dreißig oder mehr Millionen Narren, erfüllt mich mit Erstaunen. Carlyle.

Als ein praktischer Mann, Schulze, wirst Du wohl erwarten, nachdem ich Dir meine Ansichten über das Lösen des sozialen Problems mitgeteilt habe, daß ich auch ein Wort darüber sage, wie das Ziel zu erreichen sei.

Der erste und wichtigste Schritt, den man hier thun kann, ist zunächst Proselyten zu machen. Ich war stets der Ansicht, daß, wenn es nur gelingt, dem Volke ordentlich beizubringen, wie schwer man gegen es gesündigt hat, so wird es dann unfehlbar für Abhülfe sorgen. Unterdessen ist es mein bescheidenes Amt, den Sozialismus zu lehren, Rekruten für die sozialistische Armee anzuwerben. Ich bin kein General, nichts als ein einfacher Anwerber; und auch Du kannst nichts besseres und zweckmäßigeres thun, als Dich diesen Anwerbern anschließen und möglichst viele Anhänger gewinnen. Ist einmal das Volk ordentlich sozialistisch gesinnt, so wird sich der Sozialismus bald vollziehen.

Es muß unser unaufhörliches Bestreben sein, immer mehr und mehr Vertreter der Arbeit in den Landtag und den Reichstag hinein zu bringen. Die früheren Kämpfe waren um die politische Emanzipation. Der Kampf der jetzt ausgefochten werden muß, handelt sich um die industrielle Emanzipation. Wir wollen, daß unser Heimatsland dem Volke gehöre, daß die Resultate der Arbeit in den gerechten Mitbesitz derjenigen übergehen sollen, die dieselben hervorbringen. Es ist dies kein Streit zwischen den verschiedenen politischen Richtungen, sondern lediglich zwischen Kapitalisten und Arbeitern. Keine der politischen Parteien kann den Arbeitern etwas nützen, aus dem einfachen Grunde, weil die Vorstandschaften und die ganze Führung dieser Parteien in den Händen von Leuten sind, deren Interessen gegen die Interessen der Arbeiter sind. Mit vollem Recht macht sich der Sozialist

lustig über die simulierte Freundschaft, das vermeintliche Wohlwollen der Parteien gegen den Arbeiterstand. All' das Hinhalten und Abwehren, das Flicken und Pfuschen! Diese Parteien haben nicht die geringste wahre Sympathie mit den Interessen, den Rechten und den Wünschen der Arbeiter und können das alles gar nicht verstehen. Die Sozialisten verlangen, daß der Grund und Boden und sämtliche Produktionsmittel in Staatseigentum zum gerechten Wohl und Nutzen des ganzen Volkes umgewandelt werden. Die anderen Parteien wollen davon nichts wissen. Um einen Begriff davon zu bekommen, wie groß das Maß von Sympathie ist, welches die Parteien den Wünschen des Volkes entgegenbringen, braucht man nur die Stellung zu beobachten, welche die Presse solchen Fragen gegenüber einnimmt wie z. B. den Gewerkvereinen, dem Sozialismus, der Vertretung der Arbeiter im Parlament, Streiken, Sweating, u. s. w. Der Bourgeoispresse aller Richtungen ist es ein arger Dorn im Auge, daß die Arbeitervertretung bei den Wahlen sich so konstant vermehrt. Die Arbeiterbevölkerung ist aber drei Viertel der ganzen Nation. Diese siebenunddreißig Millionen der Arbeiterbevölkerung sind durch fünfundvierzig Mitglieder im Reichstag vertreten. Der andere kleine Teil der Nation — die Kaufleute, Bierbrauer, Kapitalisten, Gelehrten, Grundbesitzer, Offiziere und Müßiggänger — haben etliche dreihundertundfünfzig Vertreter im Reichstag. Das nenne ich in der That gehörig für die Vertretung der Klassen sorgen!

Dabei darf man auch nicht außer acht lassen, daß dieses riesige Mißverhältnis nicht nur im Parlament vorkommt, sondern daß es bei sämtlichen Vertretungen existiert. Wieviel Stimmen haben die Arbeiter im Gemeindekollegium, in der Armenpflege, in allen öffentlichen Angelegenheiten?

Es ist nicht nur, daß die Kapitalisten und ihre Anhänger überall die Gesetze machen: die Administration derselben liegt ebenfalls völlig in ihren Händen. Kann es daher einen Wunder nehmen, daß die Gesetze im Interesse der Kapitalisten gemacht und gehandhabt werden? Und dürfen wir nicht folgern, daß wenn der große Arbeiterstand bei der Bildung und der Administration der Gesetze mehr mitspräche, dieselben dann mehr zum Nutzen und Vorteil der Arbeit ausfallen würden?

Daher gebe ich der Arbeiterbevölkerung den einzigen Rat, recht

dafür zu sorgen, daß richtige Arbeitervertreter in alle städtischen und nationalen regierenden Korporationen gewählt werden. Es giebt Leute, die meinen, es sei nicht notwendig und nicht wünschenswert, daß die Regierung sich in solche Dinge hineinmische. Der Sozialist verlangt auch keine einseitige Einmischung zur Verwöhnung des Arbeiters und zur Versüßung seines Lebens. Er will nur, daß das ganze Volk die Regierung darstelle, und daß zum Wohl und Nutzen des ganzen Volkes regiert wird, und nicht zum Wohl eines Bruchteils davon. Es muß daher großer Wert darauf gelegt werden, daß solche Vertreter, welche die Interessen der Arbeiter fördern, die weitaus den größten Teil der Nation bilden, fortwährend vermehrt werden. Es giebt Leute, die auf andere nebensächliche Bestrebungen zu viel Wert legen — wie z. B. auf die Gewerkvereine. Das ist ein großer Fehler. Der Arbeiter muß das ganze Produkt seiner Arbeit in Anspruch nehmen. Es ist dies sein volles Recht und er muß es bekommen. Bloße Arbeiterverbindungen werden nie imstande sein, das zu erzielen. Das Höchste, was diese Verbindungen errungen haben oder je erzielen werden, sind etwas verbesserte Lohnverhältnisse. Sehr häufig waren solche Versuche gänzlich vergebens, und wo der Erfolg nicht ausblieb, wurde er stets sehr teuer gekauft, nämlich gewöhnlich durch einen Streik, und ein Streik bleibt unter allen Umständen ein unerquickliches unerwünschtes, und kostspieliges Mittel. Die Gewerkvereine sind gewissermaßen sehr zu empfehlen, und sie haben ohne Zweifel oft Gutes geleistet, und waren häufig die einzige Wehr gegen schamlose Ausbeutung und Niederdrückung. Wo sie heute in Deutschland gar nicht in Funktion sind, sind die Arbeiter die buchstäblichen Sklaven des Individualismus und des Konkurrenzsystems. Sie bieten aber nicht genügend Schutz.

Ferner haben es die Kapitalisten den Arbeitern nachgemacht. Sie haben ähnliche Organisationen ins Leben gerufen und stehen den Arbeitern mit vereinten Kräften gegenüber, so daß in der Zukunft die Streike noch kostspieliger und in ihren Folgen schrecklicher werden als bisher. Der Kapitalist ist stärker als die Arbeiter, und er nimmt eine wesentlich günstigere strategische Stellung ein. Allemal ist er in der Lage, länger auszuharren als die Arbeiter, denn es währt gar nicht lange, bis diese spüren, wie arg weh der Hunger thut, und bis sie ihre Kinder leiden sehen. So weit kommt

es nie mit dem Kapitalisten. Dann ist das Kapital viel beweglicher als die Arbeit. Ein Zug mit der Feder genügt, um Reichtümer und Gewerbe von einer Gegend völlig abzulenken und in eine fremde abgelegene Gegend zu bringen. Die Arbeiter dagegen haben ihre Mittel nicht so in der Hand, und können nicht so rasch über ihre Kraft verfügen. Die Gewerkvereine können höchstens die Arbeiter etwas ausrüsten, und sie zu einem verzweifelten Dauerkampf anführen. Der Sozialismus dagegen würde die Kapitalisten völlig aufheben. Das eine Mittel bietet etwas schwache Abwehr gegen den Feind, das andere vernichtet ihn vollends.

Daher fordere ich Dich auf, Schulze, Dich einem sozialistischen Verein anzuschließen, und so viele andere wie nur möglich auch dafür zu gewinnen, so daß bei allen regierenden Körpern die Zahl der Vertreter, die den Sozialismus anstreben, stets wachsen soll.

Der Sozialist sagt euch, ihr seid Männer, mit den Rechten und Ansprüchen von Männern und mit der Fähigkeit und Begabung, alles Gute und Erhabene zu würdigen und zu schätzen. Ihr schüttelt die Köpfe und meint er sei nur ein Marktschreier und Lügner.

Der politische Redner verachtet euch in seiner innersten Seele; er meint euer ganzes Elend sei die ganz natürliche Folge eurer Dummheit und Laster, er setzt es ganz schön auseinander, wie völlig unfähig ihr seid, euch eurer eignen Angelegenheiten anzunehmen, und er zeigt, daß, wenn man euch die echte Freiheit und den Mitgenuß von all' dem Reichtum gewähren würde, den ihr schöpft, so würdet ihr fortan furchtbar entarten und baldigst ein arges Gesindel bilden. Das ist die Art, die ihr gerne habt, und da jubelt und schreit ihr bis ihr heiser seid.

Dieser Politiker sagt euch, daß seine Partei es ist, die es wirklich gut und aufrichtig mit dem Volke meint. Den soll man wählen, der ist der Richtige, der für eure Interessen sorgen wird. Und trotz aller Erfahrungen und aller Täuschungen der Vergangenheit, glaubt ihr immer wieder von neuem dieses Geschwätz. Vor den Neuwahlen giebt es Kandidaten aller möglichen politischen Richtungen, die sämtlich Freunde des Volkes, Freunde der Arbeiter sind. Diese sind häufig Kapitalisten, dem Namen nach Nationalliberale, Konservative, Freisinnige, 2c. Während eines Streikes aber giebt es unter den Arbeitgebern keinen Nationalliberalen,

Konservativen oder Freisinnigen. Solche Differenzen läßt man sofort fallen; da sind sie lediglich Kapitalisten und Gegner der Arbeiter. Merkst Du dir so etwas nicht, Schulze? Hast Du gar kein bißchen Logik in dir, keine Augen, keine Vernunft?

Den Temperenzlern kommt es nie in den Sinn, einen Bier-Brauer an die Spitze ihrer Bewegung zu setzen; wenn die Katholiken tagen, suchen sie nicht einen Oberkonsistorialrat zur Übernahme des Präsidiums zu gewinnen; die Arbeiter denken nie daran, einen Arbeitgeber als Führer während eines Streikes zu wählen. Nicht weniger verkehrt und toll kommt es dem Sozialisten vor, Abgeordnete aus Leuten zu machen, deren Eigeninteressen nicht identisch sind mit der Wohlfahrt und den Interessen des ganzen Volkes. Diese politischen Redner sind nicht selten außerordentlich plausible Männer, und mit großer Redegewandtheit versichern sie, daß ihre Partei es mit dem Volke aufrichtig gut meint. Auf diese Versicherungen giebt es nur eine Antwort. Wenn diese Leute thatsächlich so ehrlich und eifrig wären, wie sie uns glauben machen möchten, so werdet ihr doch kaum so gar leichtgläubig sein, als daß ihr denken könntet, sie werden sich um eure Sachen so warm und eifrig annehmen als ihr dies selber thun würdet.

Darum bleibt dem Volke nur das einzige übrig, selbst die Sache in die Hand zu nehmen, keine anderen als sozialistisch gesinnte Vertreter zu wählen, und recht darauf acht zu geben, daß diese ihre Schuldigkeit thun.

---

27. Brief.

Geht es Dich nichts an?

Wenn Du Deine Pflicht gegen die Menschen nicht erfüllst, wie willst Du hernach Geistern dienen?

Derjenige, der das Volk hebt, leistet das äußerste auf dem Gebiet der menschlichen Vorzüglichkeit.

Wissen, was gerecht ist, und es nicht ausüben, ist Feigheit.

Confucius.

Das Gold ist nur des Goldes wert: die Liebe ist der Liebe wert.

Swinburne.

Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen,
Und das Erhabne in den Staub zu ziehn;
Doch fürchte nicht. Es giebt noch schöne Herzen,
Die für das Hohe, Herrliche entglühn. Schiller.

Beim Anfang dieses Werkes versprach ich Dir die Argumente für den Sozialismus so klar und einfach als möglich darzulegen. Das habe ich nun nach meinen Kräften gethan, und muß Dir jetzt das Weitere überlassen. Das Buch ist nicht so vollkommen, so klar und so überzeugend, als ich es gerne gemacht hätte, es wird aber vielleicht bei manchem dazu dienen, zu weiteren Studien und weiterem rein sachlichen Nachdenken anzuregen. Eine derartige Schrift war schon lange ein Bedürfnis. Leider habe ich weder so viel freie Zeit, noch Gelegenheit, noch Gesundheit gehabt, die Arbeit noch gründlicher zu machen, allein es schien mir wünschenswert, das Buch lieber mit allen seinen Mängeln jetzt herauszugeben, als eine unbestimmte Zeit abzuwarten, während welcher man das Material hätte besser bearbeiten können. Später werde ich es vielleicht einmal umarbeiten. Unterdessen wirst du hoffentlich glauben, daß sich unendlich viel mehr zu Gunsten des Sozialismus sagen läßt, als in diesem Buch steht. Es dürfte sich sehr empfehlen, gute tüchtige Werke über die Sache zu lesen, denn Kenntnisse sind erstens immer wertvoll, und zweitens ist es auch Deine Pflicht als Mann und als Bürger, die Verhältnisse der Gesellschaft, in der Du lebst, gründlich zu kennen und zu verstehen, und nach der Besserung dieser Verhältnisse zu streben.

Man trifft massenhaft wohlgesinnte Leute die ganz gut wissen und zugeben, daß es entsetzlich viel Unrecht und Elend auf der Welt giebt, die aber entschieden leugnen, daß die geringste Schuld oder Verantwortung sie trifft. Wie oft hört man solche Äußerungen wie diese, z. B. „Ja, es ist furchtbar traurig, daß die Dinge so sind, aber es ist nicht unsere Schuld, und wir können auch nichts thun um Abhilfe zu schaffen."

Das, Schulze, ist eine feige und faule Ausrede. Es ist die Cainausrede, „Soll ich meines Bruders Hüter sein?" Keiner kann so seine Mitschuld und Mitverantwortlichkeit von sich schütteln. Niemand ist da gänzlich schuldfrei. Ein gewisses Maß von Schuld trifft uns alle für all' das Elend und den Jammer, die Sünden und Leiden unserer Mitmenschen, welche die Folgen unserer mangelhaften Einrichtungen sind. Und wenn wir jeden Grad von Verantwortung entschieden ablehnen wollen, so stimmt hier und da die rauhe Thatsache mit unserer Täuschung nicht überein.

Carlyle schreibt: „Nicht nach dem Gesetze der Thatsache habt ihr gelebt, sondern nach den Gesetzen des Truges, der Täuschung, und vorsätzlicher und unvorsätzlicher Verkennung der Thatsachen." Und er erinnert an die Geschichte eines armen Weibes, das von allen Hilfsmitteln entblößt, schließlich von einer tötlichen Krankheit befallen wurde, mit dem Resultat, daß eine Menge andere angesteckt wurden, wovon siebzehn starben. „Die arme Verlassene wendet sich an ihre Mitmenschen, als ob sie sagen wollte, ‚Sehet, ich sinke aus Mangel an Hilfe zu Boden; ihr müßt mir helfen! Ich bin eure Schwester, Bein von eurem Bein; ein Gott hat uns geschaffen, ihr müßt mir helfen.' Aber die anderen antworteten, ‚Nein, unmöglich, Du bist keine Schwester von uns. Hier sind unsere Papiere und unsere Vorlegeschlösser, welche unbestreitbar beweisen, daß unser Geldkasten unser ist, und Du nichts damit zu schaffen hast.' Sie beweist aber ihre Schwesterschaft; ihre ansteckende Krankheit tötet jene siebzehn."

Bei geschehener Ungerechtigkeit ist es keine Entschuldigung, wenn einer sagt, daß er es nicht verhindern kann. Er hat in der That nicht einmal einen Versuch gemacht, und darin hat er schon stark gefehlt. Der Durchschnittsmensch sieht weit und breit, Elend und Armut, Unglückliche und Entblößte; er sieht wie der Sweater eine angesehene Stellung einnimmt; er weiß wie die Schwachen

und Hilflosen systematisch ausgebeutet, beraubt, und frühzeitig in den Tod getrieben werden. Und dabei tröstet er sich mit dem Gedanken, daß er nichts dafür kann! Nun, Schulze, frage ich Dich, hast Du je versucht, nur etwas davon zu verhindern, oder hast Du Dich fortwährend angelogen, indem Du Dir immer sagtest, daß keine Abhilfe möglich sei?

Mir scheint es, daß Deine Pflicht völlig klar ist. Nachdem Du überzeugt bist, daß es unendlich viel Elend und Unrecht giebt, ist es Deine erste Pflicht, nach deren Ursachen zu forschen. Wie Du die Ursachen gefunden hast, ist es Deine Pflicht nach Mitteln zu suchen, die solche Ursachen beseitigen werden. Und nachdem Dir solche Mittel bekannt worden sind, solltest Du sie anwenden, und alles aufbieten, um andere zu überreden, das Gleiche zu thun.

Thue Deine Pflicht von nun an, Schulze. Lüge Deine Seele nicht mehr an. Schon lange weißt Du, daß es überall unter dem Volke, Elend und Ungerechtigkeit giebt. Wenn Du nach diesem Wissen nicht gehandelt hast, so geschah das nicht, weil Du wußtest, daß jedes Eingreifen doch ganz ohne Erfolg bleiben müßte, sondern es geschah, weil Du träge und gleichgültig warst, und Deine Bequemlichkeit nicht opfern wolltest, oder weil Du selbstsüchtig warst, und die Angst gehabt hast, Du könntest um irgend einen Vorteil kommen, oder weil Du herzlos warst und Dir eigentlich gar nichts aus den Leiden und Entbehrungen anderer gemacht hast.

Wollen wir einmal die Wahrheit, Schulze, sei dieselbe noch so unangenehm und peinlich, wollen wir die Gerechtigkeit, koste diese, was sie wolle.

Schaue Dir das Bild an, das überall, und besonders in den großen Städten, sich Deinen Augen entrollt. Was ist da alles zu sehen? Du siehst, wie es manche giebt, die reich und müßig, den von ihnen nicht verdienten Reichtum zu ihrer eignen Beschädigung und Erniedrigung und zur Beschädigung und Erniedrigung anderer, vergeuden. Die Arbeiterbevölkerung, die unermüdlich arbeitet, findest Du in kleinen, dürftigen Wohnungen, in engen Gassen oder schmutzigen Höfen zusammengepfercht. Einerseits hat man die prachtvoll ausgestatteten, hellglänzenden Läden, die luxuriösen Hotels und Restaurants, die Theater und Bälle;

andererseits die darbenden, die zähneklappernden, dünngekleideten Arbeitslosen, die Armen, die, wenn sie ein paar Pfennige haben, die billige Volksküche aufsuchen, die noch viel ärmeren, die nichts habend, in die unentgeltliche Wärmstube gehen. Du findest massenhaft Männer und Frauen, die überarbeitet und miserabel bezahlt werden. Du siehst da Religion, Bildung, Wohlstand, Laster, Armut, Elend und Krankheit neben einander, und alle unter einander vermengt. Du erblickst da den aufgeblasenen Emporkömmling, den Geck, den Wucherer, den Sweater, den Gigerl, den Protz, die trippelnde, sich zierende Frau, die Schönthuende; und Du siehst auch den Entblößten, den Hungernden, den Unglücklichen, den Leibeignen, den Trunkenbold und die Dirne.

Und das alles geht Dich gar nichts an, Schulze? Das ist Dir alles gleichgültig? Bist Du ein Mann, ein Staatsbürger? Und willst Du da gar nicht für das Recht eintreten, nicht einmal die Hand ausstrecken, die Niedergetretenen und Gefallenen zu retten, nicht das kleinste Opfer bringen, Deiner unglücklichen Mitmenschen halber? Ich will keinen Appell an Dein Herz richten. Was ich hier schreibe, ist nicht Redekunst, nicht Sentimentalität, sondern die leere ungeschminkte Wahrheit. Durch das ganze Werk hindurch war ich bestrebt, praktisch und einfach zu schreiben, und mich immer zu mäßigen. Nach den höheren Regionen habe ich nicht ein einziges Mal meinen Geist emporstreben lassen. Unter dem ganzen Inhalt ist keine Spur von Idealismus; wir sind im Gegenteil immer ganz in der Nähe der Erde geblieben. Was ich hier sage, ist nur eine ganz gewöhnliche Berührung der Alltagsdinge unseres Lebens. Schwere Sorgen und Unrecht lasten wie ein Alb auf unseren Brüdern und Schwestern, und erdrücken sie. Du siehst alle diese Dinge und ich behaupte, daß Du, in Gemeinschaft mit Deinen Mitbürgern, auch Deinen Teil der Schuld und der Verantwortung trägst. Es ist Deine Pflicht nach Remedur zu suchen und wenn Du suchst, wirst Du auch etwas finden.

Alle diese Zustände, was man sieht und was man leider weiß, finde ich, Schulze, unaussprechlich traurig. Ich meine jeder Mensch, der ein nervöses Temperament, der Einbildungskraft hat, und der nachsinnend ist, muß sie entsetzlich finden. Die Dirne unter der Straßenlaterne, der Unglückliche, der Verirrte, der Ent-

blößte, der die Schnapsbude oder die Wärmstube aufsucht, die überanstrengte Arbeiterin in ihrer Stickluft, das müde Opfer des Sweaters: Das alles sind schauderhafte, schändliche, grauenerregende Thatsachen, die vor langen Jahren, wie mit einem Brenneisen, sich in mein Herz hinein versengt haben.

All' diese Sünde, all' dieses Elend, der Schmerz und die Verzweiflung unter dem stillen, lauteren Himmel, trotz der anmutigen Auen und der klaren, sonnenbeschienenen Bäche, — und gar keine Abhilfe!

Dies alles habe ich gesehen, und mir kam das Bewußtsein, daß ich als Einzelner für die Zustände auch mitverantwortlich war. Sodann versuchte ich die Ursachen davon zu ergründen und Abhilfe auszusinnen. Jahrelang habe ich darüber nachgedacht, aber ich glaube, ich verstehe mich jetzt etwas auf diese Dinge, und es ist mein innigster Wunsch, daß Du sie auch, mit einem nüchternen gesunden Menschenverstand, betrachten lernen sollst, und so vielen anderen, wie möglich, die Wahrheit aufdecken und beibringen wirst.

Manchesmal, während ich diese Briefe geschrieben habe, war ich arg aufgebracht und empört, und da habe ich wohl die Absicht gehabt, am Schlusse des Buches meinem mit Indignation gefüllten Herzen durch Ausgießung einiger glühenden Worte der Schmähung und der Verachtung Luft zu machen. Aber ich habe mich eines Besseren besonnen, und habe nun keine Lust mehr dazu. Wie ich zurückblicke, fallen mir meine eignen Fehler ein, meine Schwachheit, Thorheit und Feigheit. Und da vergeht mir die Lust, andere zu tadeln oder zu verachten. Die Liebe, Schulze, die Barmherzigkeit, die Demut! Ach, wir sind alle armselige Geschöpfe, und taugen alle nicht viel!

Das wären also meine „sozialen Briefe," der ernste und aufrichtige, wenn noch so mißlungene Versuch dieses armseligen Stückchens Erde, dieser Handvoll herzhaften Staubes. Wenn sie Gutes anstiften, nun gut; wenn nicht, dann auch gut. Ich werde dann nochmals einen Versuch machen.

Vielleicht werde ich eines Tages wieder mit Dir plaudern, und zwar nicht als ein praktischer Mann, sondern als Gemütsmensch. Und dann wollen wir gemeinsam empfinden, wie das Herz der ganzen Menschheit schlägt, und wie das verhängnisvolle Auge der ganzen Menschheit, matt und müde, und beschleiert,

sehnsuchtsvoll zu der unaussprechlichen, in stiller Erhabenheit verborgenen Herrlichkeit hinaufblickt, die man Gott nennt.

Dieses Buch aber hat nur einen praktischen Charakter, und hat durch und durch stets ein praktisches, erreichbares Ziel im Auge behalten. Ich habe einige Zeit und Mühe darauf verwendet, und darf mich vielleicht erdreisten, Dich zu bitten, es mit Bedacht zu lesen, und die darin enthaltenen Anschauungen und Thatsachen recht zu beherzigen und weiter zu vertreten, wenn solche, nach reiflichem Nachdenken Deinem Verstand und Deinem Herzen sich empfehlen.

Inhalt.

Druck von Gottfr. Pätz in Naumburg a. S.

Das Thema:

„Dürfen Pastoren Politik treiben?“

wird in folgenden neuen 1896 in meinem Verlage erschienenen Schriften behandelt:

Pastor Hammer.

Ein Zeitbild von **Leo Guthart.**

Preis 2,50 Mk.

Die Lebensgeschichte eines christlich-sozialen Geistlichen, seine Kämpfe mit seiner konservativen Umgebung und seinen vorgesetzten Behörden, sein Prozeß, seine Verurteilung, seine endliche Amtsentsetzung und ein Ausblick in seine Zukunft werden hier in formvollendeter poetischer Weise, aber doch naturgetreu und lebenswahr geschildert.

Jeder „politische Pastor“ muß diesen „Pastor Hammer“ lesen.

Herkules am Scheidewege.

Stöckers Austritt aus der konservativen Partei

von **Ludwig Kynades.**

Preis 25 Pfg.

Diese Broschüre war die Veranlassung zu der so schnell berühmt gewordenen Krause'schen Broschüre über Stöcker.

Geistliche Katilinarier?

Von **Paul Jäger,** Pastor in Groß Jehser.

Preis 60 Pfg.

Eine außerordentlich scharfe Kritik des oberkirchenrätlichen Erlasses.

Die babylonische Gefangenschaft der protestantischen Kirche in Deutschland.

Von **Eduard Schall,** Pastor in Bahrdorf.

Preis 2 Mk.

Schwere Not des Nähr-, Wehr- und Lehrstandes.

Von **Eduard Schall,** Pastor in Bahrdorf.

Preis 2 Mk.

Pastoren und Politik.

Eine Antwort auf das bekannte Telegramm,

von **Fr. Lemme,** Pfarrer.

Preis 50 Pfg.

Es gehn die Wetter wieder über's Land
Ein Brausen zieht durch frühlingsfrische Wipfel
Und schweflig glüht der Blitze roter Brand . .
Noch sitzt die Nacht auf hohem Bergesgipfel
Am weiten Himmel jagen blitzgeladen
Und rasch und rascher wildzeriss'ne Schwaden
Im Frühlingssturm.

Die Zweige krachen und Vermorschtes bricht
Und kranke Stämme stürzen tot zusammen . . .
Im fernen Osten glüht das Morgenlicht . . .
Bald muß die Sonne durch die Wolken flammen.
Schon färbt sie hell die schwarzen Wolkenränder
Und roter Schein geht über alle Länder
Im Frühlingssturm.

Die Wetter blasen einen Sturmchoral
Und bang und freudig lauschen viele Ohren . . .
Und aus dem ersten roten Morgenstrahl
Wird licht und schön die neue Zeit geboren.
Wach' auf, wach' auf, du darfst nur hoffend lauschen,
Der neue Geist will dir entgegen rauschen
Im Frühlingssturm.

A. Krause.

Druck von Gottfr. Pätz in Naumburg a. S.

Wright, Henry / Blatchford, Robert, / Werther, Reinhold,

Soziale Briefe an Schulze und Genossen

Leipzig 1896